J. publ. E.
96 h

Dunsany

Gallier oder Teutone?

Betrachtungen

über

Unsere zukünftigen Alliirten.

Von

Lord Dunsany.

Uebersetzt von

A. Kolb,

Redacteur der „Londoner Zeitung."

Berlin:
G. van Muyden,
Carlsstraße, 11.
1874.

409 G8

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

London,
Gedruckt bei Wertheimer, Lea & Co.
$1\frac{1}{2}$, Circus Place, Finsbury Circus.

Inhalt.

—0—

Vorwort.

Die aufregenden Ereignisse von 1870—71 liegen nun weit genug hinter uns, um ein ruhiges und unparteiisches Urtheil über deren Natur und Resultate zu gestatten. Allem Anscheine nach dürften wenige Ereignisse der neueren Geschichte auf die Geschicke der Menschheit so nachdrücklich und dauernd einwirken, als die, welche wir vor Kurzem erlebt haben, und welche wir auf den nachstehenden Seiten in Betrachtung ziehen wollen.

Es war vielleicht unvermeidlich, daß, als Deutschland einen ebenso einzig dastehenden wie unerwarteten Triumph gefeiert hatte, sich die öffentliche Meinung mehr der vorgefaßten Politik des Siegers, als den zu Nichte gemachten Anschlägen des Besiegten zuwenden sollte. Das Resultat jedoch ist eine große Ungerechtigkeit gegen Deutschland gewesen, dessen Handlungen man beurtheilt hat, ohne der an dasselbe ergangenen Herausforderung oder der aggressiven Politik Frankreichs, die sich in dem Worte Napoleonismus summiren läßt, eine genügende Beachtung zu schenken. Die absolute Unverträglichkeit des ganzen in diesem Worte liegenden Systems mit dem europäischen Frieden, würde keines weiteren Beweises bedurft haben, wenn die Franzosen mit ihrem Angriffe gegen Deutschland Glück gehabt hätten. Die Situation Frankreichs Europa gegenüber würde dann für sich selbst gesprochen haben, und die Aufrechterhaltung einer Allianz-Politik zwischen einem friedliebenden England und einem dominirenden Frankreich wäre unmöglich gewesen.

Man frage sich nur, welches die politische Position Europas gewesen wäre, wenn Frankreich in dem Kampfe glücklich gewesen, den die Geschichte als den „Krieg um den Rhein" vermerken wird. Der Kaiser Napoleon III. als Sieger in Berlin eingezogen, würde die Stellung Napoleons I. nach Jena innegehabt haben. Beide würden, nachdem Oestreich und Rußland vorher geschlagen, keinen unbesiegten Nebenbuhler gehabt haben als England, und Europa hätte (für einige Zeit wenigstens) seine Gesetze von Frankreich annehmen müssen. Die Lage Englands im Jahre 1870 würde wiederum dieselbe gewesen sein, wie die von 1805; wobei jedoch seine thatsächliche Suprematie zur See und das Prestige kürzlich errungener Siege seiner Marine in Abzug kommen. Sobald dem brittischen Chauvinismus die Thatsache klar geworden wäre, daß die dunklen Pläne und die bessere Verwaltung in der französischen Marine, praktisch genommen, Frankreich eine der unsern ebenbürtige Seemacht verschafft hätten, so würden die freundschaftlichen Gefühle dem Verdachte und der Unruhe gewichen sein. Wenn man uns einerseits entgegenhält, daß wenn auch die Umstände und Verhältnisse bei beiden Napoleonen die gleichen waren, diese Gleichheit sich dennoch keineswegs auf ihre Charaktere ausdehne, so beweist doch der Zwischenfall des Belgischen Projektes, daß die Moralität ihrer Politik auf gleichem Niveau stand.

Als jedoch der Ausgang des Krieges die Pläne Frankreichs zu Nichte gemacht hatte, vergaß man gewissermaßen und mit Unrecht, daß Deutschland berechtigt war, die Pläne im Auge zu behalten, welche der französischen Politik zu Grunde lagen, nicht wie die Ereignisse dieselben alterirt hatten.

Anderer Seits ist es sehr natürlich, daß Engländer eine tiefe Sympathie für ein Land fühlen sollten, das Niederlagen getroffen hatten, wie sie die Geschichte nicht zweimal aufführt. Jedes edle Gemüth mußte unter dem ersten Eindruck des Mitgefühles sich der Hoffnung hingeben, daß die Milde der Sieger von Sedan ihrem Glücke gleichkommen, daß Beide in der Geschichte ohne Gleichen dastehen würden. Jene Milde wäre edoch mehr edelmüthig als weise gewesen, denn Frankreich hatte noch nicht gelernt — sogar nach Sedan nicht — den Napoleonismus zu verab-

scheuen. Die napoleonische Legende war noch am Leben, und ein Sieg würde ihr in verhängnißvoller Weise ihre verderbliche Kraft zurückgegeben haben. Dem Umstande, daß die Deutschen bei Sedan hunderttausend Gefangene, bei Metz die doppelte Anzahl und bei Paris vier mal so viel Gefangene machten, verdankt Europa den Zusammensturz des Napoleonismus, welcher sein größter Fluch und seine größte Gefahr gewesen war. Wenn also durch die Befreiung von den verzerrten und unmoralischen Traditionen, die Europa zur Befriedigung des eitlen Ruhmes der Franzosen in Blut tränkten, der Humanität ein Dienst geleistet wurde, so kann Deutschland mit vollem Rechte die Dankbarkeit der ganzen Menschheit beanspruchen. Die Völker des Continents müssen ihm ihren ersten Tribut zahlen, England den zweiten, wenn nicht Frankreich selbst in noch größerem Maaße Nutzen daraus zieht. Frankreich verdankt Deutschland seine Befreiung vom persönlichen Regiment, dessen erniedrigende und entnervende Wirkungen es jetzt anerkennt und bedauert. Das Recht der Selbst-Regierung und die Würde eines thatsächlich freien Volkes sind billig erkauft um den Preis einer militärischen Suprematie, für die Frankreich moralisch nicht befähigt ist. Die französische Geschichte zeigt diese Unfähigkeit zu allen Zeiten nur zu deutlich. Sie trat erst kürzlich in der Zuversicht zu Tage, mit welcher der verstorbene Kaiser ungerechter Weise Belgien, einen befreundeten und verbündeten Staat, wegnehmen wollte, um dadurch seine eigene Popularität zu erhöhen.

Englische Gemüther mögen natürlicher Weise durch Gefühle der Freundschaft für einen kürzlichen Alliirten beeinflußt werden; wir sollten uns jedoch daran erinnern, daß wir bei den meisten Kriegen des Kontinents nur Zuschauer des Kampfes waren, und es uns nicht wohl ansteht, eine sentimentale Vorliebe zu hegen, die für andere Nationen verhängnißvoll werden könnte. Wenn Frankreichs Oberherrschaft für den Frieden Europas nicht günstig, wie sie der Geschichte nach dies nicht gewesen ist, so sollte diese Thatsache für uns entscheidend sein. Dies ist die Ansicht der hervorragendsten Schriftsteller des Kontinents und einer der berühmtesten (H. Laveleye) äußert sich in

einer englischen Zeitschrift, die seit dem Drucke dieser Bogen erschienen ist, hierüber folgendermaßen:

„Die verschiedenen Regierungen, die einander in Frankreich gefolgt sind, zeichneten sich alle durch eine übergroße Neigung aus, die Aufmerksamkeit des Landes von den inneren auf die auswärtigen Angelegenheiten abzulenken. Sie bestehen auf der Behauptung ihres „berechtigten Einflusses," d. h. auf die Herrschaft über ihre Nachbarn. Die Restauration verursachte den spanischen Krieg; der friedfertige Louis Philipp besetzte Ankona, und ließ sich an den Abgrund eines allgemeinen Krieges hintreiben, um den Vicekönig von Aegypten zu halten; H. Guizot bestand darauf, zum Schutze der Jesuiten in der Schweiz zu interveniren; Napoleon III. endlich unternahm den Krimkrieg wegen eines Gezänks zwischen Mönchen, den italienischen Krieg wegen einer Idee, die Expedition nach Rom zum Schutze des Papstes, die mexikanische, um die lateinische Race zu heben, und den Krieg mit Preußen endlich aus gar keinem Grunde. *"

So ist die Ansicht einer ruhigen und unparteiischen Autorität, die in England vortheilhaft bekannt ist; und es giebt dem Verfasser dieses Werkes einiges Vertrauen in seine eigenen Schlußfolgerungen, wenn er findet, daß H. Laveleye bei verschiedenen Veranlassungen sie theilt. Besonders ist dieser hervorragende Statistiker gleichfalls der Meinung, daß eine russisch-französische Allianz eine ernstliche Gefahr für die Zukunft, daß Deutschland von Natur friedliebend sei, und daß die traditionelle Politik Englands eher auf eine deutsche als auf eine französische Allianz hinweise.

Daß eine deutsche Allianz unseren auswärtigen Beziehungen zur Basis dienen sollte, scheint kaum zweifelhaft zu sein; ob derselben eine solche Ausdehnung gegeben werden könnte, daß die Macht der friedliebenden Staaten dadurch bedeutend an Stärke gewänne, wie in diesem Buche dargethan ist, muß der Leser entscheiden.

Der Verfasser macht keinen Anspruch darauf, seine Ansichten durch neue Beweise oder weniger bekannte Autoritäten zu unterstützen.

* Ein Artikel in der Februar-Nummer der "Fortnightly" unter dem Titel „Ursachen des Krieges bei der augenblicklichen Situation Europas."

Nachdem er viel gelesen hat, was auf beiden Seiten der Streitfrage geschrieben wurde, hat er im Allgemeinen solche Schriftsteller citirt, die am besten gekannt, oder Jedermann zugänglich sind; und sich mehr darum bemüht, bekannte Facta zu sammeln, um sie als Glieder zu einer Kette von Beweisführungen zu vereinigen, als frisches Beweismaterial beizubringen, das an sich selbst vielleicht fraglicher Natur sein dürfte.

Zu besonderem Dank ist der Verfasser den Eigenthümern des "Graphic" verpflichtet, deren freundliche Erlaubniß ihm vergönnte, das Fac-Simile des berühmten „Vertrags-Projectes" zu reproduciren.

Vorwort zur deutschen Uebersetzung.

Es ist gesagt worden, daß das Urtheil der Ausländer für jedes Land das Urtheil der „contemporären Posterität" sei und in diesem Lichte betrachtet, dürfte die Ansicht eines neutralen Engländers einiges Interesse für Deutsche haben. Der Verfasser kann in diesem Falle sagen, daß er wenigstens eifrig darnach gestrebt, unparteiisch zu sein, und wenn er dabei zu Schlüssen kommt, die für Deutschland günstig lauten, so liegt denselben sicher kein Uebelwollen gegen Frankreich zu Grunde. Jenes glänzende und liebenswürdige Volk scheint jede gute Eigenschaft zu besitzen, mit Ausnahme jener, für welche es ein Monopol beansprucht und die es allein zu der europäischen Dictatur, nach welcher es ein so heftiges Verlangen fühlt, berechtigen könnten.

Wenn jedoch im Widerspruch mit der vorauszusetzenden Unparteilichkeit neutraler Völker ein bedeutender Theil Engländer Frankreich über Gebühr günstig gesonnen und gegen Deutschland ungerecht war, so dürfte sich dies einigermaßen durch die besonderen Umstände entschuldigen lassen. Die schleunige und sichtbar unwiderstehliche Entfaltung der deutschen Macht war wohl danach angethan, Unruhe und Verdacht zu erregen.

„Dem Meteor gleich, das mit Flammenschrift,
Umsturz verkündend, jäh' die Völker schreckt," *

schien das neue Reich, welches in zwei kurzen entscheidenden Feldzügen Oestreich und Frankreich gedemüthigt hatte, die Freiheit Europas zu

* Shakespeare.

bedrohen. Ueberdies fühlte England eine natürliche Sympathie für einen kürzlichen Alliirten, ohne genügende Erkenntniß (von Seiten der jungen Generation wenigstens) des Umstandes, daß Deutschland ein älterer Alliirter sei, und daß Preußen, England und Europa in einem wichtigeren Feldzuge als im Krimkriege größere Dienste geleistet hatte, als Frankreich. Die englische Ausgabe dieses Werkes war hauptsächlich gegen derartige falsche Auffassungen gerichtet, und es liegt etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß gegenwärtig viel weniger Mißtrauen gegen Deutschland herrscht und daß man sich in den neuen Stand der Dinge in Europa, um das Wenigste zu sagen, mehr und mehr findet.

Aus der Thatsache aber, daß die in England herrschenden irrigen Auffassungen vollkommen ehrlich und aufrichtig waren, sollten wir die Lehre ziehen, wie sehr Vorsicht Noth thut, wenn wir über die Motive von Staatsmännern und Nationen ein Urtheil sprechen wollen. Viele Engländer sind der ehrlichen Ueberzeugung, daß militärischer Ehrgeiz Deutschland in den Jahren 1864, 1866 und 1870 beeinflußte, obwohl wenige leugneten, daß bei der letzten Veranlassung die Herausforderung von Frankreich ausging. Und doch hätte man von dem neutralen England erwarten dürfen, daß bei ihm eine correctere Ansicht sich gebildet haben müßte.

Es ist jedoch eine Sache von großer Bedeutung, nicht nur für Deutschland und Frankreich, sondern für ganz Europa, daß die öffentliche Meinung in Europa sich ein richtiges Urtheil über die Ursachen und den Character des großen Krieges von 1870 bilde. Jene denkwürdige Episode ist zwar aus der Phase der Schlachten und Unterhandlungen in diejenige der vollendeten Thatsachen übergegangen; aber jenen Thatsachen, und besonders den territoriellen Besitzergreifungen Deutschlands, fehlt noch die Weihe der Zeit. Der Vertrag von Frankfurt hat nicht jene allgemeine diplomatische Bestätigung erhalten, welche gewissen anderen Verträgen den Character eines internationalen Gesetzes verleiht. Der große deutsche Staatsmann machte sogar (und vielleicht weislich) nicht einmal den Versuch, die Bestätigung der Frankreich auferlegten Bedingungen, von Seiten der neutralen Mächte

zu erlangen; daher kommt es, daß während die Verträge von 1815 noch immer als die „Besitztitel" verschiedener Staaten angesehen werden, der nicht unwichtigere Vertrag von 1871 in den Augen der Diplomatie sowohl als der öffentlichen Meinung, mehr den Character einer militärischen Convention annimmt. Die Zeit und ein gerechter Gebrauch von der Stellung, welche Deutschland errungen hat, werden dem Vertrage von Frankfurt die nöthige Sanction geben: mittlerweile ist es jedoch von der äußersten Wichtigkeit, daß die europäischen Völker die ungeheuren Vortheile kennen lernen, die aus der Verlegung der militärischen Suprematie nach Deutschland erfolgen mußten.

Ob das große Teutonenvolk sich der stolzen Stellung, die seine Tapferkeit ihm gewann, und der herrlichen Bestimmung, die es erreichen kann, würdig erweist, wird die Zukunft zeigen. Wenn aber Deutschland dem Instinkte seines Volkes und seinen wahren Interessen folgt, kann es Europa eine Aera nie dagewesenen Friedens und Gedeihens geben. Durch die Vernichtung der Napoleon-Legende und Befreiung seines eigenen Landes von der Abhängigkeit der Laune Frankreichs, das von Invasionen frei zu sein beanspruchte, hat Deutschland nicht nur eine Pflicht gegen sich selbst erfüllt, sondern Europa eine Wohlthat erwiesen. Aber Deutschland hat es in seiner Macht, eine noch größere Wohlthat zu erweisen, und indem es dies thäte, würde es sich nicht allein fähig zeigen, Erfolge zu erzielen, sondern, was ein noch größeres Verdienst ist, dieselben auch würdig zu benützen. Der erste Napoleon, — moralisch ein tiefstehender Typus menschlicher Natur — konnte Siege erringen, wie unbedeutendere Männer vor ihm sie errungen hatten, aber es fehlte ihm jene Hochherzigkeit, welche Siege zu andern als eigennützigen Zwecken anzuwenden vermag. Das Resultat war die Verschlechterung des französischen National-Characters; weiter fällt ihm auch in bedeutendem Maße die sociale und politische Demoralisation des Volkes zur Last, das er seinem selbstsüchtigen Ehrgeize dienstbar machte. Noch sind die Folgen dieser Demoralisation nicht verwischt. Die falschen und verderblichen Ideen von militärischem Ruhme, die von den flüchtigen Erfolgen des ersten Kaiserreiches herstammten, und von Herrn Thiers

aufgefrischt wurden, bedurften zu ihrer Verwirklichung gewaltige militärische Rüstungen in Frankreich, die zu entsprechenden Rüstungen im Auslande führten.

Nun liegt für Deutschland und die übrigen Staaten des Continents eine der offenbarsten Gefahren in dem Umstande, daß die Last, welche jene enormen Aushebungen den Bevölkerungen auferlegen, diese dahin bringen, in der Auswanderung eine Befreiung von denselben zu suchen und daß die Ergreifung dieses Auskunftsmittels, wenn man einmal damit begonnen, gewöhnlich in geometrischen Verhältnissen zunimmt. Jede Auswanderung eines Individuums ist, (wie die Erfahrung in Irland zeigt) die Ursache zu vielen nachfolgenden und so werden ganze Districte entvölkert. Bei einer so hochgebildeten Nation wie die deutsche, muß der Reiz zur Auswanderung um so größer sein, als sie die Vortheile derselben für den Arbeiter, besser schätzen kann. Die Franzosen andererseits zeigen keine Neigung zur Auswanderung, und so dürfte sich die bezügliche Stärke der beiden Länder umkehren. Dem Verfasser ist der Gedanke gekommen, daß, um jene Gefahr abzuwenden, das wirksamste Mittel die vertragsmäßige Schöpfung einer Bundesarmee wäre, welche die Sicherheit Deutschlands garantirte und wozu alle europäischen Staaten, welche ein Interesse an der Erhaltung des Friedens haben, ihr Contingent stellen würden. Was die Bundesarmee fürs „Vaterland" gethan, könnten die verbündeten Armeen von Deutschland, Oesterreich und Italien für Central-Europa thun, indem sie eine strict-defensive Macht repräsentirten. Für eine solche Bundesarmee brauchte das Kontingent eines jeden Staates nur gering zu sein; die Gesammtmacht würde dennoch zu einer gegenseitigen Vertheidigung genügen. Was England anbelangt, so mag es noch nicht vorbereitet sein, einer solchen Defensiv-Allianz beizutreten; nichtsdestoweniger glaubt ein englischer Staatsmann von europäischem Rufe, dessen Namen zu nennen der Verfasser nicht berechtigt ist, daß dies seine politische Pflicht sei. Oesterreich und Italien jedoch haben jüngst gezeigt, daß sie den Werth einer solchen Allianz mit Deutschland vollständig anerkennen, wie wir sie vor etlichen zwölf Monaten in diesem Buche befürwortet haben; die Zeit wird ohne Zweifel einer so augenscheinlich vortheil-

haften Freundschaft Stärke verleihen. Wenn wir annehmen, wie wir dies mit Sicherheit können, daß Deutschland, weit entfernt davon, die Prophezeiung seiner Feinde zu rechtfertigen, von seiner friedlichen Gesinnung Beweise giebt, so muß jedes Jahr dazu beitragen ihm das Zutrauen und die Sympathien Europas zu gewinnen und das Zustandekommen einer Friedensliga — ihrem Wesen, wenn auch nicht ihrem Namen nach — erleichtern. Könnte es wohl für die Humanität eine bessere Aussicht geben, als solch eine Liga, mit einer Bundesarmee; würde sie nicht mehr dazu beitragen, den Traum eines perpetuirlichen Friedens zu erfüllen, als irgend ein visionär-europäischer Areopag dem die Macht fehlt, seine Beschlüsse durchzusetzen, oder irgend eine andere Convertirung des menschlichen Geschlechts zur Bruderliebe, wie gewisse Philanthropen sie ausdachten?

Im Interesse der Gerechtigkeit und des europäischen Friedens hat der Verfasser sich bemüht, das Vorurtheil, das man gegen Deutschland wegen seiner, wie man sagte, erbarmungslosen Fortsetzung des Krieges und seiner als Friedensbedingung gestellten Forderungen nährte, zu beseitigen. Er hat gezeigt, daß, wenn die deutschen Armeen sich nach Sedan, oder sogar nach noch größeren Siegen, zurückgezogen hätten — wenn größere möglich wären — ihre Arbeit umsonst gewesen wäre. Die Aufgabe, welche Umstände Deutschland aufnöthigten, war nicht, Frankreich zu erobern, sondern es seine Niederlage fühlen und bekennen zu lassen. Jenen Punkt den Gemüthern der Franzosen zweifelhaft gelassen haben, hätte geheißen, allen um den Preis so vielen Blutes erlangten Vortheil wegwerfen. Der nunmehrigen Sachlage nach kann kein zukünftiger Thiers den „Krieg um den Rhein" falsch darstellen; sei es nun, um die Illusion der französischen Unbesiegbarkeit wieder aufzufrischen oder um die Franzosen gegen die wirkliche Natur des Krieges blind zu machen.

Indem ferner Deutschland, durch die auferlegten Friedensbedingungen nicht nur seine eigene Zukunft sicher stellte, sondern zugleich auch Frankreich strafte, hat es eine wichtige moralische Wahrheit zur Geltung gebracht und ungerechtem Ehrgeiz eine beherzigenswerthe Lection gegeben. Diejenigen wenigstens, welche die moralische Verant-

wortlichkeit der Staaten zugeben, werden dies kaum läugnen. Frankreich beabsichtigte Deutschland seines Territoriums zu berauben und ist von diesem um nicht mehr gestraft worden, als es seinem Nachbarn zu rauben beabsichtigt hatte. Die abschreckende Wirkung einer solchen Vergeltung ist klar, und besonders in dem Falle, wo eine Nation gelehrt wurde, zu glauben, daß ein Krieg ihnen keine ungünstigen Aussichten böte und daß ihm jede Aggression „Ruhm" brächte, wenn sie nur Erfolg hätte.

Diese Umstände in Betracht ziehend, kam der Verfasser zu dem Schlusse, daß nie Soldaten in einer heiligeren Sache oder in einem edleren Geiste dem Siege entgegengingen als die Deutschen im Jahre 1870, und niemals Siegeslorbeeren davongetragen wurden, die weniger durch Grausamkeit gegen den Besiegten befleckt waren. Die Behauptung aufstellen, daß vereinzelte Fälle rohen Betragens unter den Soldaten vorgekommen seien, heißt weiter nichts sagen, als daß eine Armee, die mehrere hundert Tausende zählt, von den Gesetzen nicht ausgenommen ist, welche die menschliche Natur beherrschen.

Daß derselbe Geist, der Deutschland während des Krieges belebte, seine Führer beim Diktiren der Friedensbedingungen beeinflußte, läßt sich nahezu b e w e i s e n. Frankreich war in einer solchen Lage, daß es viel härtere Bedingungen nicht hätte zurückweisen können; die Gerüchte schrieben den Siegern bei Weitem härtere Bedingungen zu, als sie, wie die Resultate zeigten, zu verlangen die Absicht hatten. Wäre das Ziel der Deutschen gewesen, Frankreich niederzuwerfen, nicht, es zu strafen und im Zügel zu halten, so hätten sie ein Beispiel und eine Entschuldigung in den drückenden Bedingungen gefunden, die Preußen im Jahre 1806 auferlegt wurden. Oder hätte Deutschland bloß an seine Vergrößerung und an Beute gedacht, so würde es die Abtretung eines größeren Gebiets oder eine größere Summe, nebst den Flotten und Kolonieen Frankreichs, verlangt haben.

Dieser Punkt hat ein höheres als das blos historische oder vorübergehende Interesse, denn auf der angeführten ungewöhnlichen Härte der Friedensbedingungen mag der Verlauf zukünftiger Zeiten beruhen. Es

ist nur zu wahrscheinlich, daß Frankreich, sobald es sich nur von seinen letzten Unglücksfällen erholt hat, den Versuch machen dürfte, seine Verluste durch einen Krieg zu ersetzen. Es ist sogar jetzt schon die Hoffnung und der Glaube einer beträchtlichen Partei, daß die Dynastie der Bonaparte wieder eingesetzt werden dürfte; mit einem anderen Napoleon hat Europa aber das Wiederaufleben des Napoleonismus, d. h., eine aggressive Politik zu gewärtigen. Die greifbare Entschuldigung zu einem Angriffe gegen Deutschland gäbe dann die drückende Beschaffenheit des letzten Vertrages; es ist daher von Wichtigkeit darauf hinzuweisen, daß bei der von Herrn Thiers und anderen lebenden Schriftstellern in Frankreich wieder angefachten Eroberungslust die auferlegten Bedingungen nicht erlassen werden konnten.

Wenn jedoch die Vergangenheit das Verhalten Deutschlands rechtfertigt, so wird es doch immer noch Einzelne geben, die seine jüngst erworbene militärische Stärke, als gefährlich für den Frieden und die Unabhängigkeit Europas ansehen. Sie kann natürlich gefährlich werden; das zukünftige Verhalten von Nationen oder Individuen kann nur Sache der Muthmaßung sein. Die praktische Frage ist jedoch nicht sowohl die absolute, als vielmehr die relative Tüchtigkeit Deutschlands für jene dominirende Stellung, die es Frankreich abgerungen hat. Ist von Deutschland zu erwarten, daß es seine Stärke mehr oder minder, als Frankreich es gethan, mißbrauchen werde? Die Nationen Europas werden es wahrscheinlich nicht schwierig finden, diese Frage zu beantworten. Nur wenige Jahre sind verstrichen seit jener Zeit, wo jeder Nachbar Frankreichs ängstlich fragte, gegen welchen unter ihnen seine gewaltigen militärischen und maritimen Rüstungen gerichtet seien? Sogar England fühlte sich zu Zeiten nicht sicher vor seinem Alliirten und es war eine Erleichterung für mehr als eine Großmacht, als am Neujahrstage 1859 die Anrede des Kaisers Napoleon an den österreichischen Gesandten das Aggressionsobjekt jenes Jahres enthüllte. Jener Krieg, von dem es hieß, daß er für eine „Idee (und zwei Provinzen)“ unternommen worden sei, war nur ein sprechendes Beispiel von den Konsequenzen, die sich aus den napoleonischen Anmaßungen ergaben

und sollte, auch ohne das noch weniger zu vertheidigende aggressive Verfahren im Jahre 1870, Europa lehren, wie viel es Deutschland verdankt. Denn nicht allein durch wirklichen Krieg, sondern auch durch sein fortwährendes diktatorisches Einmischen in die Angelegenheiten anderer Länder erregte Frankreich ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Die Geschichte, fern davon, die französische Lieblingsphrase: „Wenn Frankreich zufrieden ist, hat Europa Ruhe" zu bestätigen, berichtet uns gerade das Gegentheil. Als Frankreich beim Beginne des letzten Jahrhunderts und wieder im Anfange des jetzigen gedemüthigt war, genoß Europa eines nie dagewesenen Friedens; in dem letzten Falle vierzig Jahre lang, bis der Napoleonismus wieder auflebte. War das in den glorreichen Zeiten Ludwigs XIV. oder Napoleons I. der Fall?

Daß das siegreiche Deutschland dem üblen Beispiele Frankreichs folgen könnte, ließe sich, wie bereits gesagt, begreifen; thäte es dieß, welche Hoffnung bliebe dann noch der Menschheit? Läßt sich von der Erziehung und allgemeinen Aufklärung Nichts erhoffen? Sind alle Nationen unverbesserlich? Wir wollen vielmehr glauben, daß eine sittliche Kraft in der Volkserziehung und hohen moralischen und religiösen Ausbildung liegt. Wir wollen vielmehr glauben, daß das Volk, welches eine edle Entrüstung über eine schändliche Aggression unbesiegbar machte, über dem niedrigen Ehrgeiz eines gewöhnlichen Eroberers stehe. Deutschland hat sich in der That, in einer gerechten Sache, furchtbar gezeigt, aber gerade was zu seiner Stärke beitrug, wo die Gerechtigkeit auf seiner Seite war, würde ihm bei einer Aggression schaden. Ein Volk, das so zwischen wahrer Größe und seinem Gegenstücke zu unterscheiden vermag, würde sich nicht zum bloßen Werkzeuge prinziplosen persönlichen Ehrgeizes machen oder in solche Kriege schleppen lassen, wie sie Europa unter dem ersten Napoleon verwüsteten und unter dem Zweiten würden verwüstet haben, wäre nicht die deutsche Tapferkeit gewesen. Alle Ehre also der wackeren Nation, welche durch ihre Zurückweisung und Bestrafung der Invasion Europa die Aussicht auf einen dauernden Frieden eröffnet hat! Alle Ehre dem Patriotismus, der Festigkeit und Weisheit, welche durch die Einigung Deutsch-

lands, das durch ein einziges Haupt vertreten ist, fertig brachte, was die verbündeten Fürsten und Staatsmänner im Jahre 1815 vergebens auszuführen suchten. Sie brachten es nicht fertig, weil sie einem Leib zwei Köpfe gaben, so daß an Stelle eines geeinten Oesterreich-Deutschland, das als ein einziger Staat einer fremden Invasion hätte begegnen können, Oesterreich und Preußen der Reihe nach von Frankreich angegriffen werden konnten, ohne daß Eines dem Anderen Hülfe zu Theil werden ließ. Der erste Fehler in dem Abkommen von 1815 ist nun gut gemacht worden; durch Verlegung des politischen Schwerpunktes im europäischen Systeme von Frankreich nach Deutschland ist aber ein Zustand „unstabilen Gleichgewichts,“ wie es in der Mechanik heißt, in ein Stabiles umgeschaffen worden. Der Friede Europas beruht nicht länger auf der Eitelkeit oder Laune der am mindesten stabilen Nation, sondern auf dem Willen des gedankenvollsten, ernstesten, fleißigsten und gebildetesten Volkes jenes Kontinents. Nie vielleicht gab es eine stärkere Garantie für den Frieden oder eine ermuthigendere Aussicht für die Civilisation.

Ist jedoch diese Aussicht auf Kosten der Wohlfahrt, des Glückes, der wahren Größe Frankreichs erkauft? Man würde dies wahrlich nur ungern glauben, wenn Frankreich die Fülle der Segnungen, welche die Natur ihm so freigiebig darbietet, im Frieden anstatt im Kriege sucht. Es war das Unglück der Franzosen, die Auffassung ihres eigenen Wohles und ihre Größe auf die Demüthigung ihrer Nachbarn basirt zu haben und sich so in einen Gegensatz zum übrigen Europa zu stellen. Wenn es aber die eitle Idee aufgiebt, andere Nationen regieren zu wollen und sich selbst zu beherrschen lernt, so wird es nicht verfehlen, einen solideren Wohlstand und eine reellere Größe zu erreichen, als es je vorher gekannt hat. Die Kriegstrophäen sind vergänglich, die des Friedens bleibend. Einer einzigen schwarzen Wolke am Horizont, die für Europa möglicherweise Uebles bedeuten dürfte, möchten wir hier Erwähnung thun. Die verschiedenen Ziele des Ehrgeizes von Frankreich und Rußland könnten in einer Allianz gegen Deutschland einen gemeinsamen Boden finden, deren Bedingungen sich ohne Weiteres von

selbst geben. Gegen eine solche—hoffentlich ferne—Gefahr ließe sich der natürlichste und wirksamste Schutz in einem herzlichen Einvernehmen zwischen Deutschland und England finden. Wenn des Verfassers Bemühungen im Geringsten hierzu beitrügen, würde er mehr als belohnt sein.

Fac-simile of Draft of Secret

S. M. –
des français
les liens d'
consolider
heureusem
pays, co
pour atte
d'ailleurs
pais. qu
s'entendre
intéressen
ont été

…ercer dans tous
…ats respectifs,
…rissent
…égrité, seraient
…ation, se tenant
…ille conjoncture,
…d, et de ne
… prétexte, les
…aires qui seraient
… intérêt commun
… clauses et
…énoncées.

Gallier oder Teutone.

Kapitel I.

Die öffentliche Meinung in England über den letzten Krieg.

Der diesem Buch gegebene Titel mag zu ehrgeizig erscheinen und mich dem Verdachte aussetzen, in das Amt berufsmäßiger Diplomaten und verantwortlicher Staatsmänner eingreifen zu wollen. Eine solche Ambition liegt jedoch keineswegs in meiner Absicht. Der einzige Zweck meiner Arbeit ist einen, wenn auch noch so bescheidenen Beitrag zu einer richtigen Würdigung der ungeheuern Veränderung zu liefern, welche jüngst in Europa stattgefunden hat und der entsprechenden Aenderung, die sie in den auswärtigen Beziehungen Englands bewirken muß. Je mehr sich richtige und unparteiische Ansichten über den letzten Krieg, nebst seinen Ursachen und Resultaten, unter uns verbreiten, desto mehr wird eine gesunde öffentliche Meinung auf die auswärtige Politik Englands ihren Einfluß ausüben und uns vor ähnlichen volksthümlichen Thorheiten bewahren, wie sie kürzlich Frankreich seinem Ruine entgegengeführt haben.

Es ist natürlich nur Wenigen gegeben, die öffentliche Meinung zu leiten oder auch nur zu beeinflussen; allein da der lauteste Ruf der Menge schließlich nichts anders ist, als eine Vereinignng einzelner Stimmen, so trägt der Einzelne wiederum mehr oder weniger zu dem bei, was man die öffentliche Meinung des Landes nennt.

Der Engländer kümmert sich heutigen Tages wenig um auswärtige Politik, obgleich kein Volk Handlungen der Gewalt oder Unterdrückung,

wo immer sie stattfinden, bitterer verpönt. Lobenswerth ist diese Gleichgültigkeit gegen auswärtige Politik, so lange sie sich darauf beschränkt, die Völker des Continents ihre eigenen Streitigkeiten schlichten zu lassen, ohne sich schnurstracks einzubilden unsere Ehre und Interessen seien dabei betheiligt. Da wir uns jedoch gelegenheitlich, wenn auch nicht gerade zu Handlungen, so doch wenigstens zu heftiger Rede und Schrift hinreißen lassen, so wäre es sicher am Platze, wenn wir uns daran gewöhnten, auswärtige Fragen weniger als bloße Episoden und mehr als das zu beurtheilen, was sie thatsächlich sind—Abschnitte der Geschichte einer Nation; Abschnitte jener Geschichte, welche nichts anders als der Erwuchs des Charakters, der Gefühle und Traditionen einer Nation ist, welche von Zeit zu Zeit wieder erscheinen und immer die gleichen Resultate zur Folge haben. Die gleichen nationalen Eigenheiten, welche die ungerechten und verderbenbringenden Kriege Ludwig XIV. und Napoleon I. unterstützten, welche die Dynastie der Bonaparte im Jahre 1851 wieder herstellten und sie eines Tages wiederum herstellen mögen. Jene Eigenthümlichkeiten, welche die Russischen, Oesterreichischen und Mexikanischen* Kriege einleiteten, führten ebenso naturgemäß und sicher zu dem Kriege am Rhein im Jahre 1870.

Um über diesen Krieg ein gerechtes Urtheil zu fällen, sollten wir nicht allein seine Ursachen und Antecedentien, sondern auch die Absichten ins Auge fassen, mit welchen er erklärt wurde und die Resultate, welche er zur Folge gehabt haben würde, wenn diese Absichten zur Ausführung gekommen wären. Die kriegerischen Eigenschaften und Traditionen Frankreichs und die Thatsache, daß Erfolg wiederum Erfolg erzeugt, führten es zu dem Glauben, daß wie Rußland und Oestreich durch seine Waffen gedemüthigt worden, auch Preußen einem ähnlichen

* Der Leser wird vielleicht einwenden, daß England gerade so wie Frankreich an dem russischen Krieg betheiligt war und daß der mexikanische Krieg niemals populär in Frankreich gewesen ist; beide Kriege entsprangen jedoch der verderblichen Tradition einer französischen Präponderanz. Der Differenz Frankreichs mit Rußlands lag das „heilige Grab" viel mehr als die „Interessen der Türkei" zu Grunde; der mexikanische Krieg entstand aus der absurden, aber ganz napoleonischen Idee „die lateinische Race gegen die anwachsende Macht der Anglo-Sächsischen zu unterstützen".

Schicksale nicht entgehen könne. Die Ereignisse täuschten diese Erwartung, allein wir sollten uns aus diesem Grunde nicht darauf beschränken die Uebel in Betracht zu ziehen, welche Frankreich durch seine Niederlage erwuchsen und jene vergessen, welche sein Sieg zur Folge gehabt haben würde.

Die gewichtigsten Gründe bestimmen uns zu dem Glauben, daß der Erfolg der französischen Waffen im Jahre 1870 den Frieden und die Unabhängigkeit des europäischen Continents gefährdet, die höchsten Interessen Englands geschädigt und die Zukunft Frankreichs selbst aufs empfindlichste compromittirt haben würde, da die Stellung Napoleons III. derjenigen Napoleons I. vor seinem Sturze ähnlich geworden wäre. Von den vier Alliirten, welche Frankreich im Jahre 1815 unterworfen hatten, würden drei erlegen sein. Das brennende Verlangen „Waterloo zu rächen," wäre zu drei Viertheilen erfüllt gewesen. England allein würde noch aufrecht und unangetastet dagestanden haben,—aber für wie lange Zeit? Was Frankreich selbst betrifft, mit der neu aufgefrischten napoleonischen Legende, dem bis zum Himmel erhobenen Cäsarismus und Militärismus—während Nation und Freiheit jeder Unterdrückung preisgegeben—so würde es sicher die unvermeidliche Coalition Europas gegen sich gehabt haben und einer neuen Unterwerfung ausgesetzt gewesen sein, bei welcher die Anno 1815 bewiesene Schonung keine Anwendung gefunden haben dürfte.

Daß die Ereignisse eine andere Wendung genommen haben, berechtigt uns nicht dieß Alles zu vergessen oder aus Gefühlen nationalen Wohlwollens die Wahrheit zu unterdrücken. Die Consequenzen des Krieges von 1870 liegen nicht völlig in der Vergangenheit, noch berühren sie Frankreich allein; wäre das der Fall so könnten wir Frankreich gegenüber die Großmuth walten lassen, ohne seinem Gegner ein Unrecht zuzufügen. Wie viel man den Freunden im Unglück auch schulde, der Wahrheit ist man mehr schuldig, und es wäre sehr zu wünschen, daß die öffentliche Meinung in England sich auf Thatsachen stützte und sich nicht durch Gefühle der Freundschaft, durch Vorurtheile, noch durch den Gebrauch conventioneller Phrasen beirren ließe. Diese Phrasen waren „das Gleichgewicht der Macht", „Ein starkes Frankreich ist

eine europäische Nothwendigkeit", „Unser alter Alliirter", „Unser getreuer Alliirter". Man sagt von Frankreich, daß es „unter der Herrschaft von vier Phrasen stehe". England sollte solch einer Herrschaft sich nicht unterwerfen.

Was meinen wohl diejenigen, welche glauben, daß das „Gleichgewicht der Macht" durch den Sieg Deutschlands gestört worden ist? Würde der Sieg Frankreichs es erhalten haben, oder könnte europäisches Gleichgewicht neben französischem Uebergewicht Bestand haben? Liegt der Widerspruch nicht schon in den Worten?

Was die Nothwendigkeit eines starken Frankreichs für Europa betrifft, wie die Phrase eines angesehenen Staatsmannes lautete, so war dieselbe in dem von diesem gemeinten Sinne wohl ganz am Platze. Allein Europa hatte den Fluch eines „starken Frankreichs" unter Ludwig XIV. und wiederum unter Napoleon I. zu tragen gehabt. Das Blutvergießen (welchem Millionen zum Opfer fielen), die Verwüstungen und das Elend, welche ein starkes Frankreich verschuldete, nahmen in beiden Fällen nur ihr Ende, als ein schwaches Frankreich ein starkes ablöste. Es könnten Beispiele angeführt werden, welche das Gegentheil beweisen, aber sie liegen uns entfernter und sind weniger bekannt.

Vielseitig pflegte man auch Frankreich „unseren alten Alliirten" zu nennen. Thatsächlich war aber Frankreich im Jahre 1871 nicht mehr unser Alliirter als Preußen, Oestreich oder Rußland, ja war es weniger als irgend einer unserer alten Alliirten. Wir haben mit allen vier Mächten gar manche Allianzverträge gehabt und nur im lockern volksthümlichen Sinne genommen ist das Eine mehr unser Alliirter als das Andere.

Was endlich „unsern getreuen Alliirten" betrifft, so würde man, hätte nicht Herr Thiers, auf die Loyalität von vierzig Jahren hinweisend, an unsere Dankbarkeit appellirt und wäre dieses Argument nicht auch von Engländern benutzt worden, am besten daran thun, die Erinnerung an alte Streitigkeiten und Missethaten heute nicht mehr aufzufrischen.

Während der ersten fünfundzwanzig Jahre dieser Allianz (welche

im Jahre 1830 begann) und viele Jahre vorher, war Animosität gegen England das stärkste politische Gefühl in Frankreich; eine Animosität, welche denselben Ursachen entsprang und ebenso heftig war, wie diejenige, welche heute gegen Preußen herrscht. Sie zeigte sich in täglichen Schmähschriften in der Presse sowohl, als auf der Tribüne und durchdrang die französische Gesellschaft von den Stufen des Thrones herab bis in die Hütte des Landmannes; ja wurde sogar allgemein als Beweisführung für französischen Patriotismus betrachtet. Jenes Uebelwollen gegen England (damals der einzige Alliirte Frankreichs) war nicht allein eine Verlegenheit für ihre Auswärtige, sondern auch für ihre Innere Politik und trug nicht unwesentlich dazu bei die Orleansmonarchie zu stürzen. „Der Neid, Haß und der böse Wille“ unseres Nachbars waren in England, wie jede andere politische Thatsache, wohl bekannt; Niemand hat auch je daran gezweifelt, daß mindestens neun Zehntel unserer Marine- und Landmachtrüstungen und alle unsere Befestigungen und andere Vorsichtsmaßregeln der Befürchtung einer Invasion entsprangen und einzig und allein gegen unsern „getreuen Allirten“ gerichtet waren. Es ist nicht minder eine Thatsache, daß obgleich wir gemeinschaftlich mehrere schwierige Verhandlungen zum Abschlusse brachten—während der Regierung von Ludwig Philipp sogar militärische Operationen—wir nichts desto weniger bei verschiedenen Gelegenheiten von unserm Alliirten getäuscht und überlistet wurden. Dies war hauptsächlich im Jahre 1840 der Fall, wo wir uns genöthigt sahen Rußland herbeizuziehen, um den Intriguen Frankreichs in Aegypten entgegenzutreten; damals wie heute hielten Thiers energische Hände das Staatsruder Frankreichs.

Der englische Staatsmann, welcher der größte Befürworter der Anglo-französischen Allianz gewesen und welcher nothwendiger Weise am besten über ihre Operationen unterrichtet sein mußte, schrieb dem englischen Gesandten in Paris, wie folgt:

„Es ist seit langer Zeit augenscheinlich, daß die französische Regierung uns in der Angelegenheit von Buenos-Ayres getäuscht hat, wie sie dies bei fast allen andern Angelegenheiten gethan, über welche wir irgendwie mit ihr in Verhandlung getreten sind —

wie beispielsweise Spanien, Portugal, Griechenland, Tunis, die Türkei und Egypten, Persien ꝛc. bezüglich allen welchen, das Verhalten der französischen Regierung in directem Widerspruch mit ihrer Sprache gewesen ist. *

Lord Palmerston schließt in dieser etwas langen Liste von Beispielen die Belgische Angelegenheit nicht ein, bezüglich welcher das verdächtige Verhalten Frankreich ihn mehr als einmal nöthigte mit Krieg zu drohen. Man mag zwar behaupten, daß Lord Palmerstons Beurtheilung der französischen Regierung in diesem Falle hart ausgefallen; sechs Jahre später wäre es aus guten Gründen noch härter ausgefallen, als Ludwig Philipp's Duplicität in der spanischen Heirathsangelegenheit thatsächlich jedwedem freundschaftlichen Verkehr mit ihm ein Ende machte.

Nach dem Dynastie-Wechsel, welcher wenige Jahre darauf erfolgte, verursachten die maritimen Rüstungen des Ex-Kaisers, welche Frankreich für eine Zeit lang eine größere Flotte als die unsere** zur Verfügung stellten, einige Unruhe in England. Die gegenseitigen Beziehungen der beiden Länder waren faktisch so veränderlicher Natur, daß wenigstens drei besondere Invasions-Schrecken in England stattfanden, wie uns schon der Titel von Cobdens berühmtem Pamphlet "The Three Panics" beweißt. Das Ministerium, der öffentlichen Stimmung und seiner eigenen Auffassung Rechnung tragend, brachte eine Militärvorlage ein; das Parlament stellte ihm vorerst die Summe von £9,000,000 zur Verfügung, für Befestigungen in Portsmouth, Plymouth, Portland, Insel Wight und anderen Plätzen und eine beträchtlichen Ver-

* Das Leben Lord Palmerston's von Sir H. Lytton Bulwer KCB. M.P., vol. II p. 310. Der Brief trägt das Datum vom 16. April 1840.

** Der erste Lord der Admiralität, Sir Charles Wood, äußerte sich am 18. Mai 1857 nachdem er die seetüchtigen englischen Linienschiffe auf 42 und die französischen auf 40 geschätzt hatte, wie folgt: Was die augenblickliche Bemannung unserer Marine betrifft, so sind wir mit andern Nationen verglichen, in großem Nachtheil, weil der Dienst bei uns ein freiwilliger ist; durch ihr Dienstpflicht-System vermögen andere Nationen in kürzester Zeit ihre Flotten viel stärker zu bemannen als uns dieß bei unserem Freiwilligen-System möglich ist. Ist es ein Wunder daß „Panics" entstehen, wenn solche Eingeständnisse gemacht werden? Hansard's Debates vol. CXLV.

stärkung unserer Canal-Flotte. Die Freiwilligen Miliz ist gleichfalls ein Beweis von dem damaligen Schrecken und alle diese Vorsichtsmaßregeln waren eingestandenermaßen gegen eine französische Invasion gerichtet. Herr Cobden und die Friedensgesellschaft bestritten zwar die Nothwendigkeit von Vorsichtsmaßregeln, allein da einer dieser beiden Schlüsse, der Richtige sein muß, so waren sie entwe er durch das Verhalten Frankreichs gerechtfertigt, oder die englische Nation hatte sich durch einen Schatten erschrecken lassen. Da die Regierung und die Nation in ihrem Widerspruch gegen die Friedensgesellschaft übereinstimmten, so darf man wohl annehmen, daß die beiden Ersteren Recht hatten.

Anderseits hat der französische Ex-Kaiser bei zwei Gelegenheiten ehrlich an England gehandelt, wie später angeführt werden soll; allein er hat in späterer Zeit durch den Benedetti-Verrath alles Recht auf den Titel eines „getreuen Alliirten" verloren. Um eine Sache richtig zu beurtheilen, muß man sich vor Allem, derartiger conventioneller Redensarten entschlagen.

Obgleich der Krieg zu Ende ist, so werden seine Folgen doch immer andauern und dieselben sind zu bedeutungsvoll um leichtsinnig oder unter dem Einfluß von Gefühlseindrücken beurtheilt zu werden, welche aus Gründen, die mit Politik gar nichts zu thun haben, Frankreich günstig sind. Um zwischen Frankreich und Preußen unparteiisch zu urtheilen, muß der Engländer thatsächlich seinen Gefühlen und seiner Vorliebe eine gewisse Gewalt anthun. Frankreich ist in England viel populärer als Deutschland, oder England in Frankreich. Es gibt wenig Engländer, welche nicht angenehme Erinnerungen an jenes „schöne Frankreich" und sein heiteres liebenswürdiges Volk hätten. Preußen dagegen ist kein gefälliges Land und seine Einwohner scheinen bemüht zu sein, von den übrigen Deutschen sich durch weniger Höflichkeit und Anmuth, ja, sogar durch eine gewisse schroffe Arroganz der Manieren auszuzeichnen. Sie schädigen sich dadurch selbst in nicht geringem Maße; Höflichkeit und Milde im Frieden sind die wahren Begleiter und Zierden des echten Kriegshelden. Wer möchte sich einen rauhen König Arthur oder Bayard denken? Wem erschiene nicht die Tapferkeit unseres Schwarzen

Prinzen durch die achtungsvolle Ehrerbietung, welche er seinem königlichen Gefangenen nach der Schlacht von Poitiers erwiesen, in um so hellerem Lichte?

Nachdem wir uns aller conventionellen Phrasen und natürlichen, aber irre führenden Vorurtheile entschlagen, sind wir im Stande die allem Anscheine nach größten Ereignisse unserer Zeiten und den eigentlichen Wendepunkt in der modernen Geschichte richtiger zu beurtheilen. Wir stehen von nun an jenen ersten Thatsachen gegenüber, welche unser Urtheil herausfordern. Erstens: Die Kriegserklärung Frankreichs, welche gegen den Rath seines besten Alliirten und gegen die Meinung einiger seiner erfahrensten Staatsmänner erfolgte. Zweitens: Die versuchte Invasion Preußens durch einen Napoleon, welcher sich zum Organ der „napoleonischen Idee" gemacht, und den Wunsch ausgesprochen hatte, „die Verträge von 1815 zu zerreißen". Drittens: Die Erklärung des französischen Ministers Herrn Olivier, daß er mit „leichtem Herzen" den Krieg erkläre und den Jubel in Paris über einen Krieg, von welchem das französische Volk im Allgemeinen einen Gewinn erhoffte, wenigstens den der Rheinprovinzen.

Ueber diese ersten Thatsachen und ihre Folgen hat das brittische Publikum, oder wenigstens ein großer Theil desselben, meiner Ansicht nach ein zu hastiges Urtheil gefällt; ein Urtheil das, obgleich der Krieg vorüber, zu weiteren Betrachtungen Veranlassung bietet. Es ist ein beschränkter Blick, der in Frankreich nur unsern alten „Alliirten" zu erkennen vermag und für den europäischen Frieden, keine andere Garantie kennt, als Frankreichs militärische Suprematie. Preußen war in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts in dem glorreichsten Kriege,* den wir jemals geführt hatten, unser Alliirter gegen Frankreich. Preußen war unser Alliirter und gleichfalls gegen Frankreich am Anfange dieses Jahrhunderts; wenn wir die Loyalität unseres französischen Alliirten in der Krimm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so dürfen wir nicht die größere Loyalität unseres preußischen Alliirten, auf dem bedeutungsvolleren Schlachtfelde von Waterloo vergessen.

Die Suprematie einer Nation deren Traditionen kriegerisch sind—

* Der siebenjährige Krieg.

um nicht streitsüchtig zu sagen—deren Charakter unbeständig, ehrsüchtig und unstät ist, bietet nicht die besten Garantien für den allgemeinen Frieden. Schon der Anspruch den Frankreich auf Suprematie macht, spricht aufs Entschiedenste dagegen. „Wenn Frankreich zufrieden ist, so hat Europa den Frieden" (aber auch nur in diesem Falle).

Sollte aber Europa, das Leben, das Besitzthum, das Glück seiner Bevölkerungen, dem Willen und der Laune, der unbeständigsten und unruhigsten aller Nationen unterwerfen? Sollte Frankreich nicht lernen, sein Lieblingsmaxim zu ändern und zu sagen „Wenn Europa den Frieden hat, so ist Frankreich zufrieden?" Gewiß, wenn alle Elemente materiellen Glücks einer Nation die Zufriedenheit geben könnten, so müßte Frankreich zufrieden sein. Ein Land, welches durch hohe Fruchtbarkeit gesegnet, mit Produkten aller Art, mit „Korn und Oel und Wein" den Besten, welche Europa produciren, einem herrlichen Klima und im Süden mit einem Distrikt, welcher das Wachsthum tropischer Früchte, Orangen, Granatäpfel, Palmen, Cassien begünstigt und einem Landstriche Afrikas gleicht, der über das Meer nach Europa geschwommen. Ein Boden, welcher jährlich drei Ernten liefert, ein Land, welches man den Stolz aller Länder nennen mag und welches, um das Bild des Glücks zu vollenden, wie es unseren Landreformern vorschwebt, allen denen zu eigen gehört, welche seinen Boden bebauen und dessen Bewohnerzahl noch nicht jene Grenzlinie überschritten, wo Mangel an Subsistenzmitteln sich fühlbar zu machen pflegt. Allein dieses Frankreich, gesegnet wie kein anderes Land mit natürlichen Vorzügen, mit einer intelligenten, haushälterischen und arbeitssamen Population suchte eine Herrschaft wieder herzustellen, zu welcher es wegen Mangel an politischer Erziehung und Achtung für die Rechte anderer durchaus unfähig ist. Es suchte sich Länderstriche anzueignen, auf die es ebenso wenig Anspruch hat, als auf „Kent".

Viele Engländer tadeln den Ehrgeiz, welchen sie Preußen unterschieben und fürchten einen neuen Napoleon in dem Kaiser Wilhelm. Diese Furcht mag begründet sein oder nicht, obgleich die Gründe, welche dafür sprechen bei näherer Betrachtung unbedeutend erscheinen müssen.

Was den Ehrgeiz Preußens betrifft, so müssen wir nicht vergessen, daß es nur ein Glied jenes mächtigen Reiches ist, welches solche Beweise von Tapferkeit gegeben hat und daß die Deutschen im Allgemeinen nicht in gleichem Maße zum Kriege geneigt sind. Was den Kaiser betrifft, so muß ein Umstand wenigstens von Freund und Feind anerkannt werden. Er zählt jetzt 75 Jahre; wenn er ein Freund des Krieges ist, so ist seine Zeit eine kurz gemessene und sein Erbe, obschon ein wohlgeprüfter Krieger, ist als ein Freund des Friedens bekannt. „Die Zukunft mag ein heller Licht uns bringen". Nehmen wir also auch an, daß der Kaiser alles das ist, was seine Feinde von ihm aussagen, so verspricht doch sein Nachfolger glücklichere Tage. Die kaiserliche Krone wird dann überdieß von einer englischen Prinzessin getheilt werden, über welche sich ein Schriftsteller, der nicht gewöhnt ist, dem Königthume zu schmeicheln, sich folgendermaßen äußert: „Wer immer er auch sei (der einstige Nachfolger des Fürsten Bismarck) so liegen Gründe zur Annahme vor, daß er eine große und eingehende Sympathie und gewichtige Unterstützung in der erlauchten Prinzessin finden wird, welche England, Deutschland abgetreten hat. Es ist kein Geheimniß, daß die gegenwärtige Kronprinzessin, neben den liebenswürdigen Gaben, den edlen Regungen des Herzens und dem feinen Geschmacke einer vollendeten Frau, kein geringeres Interesse für die philosophischen, socialen und politischen Fragen bethätigt, mit denen sie durchaus vertraut ist. Man schreibt ihr Ideen zu, welche mit ihrer Zeit im Einklange stehen und sie steht mit ihrem ganzen Muthe für diese Ideen ein. Es fällt ihr, so hofft man, eine bedeutende Rolle in der Zukunft eines freisinnigen Deutschlands zu, als Rathgeberin ihres Gemahls, in dessen gesundes Urtheil und dessen Muth man große Hoffnungen setzt."*

Allein dies führt uns von dem Gegenstand unserer Betrachtung ab. Wir haben uns jetzt vor allem mit der Meinung oder besser gesagt mit den Meinungen zu beschäftigen, welche in England während und nach dem letzten Kriege herrschten.

* Daily News, 17 Aug. 1871.

Als im Monat Juli des Jahres 1870 der große Krieg ausbrach, erklärte die englische Regierung und das englische Volk ohne Parteiunterschied und gewiß nicht in Folge einer Parteinahme für Preußen, Frankreich als den angreifenden Theil. Ehe drei Monate vergangen waren und ohne daß weitere Aufklärungen der Frage, mit Ausnahme der Enthüllungen in Bezug auf den Benedettischen Anschlag vorlagen, hatte die Meinung eines großen Theiles des brittischen Publikums eine ganz andere Richtung bekommen; Frankreich war absolvirt und Preußen verurtheilt.

Das erste Urtheil hätte sich auf bekannte Thatsachen, das zweite auf nationale Gesinnungen gestützt, welche allzeit ein gefährlicher Führer in öffenlichen Angelgenheiten sind und niemals mehr, als gerade in dieser Angelegenheit. Eine natürliche Folge dieser Unbeständigkeit war, daß die Engländer das Vertrauen beider Kriegführenden einbüßten, beide nach einander beleidigten und die Rolle eines Vermittlers zur Unmöglichkeit machten. Jene Rolle, die England zu allen Seiten anstand, bot gerade in diesem Falle, in Folge der besondern Beziehungen, welche England mit beiden streitenden Theilen unterhielt, um so größere Chancen des Erfolges. Auf Frankreich übte es den Einfluß eines Alliirten, welcher wie die Ereignisse bewiesen, den weisesten (und wäre er befolgt worden, den werthvollsten) Rath gegeben hatte, den jemals ein Land dem Andern ertheilt hatte. Preußen gegenüber konnte es darauf pochen, über den Anfang des Krieges ein richtiges Urtheil gesprochen und für Frankreich einen leichten und ehrenhaften Ausweg gefunden zu haben, um sich aus einer falschen Position zu ziehen. Ferner konnte England Frankreich gegenüber zum Beweis seiner freundschaftichen Gesinnungen, sich auf alte Dienste berufen, während Preußen, durch die Verbindung der königlichen Häuser eine gewisse Garantie von Englands Wohlwollen besaß; keinem der beiden Länder konnte Englands Vermittlung willfährig oder dictatorisch erscheinen.

Unsere Stellung war frei von allen Schwierigkeiten; denn wir hatten nichts zurückzurufen oder zu berichtigen, wir hatten das richtige Verfahren eingehalten, welches sich auch als das sicherste und einfachste erwies—das Verfahren strictester Neutralität; durch unsere Unbe-

ständigkeit aber zogen wir uns das Uebelwollen und bis zu einem gewissen Grade die Verachtung beider Kriegführenden zu. Wir verloren alles Recht als unparteiische Richter betrachtet zu werden und standen soweit die antipreußischen Schmähungen als Ausdruck der nationalen Gesinnungen betrachtet werden können, vor folgendem Dilemma:—Wenn unsere erste Meinung eine richtige war, so hatte Preußen ein Recht sich über unsere Unbeständigkeit zu beklagen. War unsere nachherige Meinung die richtige, dann hatten wir unseren Alliirten ungerechter Weise angeklagt und als wir unsern Irrthum eingesehen, fehlte uns, um uns einer französischen Phrase zu bedienen, „der Muth unserer Ueberzeugung" und wir beschränkten uns darauf den Uebelthäter zu verspotten ohne seinem Opfer zu Hülfe zu kommen.

Noch kann unglücklicher Weise behauptet werden, daß die Unbeständigkeit des Urtheils sich auf einen kleinen oder unwichtigen Theil der Bevölkerung beschränkt. Redner und Schriftsteller von Gewicht führten die erste Stimme in dem antipreußischen Geschrei; ein Theil der Tagespresse und die zwei mächtigen Reviews, den gegnerischen politischen Parteien angehörend, stimmten in dasselbe ein; ja selbst der Meistverantwortliche Minister der Krone, hatte den unglücklichen Gedanken, mit seinem hohen Rufe einer Meinung Stärke zu verleihen, welche wir als einen Irrthum betrachten müssen; wenigstens wehrte sich Herr Gladstone nicht gegen die allgemeine Annahme, daß er, welcher den höchsten Posten im Rathe der Krone einnahm, es mit seiner Pflicht vereinbar gefunden, eine Schmähschrift gegen die persönliche Frömmigkeit des greisen Königs von Preußen in der Edinburg Review zu veröffentlichen. Eine größere Einsicht in die menschliche Natur, als sie Herrn Gladstone im Allgemeinen zugeschrieben wird, hätte diesem vielleicht die Ueberzeugung beibringen müssen, daß welcherlei Sünde man auch dem tapfern und offenherzigen alten Krieger nachsagen mag, die Scheinheiligkeit sich schwerlich darunter befinden dürfte. Strenge mag er sein und „dem Zeitvertreib der Könige" allzusehr geneigt, ehrgeizig, ja vielleicht grausam *, allein der starre

* Dies ist keineswegs des Verfassers Meinung.

Krieger, welcher, obgleich „weder Mensch noch Teufel fürchtend, dennoch seinen Gott anbetete", war schwerlich dazu angethan, im Augenblicke des Sieges den Tartüffe zu spielen. Konnte nicht ein Staatsmann, der selbst im Rufe des „Empfindsamen" steht und nicht ohne Gefühle verwandschaftlicher Anhänglichkeit ist, es für möglich halten, daß ein Krieger und Vater beim Anblick seines heldenmüthigen Sohnes nach unerhörten Siegen und verhältnißmäßigen Gefahren aus herzinnigster Ueberzeugung und nicht aus Scheinheiligkeit dem Himmel für solche Erfolge dankte?

Ein anderer Schriftsteller * von geringerer Verantwortlichkeit als Herr Gladstone, wiederholt diese Anklage der Scheinheiligkeit, welche zu einem stehenden Witz geworden ist, der uns Engländern nicht gerade zum Ruhm gereicht. Er war darauf berechnet die besten Gefühle derjenigen Deutschen zu verletzen, welche es ihrem tapferen Kaiser danken, daß Frankreich ihren Herd und ihre Heimath nicht wieder verwüstet hat.

Ein geistreiches Pamphlet, welches berechnet war, England durch eine erdichtete Erzählung zu warnen, wurde seltsamer Weise als Prophezeihung einer deutschen Invasion betrachtet, weil der Verfasser, welcher dem gedachten Angreifer eine Nationalität anweisen mußte, denselben zum Deutschen stempelte, wie er zu jeder andern Zeit, einen Franzosen daraus gemacht haben könnte. Natürlicher Weise glaubte der Verfasser der Schlacht von Dorking niemals ernstlich daran, daß die deutschen Flotten, welche damals noch gar nicht existirten, die fernen Ufer des baltischen Meeres oder der Elbe verlassen, in die Meerenge von Dover einlaufen und an der Sussex-Küste eine Landung bewerkstelligen würden. Selbst die weitgehendste Zulassung—und es war bei der Unwirksamkeit unseres Admiralitäts-Systems kaum möglich zu weit zu gehen—konnte man ein solches Ding schwerlich für möglich erachten, während eine französische Invasion seit 1830 öfters ausführbar gewesen wäre; allein das englische Vorurtheil gegen Preußen nahm in einigen Köpfen die unwürdige Form einer Panic an und denselben Leuten, welche vorher, ein sehr unbegründetes

* Der Verfasser von Dame Europas Schule.

Vertrauen zu unserer Seemacht gezeigt, erschien sie jetzt, einer erdichteten Gefahr gegenüber als vollständig nutzlos. Nachdem die Schlacht von Dorking die alten Weiber Englands in Schrecken versetzt hatte, wurde sie ins Französische übersetzt und mit einem Sensation erregenden Titelkupfer, welches den preußischen Adler vorstellte, der den brittischen Leoparden in Stücke zerriß, hinter den pariser Schaufenstern zum Verkaufe ausgestellt. Wäre es nicht zu abgeschmackt solchen aberwitzigen Täuschungen entgegenzutreten, so müßte die Erwähnung eines einzigen Umstandes die englischen Prusso-Phoben vollständig beruhigen. Wenn die Träger der Pickelhaube nicht vermittels Ballons bei uns einfallen wollen, so werden sie Transportschiffe nöthig haben und eine Panzerflotte, dieselben zu schützen. Nun war es vor wenigen Monaten in Bismarcks Macht, seinem Lande eine Panzerflotte zu verschaffen, welche der unsern wenig nachsteht und welche zu den wenigen Schiffen, welche Deutschland schon besitzt, gezählt, die unserige übertrifft. Er brauchte dem darniedergeworfenen Frankreich, welches dem Feinde, der seine Hauptstadt, seine Festungen und seine ganze Armee in seinen Händen hielt, kein Verlangen abschlagen konnte, nur zu sagen „Uebergieb mir deine ganze Flotte" (oder nur einen Theil derselben). That er dies? Hat er auch nur ein einziges Schiff beansprucht? (wozu er vollständig berechtigt gewesen wäre) von dem besiegten Feinde, welcher vor kurzem sämmtliche deutschen Häfen blockirt und den gesammten deutschen Handel von der See hinweggefegt hatte? Vielleicht hatte er die Schlacht von Dorking mit mehr Verständniß, als gewisse englische Leser durchblättert, und war fest überzeugt, daß Cherbourg ungefähr der fernste Punkt ist, von welchem eine Invasionsarmee England anzugreifen vermag. Es steht zu hoffen, daß der Theil Engländer, welcher der deutschen Panic zum Opfer gefallen, nur ein kleiner ist—er hätte sich eigentlich auf ein einziges Geschlecht beschränken sollen. Allein es ist leider nur zu wahr, daß es Naturen gibt, welche Jenen nimmer verzeihen können, welchen sie Unrecht oder Beschimpfungen zugefügt haben; daraus erklärt sich die Beharrlichkeit mit welcher gewisse Schriftsteller noch immer Preußen angreifen, während sie das Ungestüm Frankreichs beharrlich ignoriren.

Es läßt sich hiefür kein stärkerer Beweis anführen, als das milde Urtheil dieser Schriftsteller über die französische Regierung hinsichtlich des „Benedetti-Verraths" und die Strenge, mit welcher sie Bismarck für seine viel verzeihlichere Theilnahme an jener Abmachung verurtheilen. Selbst wenn wir annehmen, daß Bismarck der Versucher gewesen, so besteht seine Schuld doch nur darin, daß er auf einen schamlosen Raub hingewiesen, während Frankreich diesen Raub auszuführen beabsichtigte, mit der weitern Verschuldung, seinen englischen Alliirten insgeheim verrathen zu haben. Bei einer anderen Gelegenheit verstieg sich ein erfahrener Journalist* trotz seiner gewöhnlichen Ruhe und Mäßigung, soweit, um es zu empfehlen, daß eine englische Armee Frankreich zu Hülfe geschickt werde—in einem Krieg, den wir französischer Seits für ungerecht und unverantwortlich erklärt hatten. Wenn wir uns einen brittischen Minister denken könnten, der leichtsinnig genug gewesen wäre, einen solchen Schritt zu thun, so würde er verdient haben seinen Kopf zu verlieren. Ohne Zweifel entsprang dieser Eifer für einen ehemaligen Alliirten, aus Gründen, welche der englischen Natur nur zur Ehre gereichen und sind völlig frei von Neid oder Eigennutz. Es war Mitleid für das unglückliche Geschick Frankreichs. Es war die brittische Parteinahme für den Schwachen und Haß für Alles, was einem Mißbrauch der Gewalt ähnlich sieht. Das mächtige Argument, welches die Erfahrung Deutschland gelehrt hatte, Frankreich zu schwächen um dadurch die einzige Sicherheit gegen wiederholte Angriffe zu erlangen, wurde falsch ausgelegt. Diese Ursachen und jene Rauflust, welche Engländer verleitet lieber an einem Streite theilzunehmen, als demselben gleichgültig aus der Ferne zuzuschauen, bildeten zweifelsohne die Wurzel von dem, was wir, als eine beklagenswerthe Verirrung der öffentlichen Meinung in England betrachten müssen; denn sicher ist es nichts Anderes als eine Verblendung, wenn Engländer ihren Aerger über die Bedingungen äußern, welche Frankreich auferlegt wurden, als ob dadurch die Herrschaft der Gerechtigkeit, Gnade und aller Tugenden des Friedens zu Grabe getragen, Astraea von der Erde vertrieben und

* Pall Mall Gazette.

eine Aera des Krieges, der Gewaltthätigkeit und des Raubes eingeleitet worden wäre. Die entgegengesetzte Ansicht könnte einen gleichen Anspruch auf Wahrheit und Wahrscheinlichkeit machen. Der Name Bonaparte ist niemals synonym mit Frieden oder der Rücksicht auf menschliches Leben und Glück gewesen; und trotz dem "L'Empire est la paix" hat noch kein christlicher Monarch, mit Ausnahme Napoleon I. in diesem Jahrhundert mehr nutzlos vergossenes Blut verschuldet, als Napoleon III. Ob ferner ein herrschendes Deutschland sich als ein Fluch oder eine Gefahr für Europa erweisen wird, ist eine Frage, welche die Zukunft allein zu lösen im Stande ist; die Thatsache aber liegt klar vor unseren Augen, daß die französische Herrschaft sich als Beides erwiesen hat.

Während die Meinungen zu welchen sich verschiedene öffentliche Persönlichkeiten und Schriftsteller in England bekannten, Deutschland, welches sich im Todeskampfe mit seinem Angreifer befand, gerechten Grund zur Aergerniß gaben, erwiesen sich dieselben für Frankreich nicht minder schädlich, als sie beleidigend für seinen Gegner waren. Eine unzeitige Sympathie, welche die Form einer Rechtfertigung Frankreichs annahm, bestärkte natürlicher Weise Herrn Jules Favre in seinem unvernünftigen Auftreten und verlängerte somit einen hoffnungslosen Kampf*. Zum Glück für England, für Frankreich, und für Europa, war die officielle Sprache der Regierung immer weise, fest, verbindlich und übereinstimmend. Noch machte sich ein Minister (mit Ausnahme des Premiers) einer mündlichen oder schriftlichen Indiscretion schuldig. Einige Minister, welche Parlaments-Mitglieder waren, wie Sir J. Coleridge, Herr Bruce und Herr Baxter nahmen keinen Anstand, in den Reden, welche sie an ihre Wähler richteten, von den französischen

* So sehen wir beispielsweise, wie Herr Favre eine Depesche des Herrn Chaudordy, über den günstigen Umschlag der öffentlichen Meinung in England anführt und sich wie folgt äußert: „Herr Tachard, unser Gesandter in Brüssel, telegraphirt daß Herr Davey, der Correspondent des Standard behauptet, Lord Granville habe ihm vor drei Tagen erklärt, daß er zu nichts Weiterem als einer Schleifung von Metz und Straßburg seine Einwilligung geben würde." Bezüglich Lord Granville's muß hier ein Irrthum vorliegen, da dessen Sprache während der ganzen Verhandlungen immer übereinstimmend und würdig gewesen ist.

Angriffen mit Ausdrücken der Verdammung und in einer Sprache zu reden, welche eines brittischen Staatsmannes würdig sind. Sie wurden dafür von der Anti-deutschen Presse als tölpische Schwätzer hingestellt, welche eine Indiscretion begangen hatten, als ob man, der Wahrheit und dem ungerechter Weise angegriffenen Theil nicht eben so gut, ihr Recht werden lassen müsse, als dem angreifenden Theile. Trotz alledem verdient von Allem, was über den deutsch-französischen Krieg geschrieben oder gesprochen wurde, nur Weniges größere Beachtung als die Worte, welche Sir John Coleridge im März 1871 an seine Wähler in Exeter gerichtet hat. Es herrschte damals selbst unter denjenigen, welche vollständig mit des Sprechers Ansichten übereinstimmten, eine solche Scheu vor offen ausgesprochener Wahrheit, daß wir es für eine Pflicht halten, den Auszug einer Rede zu geben, welche einem brittischen Juristen alle Ehre macht und die ganze Frage bündig umfaßt:—

„Die meisten Kriege sind gottlos und viele Kriege sind ohne „Veranlassung geführt worden. Soweit ich jedoch in der Geschichte „bewandert bin, ist von den Kriegen, welche mir bekannt sind, der „Angriff Frankreichs auf Deutschland im Herbste vorigen Jahres, „ungefähr der allerunprovocirteste und abscheulichste. Ich maße „mir nicht an, den wirklichen Antheil an der Schuld, welchen die „verschiedenen Personen in Frankreich an diesem gigantischen „Kriege tragen sollen, richtig vertheilen zu können, weil mir hier„zu sowohl die genaue Kenntniß der Thatsachen, als auch die „Mittel, dieselben zu erlangen fehlen und bin daher außer Stand „festzustellen, ob es der französische Kaiser oder auch—und „man hat einigen Grund zu dieser Annahme, obgleich es eine Frau „und Mutter ist—die Kaiserin, welche vorzüglich zu dem Kriege „drängte, welcher zwei große Nationen in Trauer versetzte. Ich „glaube, daß es von einem Ende jenes großen Landes bis zum „entgegengesetzten, kaum einen Franzosen gegeben hat, welcher nicht „bereit gewesen wäre, wegen der Rheingrenze in den Krieg zu ziehen „—eine Grenze auf welche, erlauben Sie mir es zu sagen, die „Franzosen eben so guten oder geringen Anspruch haben, als wie

„ wir selbst. Aber auf alle Fälle gab es beim Beginne des Krieges
„ nichts, das wir zu bereuen oder dessen wir uns zu schämen ge=
„ habt hätten. Wir thaten unser Möglichstes ihn zu verhindern
„ und Vernunft, Recht und gesunder Menschenverstand sagen uns,
„ daß wir ihn hätten verhindern sollen. Wir erreichten von
„ Preußen, daß es die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern
„ auf den spanischen Thron zurückzog, eine Concession mit
„ der die damalige französische Regierung, wie sie sagte, zufrieden
„ sein wollte, und die sie nach gesundem Menschenverstand
„ Recht und Vernunft hätte befriedigen müssen. Allein Frankreich
„ war es um den Krieg zu thun. Die wenigen Franzosen, welche
„ sich dem Kriege wiedersetzten, thaten dieß, man merke es sich
„ wohl, nicht weil der Krieg unprovocirt und gottlos, sondern weil
„ Frankreich, ihrer Meinung nach, in jenem Augenblicke noch nicht
„ genügend vorbereitet war, um einen solchen wagen zu können.
„ Frankreich wollte seinen Krieg haben, und das französische Volk
„ hat dafür in erschrecklicher Weise zu büßen gehabt. Jeder Mensch
„ von Gefühl—Jedermann, dem ein Herz in der Brust schlägt—
„ muß die Unglücksfälle des großen französischen Volkes, den Jam=
„ mer der Franzosen, die Verwüstung von welcher französische Heim=
„ stätten heimgesucht wurden und die vollständige Zerstörung und
„ den Schiffbruch französischen Wohlstandes tief beklagen. Trotz
„ allen ihren Fehlern bilden sie eine tapfere, glänzende und hoch=
„ herzige Nation. Wir haben uns gegen sie geschlagen, wir haben
„ im Vereine mit ihnen gegen andere gekämpft, und ich zolle ihrer
„ Betrübniß und ihrem Unglück die aufrichtigste Theilnahme, wie
„ dieß Jedermann thut. Allein es wäre nicht wahr, es wäre nicht
„ ehrlich, wenn ich sagen würde, daß ich den Verlauf bedauere.
„ Die große Majorität des englischen Volkes sympathisirte mit den
„ Deutschen als der Krieg ausbrach, weil sie die Meinung theilten,
„ daß die Deutschen ohne die geringste Provocation angegriffen
„ waren; meine Sympathien haben sich nicht wie diejenigeu anderer
„ Leute verändert, weil Deutschland, dem Unrecht geschehen war,
„ im Verlaufe des Kampfes den Sieg davon getragen hatte. Von

„ der Zeit Ludwigs XIV. an, ja unzweifelhaft schon viel früher-
„ her, sind die Franzosen die großen Friedensstörer Europas ge=
„ wesen. Jeder arme Mann in unserm Lande ist ärmer und jeder
„ reiche Mann weniger reich, in Folge des rastlosen und andauernden
„ Strebens französischer Regenten, nach dem was sie Ruhm zu
„ nennen belieben, was aber auf schlicht Englisch nichts anderes
„ ist, als gottloser, principienloser und gewissenloser Angriff.
„ Ludwig XIV., der erste Bonaparte und der letzte Kaiser, führten
„ immer von Neuem Kriege und unter so höchst frivolen Vor=
„ wänden, daß andere Nationen, welche auch nur entfernt zu den=
„ selben in Beziehungen standen, aus den Gefühlen vollständigster
„ Unsicherheit gar nicht mehr herauskamen. Sie repräsentirten in
„ diesem Punkte vollständig das unwandelbare Gefühl, jenes krank=
„ hafte Streben der großen Nation, über welche sie herrschten. Nur
„ allzuwahr ist jene freche Behauptung, welche wir so oft, so offen
„ und in solch prahlerischem Tone vorgebracht, zu hören bekamen,
„ daß wenn nur Frankreich zufrieden sei, Europa in Frieden leben
„ könne, während, wenn Frankreich unzufrieden, auch der europäische
„ Frieden in Gefahr stehe, und unglücklicherweise war Frankreich so
„ häufig und aus so geringfügigen und frivolen Gründen unzufrieden,
„ daß ein permanenter Frieden vollständig unmöglich war. Ich
„ kann es daher keineswegs bedauern, daß jenes elende Götzenbild des
„ französischen Ruhmes gründlich in Scherben zerschlagen wurde.
„ Ich vermag es nicht zu beklagen, daß die gottlose und verderbliche
„ Macht Louis Napoleons zertrümmert worden. Ich freue mich
„ darüber und ich glaube, daß es für Frankreich zum Besten war;
„ daß es im wahren Interesse der französischen Größe, des fran=
„ zösischen Wohlstandes und des französischen Wohlergehens war,
„ daß Frankreich die herbe Erfahrung machte, welch' bitteres und
„ ungeheures Elend es auf andere Nationen herabzubringen, die
„ Gewohnheit angenommen hatte—mit dem, was einer seiner Staats=
„ männer ein „leichtes Herz" nannte, was aber in Wahrheit nichts
„ anderes ist, als vollständige Gleichgültigkeit—und all dies nur aus
„ den trivialsten Gründen oder wegen Nichts. Ich gebe zwar zu, daß

„ man die Behauptung aufstellen kann, daß das einzige Resultat des
„ eben beendeten Krieges nur ein Wechsel des Gegenstandes unserer Be=
„ ängstigungen sein werde, daß aber die Beängstigungen selbst gar keine
„ Veränderung erleiden dürften und das deutsche Kaiserreich für die
„ Zukunft eine eben so schreckliche Last und Geißel für die Völker
„ Europas sein werde, wie es das französische gewesen ist. Ich
„ glaube es nicht; ich habe nicht das geringste Gefühl dieser Art.
„ Ich habe Vertrauen in die deutsche Geschichte und den deutschen
„ Charakter und ich glaube, daß binnen Kurzem die Welt zu dem
„ unaussprechlich beruhigenden Bewußtsein kommen wird, daß an
„ der Spitze des europäischen Continents von nun an eine große,
„ tapfere, entschlossene aber friedliche Nation stehen wird; anstatt
„ einer Nation, welche wohl groß, tapfer und entschlossen, aber
„ dabei ruhlos und Kriegs= und Angriffslustig ist. Ich gebe zu,
„ meine Herren, daß dieß Meinungssache ist, und ich kann nichts
„ dagegen einwenden, wenn Personen, welche ihre Blicke in den Schooß
„ der Zukunft versenken, zu andern Schlüssen kommen."

Da es einen Beweis für die Unentschiedenheit der öffentlichen Meinung in England liefert, so glauben wir hier bemerken zu müssen, daß der College von Sir John Colleridge, gleichfalls ein Liberaler, sich bei derselben Gelegenheit, ganz in einem andern Sinne aussprach. Nachdem derselbe das durch Nichts zu entschuldigende Unrecht des französischen Angriffs zugegeben, äußerte er sich wie folgt: „Seit der Kapitulation von
„ Sedan, seit der Uebergabe von Metz, haben meine Gefühle über
„ diesen Gegenstand sich sehr bedeutend geändert". Kurz gesagt, glaubte er, wie so viele andere Engländer, daß Frankreich hätte weniger hart bestraft werden sollen. Dies ist ein Punkt, der später besprochen werden soll; wir müssen jedoch nicht vergessen, daß eine insularische Macht, welche weder die Erfahrung noch die Furcht vor einer Invasion hat, die Frage nicht von demselben Gesichtspunkte betrachtet, wie Deutschland.—das erbliche Opfer französischen Ehrgeizes.

Um jenen englischen Schriftstellern gerecht zu werden, welche nicht allein den Ausbruch des Krieges richtig beurtheilten, sondern ihren Meinungen auch während der Dauer des Kampfes treu geblieben sind

verdient es besonders Earl Russel hier angeführt zu werden. Viele werden wohl gewünscht haben, daß derselbe bei seinen Skizzirungen der englischen Politik, während einer so interessanten Periode, sich weniger mit vergangenen Zeiten, als mit der gegenwärtigen Krisis beschäftigt hätte; mehr noch werden es bedauert haben, daß das Resultat so eminenter staatsmännischer Erfahrung nicht früher veröffentlicht wurde, —zu einer Zeit, in der sie den verderblichen Ansichten jener englischen Schriftsteller, welche sich dem französischen „Chauvinismus" verkuppelt hatten, hätten entgegenwirken können. Solche Schriftsteller bestärkten die Franzosen in dem Glauben, daß sie schließlich doch im Rechte gewesen seien, daß die Flut der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten sich wende und „daß sich alles wiederherstellen lasse", wie der Kaiser gesagt hatte.

Nachdem er die vollständige Hohlheit der französischen Vorwände nachgewiesen, und bemerkt hatte, daß die äußerste Unzulänglichkeit des von der französischen Regierung gebrachten Vorwandes für die Kriegserklärung augenscheinlich unserm Gedächtnisse entschlüpft sei, fährt Earl Russel wie folgt fort: „Vor der Belagerung von Paris, als die „Aussichten Frankreichs höchst umwölkt waren, nach der Katastrophe „von Sedan und während Straßburg und Metz der Capitulation sich „beugten, hatten Graf Bismarck und Jules Favre sich in Ferriers „getroffen. Graf Bismarck, schlug einen Waffenstillstand vor und gab „bei dieser Gelegenheit, ohne auf die weiteren Friedensbedingungen „einzugehen, zu verstehen, daß Deutschland die Abtretung von Elsaß „und eines Theils von Lothringen erwarten würde. Herr Jules „Favre donnerte ihm andererseits entgegen: „Nicht einen Zoll unseres „Territoriums, nicht einen Stein unserer Festungen".

„Graf Bismarcks Vorschläge erschienen mir bescheiden und vernünftig. Ich verbarg meine Meinungen nicht; meine Freunde, „einige Mitglieder des Ministeriums kannten sie sehr genau. Eines „unserer Morgenblätter führte meine Meinung, als diejenige eines „altmodischen Politikers an. Mein Urtheil stützte sich jedoch nicht „auf die Verträge alter Zeiten, noch auf die Vorgänge, während der „napoleonischen Siegestage, sondern auf eine ruhige Vergleichung der

„ Mittel, welche Frankreich zu Gebote standen, mit seinen jungen un„ disciplinirten Truppen, denen die bewunderungswürdigen Legionen „ von Artillerie, Infanterie und Kavallerie gegenüberstanden, die von „ deutschen Prinzen und deutschen Generalen geführt wurden. Die „ Lügen, welche täglich in das Ohr Frankreichs geblasen wurden, die „ Prahlerei, daß kein deutscher Soldat mit lebendigem Leibe ent„ kommen werde, die rastlose Energie des Bürgers Gambetta, schienen „ mir alle sichere Vorzeichen eines Friedensvertrages zu sein, wie ihn „ die Regierung des Herrn Thiers unterschrieben hat."

„ Allein die öffentliche Meinung schien zu dieser Zeit unter dem „ Zauber einer Art politischen Märchendichtung zu stehen."

„ Die öffentlichen Meinungsorgane und eine liberale Review schienen sich „ dem Glauben hingegeben zu haben, daß wir uns einem goldenen Zeit„ alter näherten, in welchem Kriege zwar nicht ganz unmöglich, aber jeden„ falls Abtretungen von Territorien gänzlich ausgeschlossen sein sollten... „ Im Jahre 1818 kamen in Aachen alle Mächte überein, daß die „ Familie Napoleon nicht wieder den Thron besteige. Es wurde be„ schlossen, daß die Grenzen von 1815 nicht überschritten werden „ sollten. Im Jahre 1851—52 wurde die erste dieser Bedingungen „ mit der Einwilligung Oesterreichs, Großbritanniens, Preußens und „ Rußlands aufgehoben; andererseits verpflichtete sich Napoleon die „ bestehenden Verträge aufrecht zu erhalten und schien während mehrerer „ Jahre diese Bedingungen einhalten zu wollen. Die Annection von „ Savoyen und Nizza war die erste offene Verletzung derselben. All„ mählich wurden die Verträge von 1815 immer offener bekämpft und „ als Gegenstände der Verabscheuung für den französischen Kaiser hin„ gestellt. Die Pfade des Friedens, die Bestrebungen des Handels und „ des nationalen Wohlstandes, die man bisher weislich im Auge ge„ habt, die Rathschläge Englands, welche man früher angenommen „ hatte, wurden aufgegeben und der Plan, Frankreich durch eine Er„ oberung der linksrheinischen Festungen sicher zu machen, wurde „ auf's Prahlerischste proclamirt. Auf diese Weise wurde der ganze „ Vertrag von 1815 gewaltsam gebrochen und wäre Deutschland einer „ wirklichen Gefahr ausgesetzt gewesen, so würde es die Pflicht Eng-

„ lands und Rußlands gewesen sein, Deutschland zu Hülfe zu kommen.
„ Allein weder die Nemesis noch—Preußen schliefen."

Es würde Frankreich zu Gute gekommen sein, wenn jeder Engländer während des letzten Krieges dieselbe klare und unzweideutige Sprache geführt hätte. Unglücklicher Weise gab es Engländer, welche entfernt nicht der Meinung waren, daß ein ungerechter Angriff eine entschiedene Strafe verdiene, sondern glaubten, daß es England's Pflicht sei, die natürlichen Consequenzen eines Krieges zu hintertreiben, den sie anfänglich selbst als ungerecht erklärt hatten. Obgleich unsere Regierung solchen Ideen kein Gehör schenkte, so waren sie doch, wie es scheint, nicht ohne allen Eindruck auf Herrn Jules Favre und Herrn Thiers, welche von Seiten England's eine thätigere Sympathie erwarteten, als sie rechtmäßig erwarten konnten und thatsächlich fanden.

Der Engländer, welcher es verstanden hätte, Frankreich die Sünde und Tollheit des Napoleonismus, welcher dem Lande so theuer zu stehen gekommen ist, aufs Anschaulichste zu machen, würde in Wahrheit sein bester Freund gewesen sein. Als Herr Thiers in seiner Napoleonischen Legende die Angriffe und Räubereien des ersten Kaiserreichs zu einem politischen Codex für Frankreich formulirte, widmete er dessen Zukunft der Unterdrückung, entweder durch eine Coalition oder durch eine einzelne Macht — eine Nothwendigkeit* oder ein großer Act der Gerechtigkeit. Die erste Pflicht Frankreichs ist es, die unseligen Lehren jenes Historikers zu vergessen, und statt seiner Behauptung, daß die Franzosen dem

* Es ist damit nicht gesagt, daß Herr Thiers einer Eroberung von ganz Europa beipflichtet; er gesteht zu, daß Napoleon I. seine Eroberungen weiter ausdehnte, als dies politisch war. Allein zwischen dem Eroberer und dem Geschichtschreiber ist nur eine Spanne Raum. Der eine möchte über die Elbe hinausgehen, der andere am Rhein anhalten und nur drei Nachbarn, statt deren mehrere, berauben. Dennoch aber will Herr Thiers keinem Lande die Macht gönnen, Frankreich zu widerstehen; mit einem Worte, er beansprucht jene europäische Hegemonie, von welcher Herr Ernest Renan sagt, daß sie „thöricht" sei, da es erwiesen, daß jeder Versuch einer Nation, eine solche Hegemonie herzustellen, als natürliche Folge die Coalition aller andern Staaten haben müsse. Von dieser Coalition wird England, der Hüter des europäischen Gleichgewichtes, immer den Kern bilden." Herr Renan fügt hier bei, daß er von „Alt-England" spreche, welches dem Anscheine nach heute verstorben sei.

ersten Napoleon eine dankbare Zuneigung schuldig seien, anzunehmen, es lernen sollten, eine richtige Bilanz zwischen Frankreich und der Familie Bonaparte zu ziehen. Niemand versteht es besser, als der Franzose, eine politische Frage mit bewundernswürdiger Klarheit vorzutragen und logisch zu beweisen. Ihre Sache ist es, die Frage zu ergründen und zu erklären, ob das heutige Frankreich den Bonapartes „Dank oder Verabscheuung" schuldig ist. Alles in Allem genommen — „militärischer Ruhm," die Achtung Europas, oder was mehr als beide zur nationalen Würde beiträgt, die Macht der Selbstregierung oder irgend eine andere Branche politischer Erfahrung — hat Frankreich durch den Napoleonismus gewonnen oder verloren? Sollen wir die Abrechnung mit jener falschen Münze des militärischen Ruhms machen, welche, wie v. Bismarck weise bemerkte, „in Berlin nicht notirt sei"?* Gut, wir haben Marengo und Austerlitz, Auerstadt, Jena und manch andere große Namen: fünfzehn Jahre militärischer Erfolge (aber unterbrochen von Niederlagen und der Capitulation von drei französischen Armeen), und dann zwei Invasionen Frankreichs und die zerschmetternde Niederlage von Waterloo, auf welche die Occupation von Paris folgte.

Wir haben dann das zweite Kaiserreich, welches wie das erste durch einen „Pfiff des Kartätschenfeuers" und die thatsächliche Unterdrückung aller Franzosen, mit Ausnahme des Militärs, gegründet wurde. Zu seinen Gunsten sprechen die Siege in der Krim, der italienische Feldzug mit der Erwerbung von Nizza und Savoyen, die amerikanische Expedition (welche durch eine ernste „Aufforderung zum Abzug" von Seiten der Vereinigten Staaten ihr Ende fand). Dagegen sprechen die unauslöschliche Schande des beabsichtigten belgischen Verraths, welcher seinen Urheber trotz allen Ableugnungen mit ewiger Schande bedeckt; der falsche Vorwand, unter welchem ein ungerechter Angriff in Scene gesetzt werden mußte, der mit prahlerischer Ueberhebung verkündet wurde, um in unerhörter Demüthigung zu enden; wir haben die vollständige Niederlage der „Rheinarmee," welche die Ufer dieses Flusses für Frankreich in Besitz nehmen sollte, aber dazu ausersehen war, den Rhein nur in

* Herr Jules Favre, Regierung der nationalen Vertheidigung, Bd. I., S. 173.

der Gefangenschaft zu erblicken; dann von Niederlage zu Niederlage bis zur alles überbietenden Schmach von Sedan, die Ergebung eines Kaisers, die Gefangennahme sämmtlicher Feldmarschälle, Generale, Regimenter, Kanonen, Standarten und Adler, sämmtlicher befestigter Plätze (die angegriffen wurden), mit Einschluß der Hauptstadt, die Unterjochung und Unterwerfung Frankreichs und die schließliche Schmach des deutschen Triumphzuges durch jenen „Triumphbogen," dessen Erinnerungen an vergangenen Ruhm nur dazu dienten, den Contrast zu erhöhen und den Gedanken "sic transit" zu erwecken.

Es ist Sache der Franzosen, darüber zu entscheiden, ob sie den militärischen Ruhm und das Prestige allein in Betracht gezogen, den Bonapartes so viel Dank schuldig sind, als jene obscure corsische Familie unzweifelhaft Frankreich zu Dank verpflichtet ist. Fünfzehn Jahre voll Siegen im Ausland unter Napoleon I., achtzehn Jahre nationalen Wohlstandes und drei erfolgreiche Feldzüge unter dem zweiten Kaiserreich, und dann — was wir wissen. Hinzuzufügen sind: eine siebenjährige fremde Besatzung (unter den zwei Kaiserreichen), zwei Kriegsentschädigungen, der Verlust zweier Provinzen und die vollständige Dislocation des Staates, mit der einzigen Anwartschaft auf eine Revolution.

Allein es giebt außer dem militärischen Prestige noch andere Gewinn- und Verlustproben. Die Achtung und das Vertrauen der andern Mächte ist eine davon und eine noch bessere ist jene nationale Befähigung zur Selbstregierung, welche allein Festigkeit für die Gegenwart und gerechten Grund des Selbstvertrauens für die Zukunft verleiht. Nützten oder schadeten die Bonapartes Frankreich in diesen Hinsichten? Wir wissen, in welches Ansehen dieselben die Armee und die militärischen Capacitäten ihrer Anführer gebracht haben; haben sie eine Schule von Staatsmännern, Administratoren und Diplomaten geschaffen, in deren Weisheit und Gerechtigkeit nicht Frankreich allein, sondern auch Europa Vertrauen setzen könnte? Oder ist Herr Thiers (dessen napoleonische Legende den Weg für alle Unglücksfäll seines Vaterlandes pflasterte) der e i n z i g e Pilot, den die arme, rath- und muthlose Bemannung finden kann? Sind die Herren de Gram

mont und Benedetti, die besten Diplomaten, welche Frankreich, die klassische Heimath der Diplomaten, aufzuweisen hat? Und das französische Volk; ist es durch den Napoleonismus in politischer, socialer und moralischer Hinsicht gestiegen oder gefallen? Wenn wir vom politischen Standpunkt auf die jüngste Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Dinge blicken, so können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Franzose noch heutigen Tages das Alphabet der praktischen Politik zu erlernen nöthig hat; Cäsarismus und die Unterdrückung jeder allgemeinen oder individuellen Initiative können ein Volk nicht zur Führung der Staatsgeschäfte heranbilden. Die zwei Kaiserreiche haben sich in dieser Hinsicht im günstigsten Falle, als ein drei und dreißigjähriger Stillstand alles nationalen Lebens erwiesen — kein kleiner Verlust für jedes Land. Dies bezieht sich ganz allein auf den ersten Tag nach der „Sündfluth“ Frankreichs, welches in Mitten der Trümmer aller seiner Institutionen sitzt.

Ob es in Bezug auf Gesellschaft und Moral gewonnen oder verloren hat, zeigen uns französische Schriftsteller aller Parteischattirungen seit 1870 und in ihrem offenen Eingeständniß der nationalen Fehler und Entartung liegt die beste, vielleicht die einzige Hoffnung einer Wiederherstellung. Nur die englischen Schriftsteller und natürlicher Weise die napoleonische Partei, welche an all' dem Elend schuldig ist, werfen alle Schuld des Streites auf Preußen und entschuldigen den alten „Chauvinismus“ Frankreichs.

Unter den französischen Schriftstellern, welche sich bemühen, ein Aufleben des Napoleonismus zur Unmöglichkeit zu machen, wie zum Beispiel: Erckmann-Chatrian in ihrem "Plébiscite;" Ernst Renan in seiner "Réforme Intellectuelle et Morale;" Graf A. Gasparin in "La France," nos Fautes," nos Périls," notre Avenir;" Amédée Leblanc in seinen "Nos Malheurs," "leurs Causes," "leurs Remèdes;" Auguste Deschamps in seinem "Chute du Second Empire": schreibt Gasparin im gesundesten Tone. Bei ihm (dem unerschrockenen Huguenotten) findet die Falschheit keine Entschuldigung; er verwirft Bemäntelungen und Entschuldigungen als unrecht und verächtlich. Schonungslosen Krieg führt er gegen

den Chauvinismus, die Prahlereien und die Traumbilder französischer Schriftsteller und Redner. Mit unerbittlicher und logischer Schärfe führt er jede Lieblings-Ausflucht und Entschuldigung seiner Landsleute an, jedes Argument, durch welches sie zu beweisen suchen, daß Frankreich beim Beginn des Krieges und seiner Fortdauer im Recht und Preußen im Unrecht gewesen, um dann ein Jedes, Eins nach dem Andern gründlich zu widerlegen.

„War nicht die Hohenzollern-Kandidatur ehrgeizig und gewaltthätig?' „Sie wurde auf Verlangen Frankreichs zurückgenommen." „Wurde nicht Frankreich in seinem Gesandten beleidigt?" „Jener Gesandte hat selbst dieses Truggebilde zerstört." „Trachtete Preußen nicht darnach neutrale Staaten zu annectiren?" „Frankreich selbst gab das Beispiel, indem es Nizza und Savoyen annectirte und Belgien an sich zu reißen suchte." „O dieses belgische Project war ein Anschlag Bismarcks." „Wie kommt es dann, daß Frankreich zugibt andere Compensationen—wie Luxemburg, Landau, Saarlouis ꝛc. gesucht zu haben und der berühmte belgische Vertrag von Benedetti's Hand geschrieben war?" „Wenigstens hat Preußen seine militärischen Streitkräfte in außerordentlicher Weise vergrößert." „Man vergleiche die Militär-Budgets der beiden Staaten während der letzten 16 Jahre; welcher von Beiden hat während dieser Zeit seine Bewaffnung geändert? Wer eine Marine geschaffen, welche wie wir selbst behaupten, mindestens gerade so bedeutend ist, wie die englische, wenn nicht bedeutender? Welche Macht brüstete sich das Unerhörte zu erreichen—eine zweifache Superiorität, auf dem Lande und zur See? Wenigstens war Frankreich nicht kriegsbereit, während Preußen es war." Frankreich nicht bereit! Allein es dachte, daß es sei. Man hat es versichert, daß Alles bereit sei; Herr Rouher sagte dem Kaiser öffentlich, daß er vier Jahre „geduldig gewartet" habe; Graf Palikao behauptete, daß 1,200,000 Chassepots bereit seien. Leboeuf sagte, daß kein Gamaschenknopf fehle; während Preußen nur sein Zündnadel-Gewehr besaß, dessen geringeren Werth es erkannt und dessen Abschaffung es beschlossen hatte. Die deutschen Feldzugspläne beschränkten sich auf die Vertheidigung; Preußen wußte, daß ein Angriffskrieg ihm die Unterstützung

der Südstaaten rauben und bei der Landwehr Mißfallen erregen würde."

Auf diese Weise, natürlich ausführlicher und darum um so überzeugender, widerlegt Graf Gasparin die kaiserlichen Lügenberichte über die Ursachen des Krieges und räumt mit gleich großer Ehrlichkeit die Thatsache ein, daß Frankreich weder während des Krieges, noch bei den Friedensbedingungen gerechten Grund zur Klage gehabt habe. Frankreich wurde von den Deutschen verheert, wie es Deutschland durch die Franzosen verheeren zu lassen beabsichtigte. Frankreich zog in den Krieg um Deutschland seine rheinischen Provinzen zu entreißen, seine Hauptstadt zu nehmen und ihm die Friedensbedingungen zu dictiren; Deutschland schlug die beabsichtigte Invasion zurück, bemächtigte sich zweier deutschen Provinzen, zog in Paris ein und dictirte selbst die Friedensbedingungen. „Mit dem Maaß, mit dem ihr messet, wird euch gemessen werden" erscheint Herrn von Gasparin ebenso gerecht als biblisch—und dennoch ist er ein Franzose und als solcher bereit seinem Vaterlande sein Leben, nur nicht sein Gewissen zum Opfer zu bringen.

Es würde für England rühmlich und für Frankreich vortheilhaft gewesen sein, wenn alle unsere Schriftsteller dem Beispiele des Herrn von Gasparin gefolgt wären und die großsprecherischen Täuschungen denen Frankreich zum Opfer gefallen, bekämpft hätten, so lange diesem noch ein locus penitentiae offen geblieben. Möglicherweise ist es aber auch zum Wohle für Europa gewesen, daß jene Verblendung Deutschland nöthigte, den Krieg fortzusetzen, bis das militärische Prestige Frankreichs vollständig über den Haufen geworfen war.

Kapitel II.

Die Ursachen des Krieges von 1870.

Eine berühmte deutsche Persönlichkeit* wurde—so erzählt man sich—von einem Franzosen gefragt: „Gegen wen führen Sie jetzt den Krieg, nachdem der Kaiser gefangen und seine Regierung zu Ende ist?" „Gegen Ludwig XIV." soll die Antwort gelautet haben. Gegen Napoleon I. würde ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt haben, denn es waren die der napoleonischen Legende entsprungenen Anmaßungen, welche einen dauernden Frieden unmöglich machten. Als der erste Napoleon weit jenseits des Rheines geschlagen und einen Frieden angeboten erhielt, welcher ihm jenen Fluß als Grenze bestimmte, nebst weiteren großen Territorien, auf welche er keine gerechten Ansprüche hatte, schlug er dieses Anerbieten unsinniger Weise ab. Sein unersättlicher Ehrgeiz wollte nichts aufgeben und er verlor Alles. Die Regierung der „nationalen Vertheidigung" vom Jahre 1870 folgte diesem Beispiele und erntete einen ähnlichen Lohn. Trotz ihrem Hasse gegen Napoleon III. waren sie, ohne es sich selbst bewußt zu sein—napoleonisch, wie die Aeußerung „Nicht einen Zoll unseres Territoriums, nicht einen Stein unserer Festungen!" deutlich beweist. Daß andere Länder ihre Grenzen und Festungen an Frankreich abtreten, daß Frankreich von seiner natürlichen Grenzescheide, wie Herr Thiers den Rhein nennt, Besitz ergreifen, und Deutschland dieß ruhig geschehen lasse, das würde nur gerecht und selbstverständlich erscheinen; daß aber Frankreich nachgebe—Niemals! Fürst Bismarck sah die

* von Ranke, Geschichtsschreiber der Päpste im 14. und 16. Jahrhundert.

Sache jedoch nicht in diesem Lichte. Als Herr Favre ihm vorstellte, daß die Ehre Frankreichs keine solche Concession erlaube, bemerkte Ersterer ganz richtig, daß die Art oder Qualität der Ehre Frankreichs von der Ehre anderer Nationen in nichts verschieden sei.

Wenn aber die „napoleonische Legende" die republikanische Regierung in ihren Friedensverhandlungen in die Irre führte, so übte sie einen noch größeren Einfluß auf den unglücklichen Advokaten Napoleons I. und seiner Politik. Die andern Ursachen des Krieges haben nur eine zufällige und vorübergehende Bedeutung; die Politik der napoleonischen Legende aber, wie sie durch Herrn Thiers ihre Auslegung gefunden, ist von permanentem europäischen Interesse. Sie war die erste Ursache des deutsch-französischen Krieges, sie führte zum österreich-französischen Krieg und würde noch zu weiteren Kriegen geführt haben, wenn sie nicht—wie wir schließlich doch hoffen dürfen, durch das Jahr 1870 für immer discreditirt und über den Haufen geworfen worden wäre.

Daß dies die Ansicht unparteiischer, französischer Schriftsteller ist, läßt sich leicht beweisen. Es wird genügen, den Grafen Gasparin* anzuführen:—

„ Wir können es nicht läugnen und die Geschichte beweist es, daß
„ sich bei uns, in besonders hohem Grade, der Geist der Eroberung und
„ der bewaffneten Expeditionen, der Geist der Großsprecherei und der
„ Rauflust vorfindet."

„ Herr Thiers hat in seinen Büchern und Reden diese Seite unseres
„ Characters vollkomen getreu wiedergegeben. Niemand hat mehr als
„ er zum Ausbruch dieses Krieges beigetragen, gegen welchen er sich
„ eines Tages zu stemmen hatte. Er ist es, welcher unter uns den
„ Kultus der napoleonischen Legende aufgezogen und die militärische
„ Größe Frankreichs über Alles erhoben hat. Zu allen Zeiten hatte
„ er einer großen Armee und Marine das Wort gesprochen. Er war
„ es, der Sadowa in eine französische Niederlage verwandelt hat. Er
„ ist es, der unter dem Applaus der Nationalversammlung die deutsche
„ Einheit als einen Feind unserer Nation bezeichnet und die italienische
„ Einheit mit all seiner Macht bekämpft hat. Er ist es, welcher im

* Unsere Fehler, unsere Gefahren, unsere Zukunft. Zweite Aufl. Seite 100

„ ganzen Lande jene Eifersucht gegen Preußen genährt, die im Juli
„ 1870 so wohl benutzt wurde. Er ist es, welcher Herrn Favre zum
„ Trotz, die alten Theorien von einem Gleichgewicht der Macht und
„ der Nothwendigkeit für Frankreich rings um sich her schwache und
„ uneinige Nachbarn zu erhalten, wieder in Mode brachte."

„ Jede derartige Politik trägt ihre Früchte, nach Außen hin, wie im
„ Innern."

„ Der Krieg giebt uns Stoff zur Unterhaltung, was bei unseren
„ Nachbarn nicht der Fall ist. Abkömmlinge der Gallier, kannten wir
„ kein größeres Vergnügen als kämpfen; wer das Kapitol verbrannt
„ und Galata seinen Namen gegeben, scheint stets neuer Thaten zu be-
„ dürfen. Mag es so sein; andere Völker aber haben andere Ansichten
„ und Bedürfnisse."

„ Wir sind das "enfant terrible" geworden; man fürchtet sich
„ gewissermaßen vor uns, wie vor einer allgemeinen Gefahr. Was
„ wird Frankreich thun, was anfangen, wen wird es angreifen, auf was
„ bereitet es sich vor, was wird es zunächst beanspruchen? Keinem ist
„ ein Augenblick der Ruhe gegönnt. Zu Zeiten ist es der Krieg,
„ welcher droht, und Europa bewaffnet sich auf allen Seiten, um sich
„ jeden Morgen zu fragen, ob Frankreich nicht das Zeichen zum Aus-
„ bruch desselben geben werde; dann ist es wieder eine Revolution und
„ das beängstigte Europa fragt sich, ob die Anarchie bei uns sich nicht
„ festsetze und eine spätere Einkehr bei den Nachbarn in Aussicht stehe.
„ Wenn eine unserer Regierungen fünfzehn Jahre Bestand gehabt, so
„ weiß Jeder, daß ihre Tage gezählt sind; daß das Feuer in Paris
„ ausbrechen und sich nach allen Seiten hin ausbreiten werde."

Das heißt der Sache auf den Grund gehen, und erklärt den Ursprung von Kriegen, bei welchen der Zufall durchaus nicht in Rechnung kommt. Bei dem wachsenden Einfluß der Napoleonischen Legende in Frankreich, konnte dessen Politik den Nachbarn nur die Wahl lassen, zwischen einer vollständigen Unterwerfung unter eine Herrschaft, welche nicht nur einen Rivalen nicht dulden, sondern auch den benachbarten Mächten es nicht zugestehen würde, sich gegen eine Invasion zu schützen oder dem — Kriege.

Wäre England genöthigt gewesen, eine derartige Wahl zu treffen, so braucht wohl nicht angedeutet zu werden, zu was selbst der kleinmüthigste Engländer sich entschlossen haben würde. Hierauf bezüglich haben nun die Vertheidiger des französischen Einfalls, England folgendes argumentum ad hominum vorgehalten: „England, dessen Sicher-
„heit auf seiner maritimen Superiorität beruht, würde niemals
„zugeben, daß diese Superiorität in Frage gestellt würde;
„denselben Werth, den die Superiorität zur See für England
„besitzt, hat die Superiorität auf dem Festlande für Frank-
„reich; es war daher vollkommen berechtigt, Preußen anzu-
„greifen."

Die Antwort auf ein solches Argument ist, erstens: daß beide Fälle nicht analogisch sind; und zweitens: daß, wenn sie es wären, dieser Umstand Frankreich nicht im Geringsten entschuldigen würde.

Es liegt aber keine Analogie vor, weil England mit einer unbedeutenden Armee augenscheinlich einer Gefahr von Seiten Frankreichs, mit seiner sehr bedeutenden Armee und seinen rauflustigen Instincten und Traditionen, ausgesetzt sein würde; während ein Franzose sich eine Gefahr, welche seinem Vaterlande durch die Invasion einer vereinzelten Macht drohen könnte, gar nicht einzubilden vermöchte; gegen eine allgemeine Coalition dagegen würde es nichts beschützen können. Vor allen übrigen Ländern dürfte es Frankreich am schwersten fallen, seine aggressive Politik im Lichte einer defensiven Nothwendigkeit erscheinen zu lassen; aus dem einfachen Grunde, weil es niemals einem Franzosen einfallen wird, zu glauben, daß eine einzelne Macht Frankreich den Krieg erklären oder dadurch irgend einen Vortheil erringen könnte.

Läge aber auch eine vollkommene Analogie vor; hat denn England die Vermehrung irgend einer Marine und wäre sie noch so bedeutend gewesen, jemals zu einem "casus belli" gemacht? Frankreich strebte thatsächlich unter dem letzten Kaiserreiche darnach, ebenso viele seetüchtige Schiffe zu besitzen als England und hat selbst während einer kurzen Zeit (in den Jahren 1856 und 1857) thatsächlich ebenso viele besessen, mit einer bedeutend größeren Anzahl verfügbarer

Bemannung,* für seine Kriegsmarine. Im Jahre 1863 wiederum rivalisirte Frankreich mit England in Erbauung einer Panzerflotte ja überbot Letzteres sogar. Hat England daraus einen "casus belli"† gemacht oder auch nur remonstrirt? Alles, was wir thaten, beschränkte sich darauf, in unserer langsamen und unbehülflichen Weise im Erbauen immer neuer Schiffe fortzufahren, es Frankreich überlassend, nach Belieben das Gleiche zu thun.

Das Argument findet daher auf England keine Anwendung und wir können mit Sicherheit annehmen, daß Frankreich sich vor Preußen nicht mehr als vor Italien fürchtete; obgleich es von beiden Mächten für den Zuwachs, welchen dieselben erhalten hatten, territorielle Compensationen verlangte. Italien, welches sich schwach fühlte, trat Niza und Savoyen ab. Das mehr selbstbewußte Preußen weigerte sich, eine Grenze zu schwächen, welche, wie die Erfahrung es gelehrt hatte, zu schwach war, einer französischen Invasion zu widerstehen. Allein, obgleich die Politik seine Nachbarn in einem Zustand der Schwäche und der Abhängigkeit zu erhalten, von Napoleon III. nicht in dem Maße eingehalten wurde, wie dies Herr Thiers wünschte, so hatte man dieselbe dennoch keineswegs ganz aus den Augen verloren. Das Programm einer Befreiung Italiens von den Alpen bis zum Adriatischen Meere war nicht eingehalten worden. Eine französische Garnison lag in Rom, mit einer tête de pont in Civita Vecchia, durch welches jede Anzahl französischer Truppen gelandet werden konnte; Italien wurde dadurch in steter Abhängigkeit von Frankreich erhalten.

* Wenn die Thatsache nicht durch die officielle Autorität des ersten Lords der Admiralität, jetzt Lord Halifax, bestätigt worden wäre, so könnte man sie mit Fug und Recht bezweifeln; allein in seiner Rede vom 18. Mai 1857 im Unterhaus gab er die betreffende Stärke der englischen Dampf-Linien-Schiffe auf 42, die der französischen auf 40 an und gestand ein, daß die Franzosen ihre Schiffe viel rascher bemannen könnten, als wir.

† Dies würde einen herrlichen casus belli gegen unsere eigene Admiralität geliefert haben, die mit allen möglichen Vortheilen, welche ihr zur Seite standen, weder ebenso rasch Schiffe bauen noch sie bemannen konnte, wie die Franzosen; allein die Superiorität unserer Marine, auch unter der allerschlimmsten Verwaltung, ist unsere schwache (Eitelkeits-) Seite, unser Chauvinismus.

Die Weigerung Preußens ein Gebiet abzutreten, ließ unzweifelhaft im Herzen des Kaisers Napoleon einen Stachel zurück und führte anläßlich der Luxemburger Affaire beinahe zu einem Bruch, der jedoch durch freundschaftliche Vermittelung vermieden wurde. Der Wunsch „Sedan zu rächen" blieb jedoch zurück und schon diese Phrase zeigt die unheilvolle Wirkung der Napoleonischen Legende auf den französischen Geist. Wenn Oesterreich versucht hätte, seine eigene Schlappe zu rächen, so würde dies sehr natürlich gewesen sein; allein Frankreich hatte selbst Oesterreich angegriffen und geschlagen und hatte sich bezüglich des preußischen Krieges von 1866 in Alles gefügt. Es war daher nicht Freundschaft für Oesterreich, welche Frankreich bewog, die Niederlage von Sadowa übel aufzunehmen; es war nicht die Furcht vor Preußen, Frankreich war zu muthig, um sich einer derartigen Befürchtung hinzugeben. Es was vor Allem, daß muß Jeder eingestehen, unwürdiger Neid einer Nation gegenüber, welche die französischen Siege über den gleichen Feind in den Schatten stellte und dann das beklemmende Gefühl, nicht einer Furcht für die Sicherheit Frankreichs, sondern eines Verlustes des militärischen Vorranges in den Augen anderer Nationen. Dieser Neid, im Verein mit der Herrschsucht und einem unersättlichen Heißhunger nach militärischem Ruhm, trieben Frankreich zu einem Kriege mit einem Lande, von dem es weder beeinträchtigt noch beleidigt worden war.

Allein es giebt Engländer — hoffentlich nur wenige — welche Frankreich in Schutz nehmen, wenn es „durch Waffengewalt jenes militärische Uebergewicht zu erhalten gesucht, auf welches es einen so großen Anspruch hatte." Es stände schlimm um die Menschheit, wenn solche Argumente viele Vertheidiger fänden. Die fahrende Ritterschaft unter den Individuen ist ein Ding vergangener Zeiten; soll sie unter den Nationen wieder ins Leben gerufen werden? Hätten England und Amerika sich vor einigen Jahren befehdet, und hätte Eines das Andere besiegt, so würde es Frankreich — diesen Theorien nach — zugekommen sein, den Sieger herauszufordern?

Ohne jedoch diese Theorien ad absurdum zu führen, müssen wir der falschen Auslegung des „militärischen Primats" oder des „militäri-

schen Uebergewichts" von Frankreich erwähnen, als ob dasselbe sowohl de jure als de facto bestehe! Das ist der Grundgedanke der napoleonischen Legende und der verderblichen Lehren, welche Herr Thiers daraus gezogen und derselbe hat sich jetzt thatsächlich ebenso unbegründet, wie im Prinzip schädlich erwiesen. Herr Thiers glaubt und lehrt, daß Frankreich, nachdem es unter der Führung eines unvergleichlichen Genies eine Reihe glänzender Siege errungen und viele fremde Hauptstädte besetzt gehalten, es damit auch ein moralisches Recht begründet, über Europa zu herrschen. Aus dem Vorgesagten dürfte sich aber gerade der entgegengesetzte Schluß ziehen lassen. Frankreich überwältigte allerdings unter der ganz ausnahmsweisen Führung eines unvergleichlichen Feldherrn den größten Theil Europas. Aber gerade dadurch stellte es den Beweis, nicht seiner moralischen Tauglichkeit, sondern seiner Untauglichkeit für europäische Suprematie fest; es machte sich zum bloßen Werkzeug eines prinzipienlosen Usurpatoren, welcher die Franzosen ungefähr so hoch anschlug, wie die französischen Pferde,— Geschöpfe die im Krieg wohl zu verwenden waren, deren Meinung aber nicht in Betracht kam und hier zeigt sich ein Dilemma, welches Herrn Thiers' ernste Betrachtung verdient. Die französische Nation war entweder die Mitschuldige an dem kaiserlichen Ehrgeiz unter dem ersten Kaiserreich (und wir mögen mit gleichem Recht sagen, des Zweiten) oder einfach das willenlose Instrument, ohne alle und jede moralische Verantwortlichkeit. Als Mitschuldige hat sie jedes Recht verloren, als moralischer Führer und Lehrer Europas angesehen zu werden. Wird andererseits, um die französische Nation zu entschuldigen, der Einwand gemacht, daß dieselbe gewisse Ausschreitungen des Ehrgeizes mißbilligte, wie zum Beispiel die treulose Gefangennahme der spanischen königlichen Familie und der Raub ihres Thrones, aber nicht im Stande war dieselben zu verhindern; ist solch' eine Nation befähigt, Europa zu beherrschen? Herr Thiers würde ohne Zweifel sagen, daß der „Ruhm Frankreichs" der legitime Zweck sei, der alle Mittel heilige; allein ein solches Argument kann von andern Nationen nicht anerkannt werden.

Die Ansprüche Frankreichs auf die Hegemonie in Europa stützten sich

daher auf den Umstand, daß es am Anfang des Jahrhunderts thatsächlich eine militärische Superiorität hergestellt hatte, welche von gerade so langer Dauer war, als andere Länder sich derselben unterwarfen. Als Deutschland, ähnlich dem Philosophen alter Zeiten, welcher das Argument gegen die Bewegung dadurch widerlegte, daß er sich selbst bewegte — den Glauben an die französische Superiorität durch seine Besiegung Frankreichs zerstörte, war es auch mit dem Anspruch auf eine solche zu Ende. Selbst wenn Preußen der angreifende, statt der angegriffene Theil gewesen wäre, so könnte Niemand, der behauptet hatte, daß seine wachsende Stärke Frankreich einen gerechten Grund zum Kriege gegeben, es leugnen, daß Preußen in der wachsenden Stärke Frankreichs einen noch viel gerechteren Grund besessen habe.

Indem Herr Thiers Frankreich in die Principien seiner napoleonischen Legende einweihte, machte er den Krieg zur Gewißheit; da keine continentale Nation, welche Ehrgefühl und ein Verständniß für seine eigenen Interessen besitzt, darin einwilligen konnte, ihr Leben und Eigenthum der Laune Frankreichs länger zu unterwerfen, als sie es vermeiden könnte. Die Stellung Englands war eine andere; seine Geschichte bot Frankreich keinen Anhaltspunkt, Ansprüche auf Oberherrschaft zu erheben; diese ausnahmsweise Stellung trägt ohne Zweifel viel dazu bei, gewisse Engländer zu verhindern, den deutschen Standpunkt der Frage richtig aufzufassen. Es kann jedoch, im Lichte späterer Ereignisse betrachtet, Niemand entgehen, daß Deutschland früher oder später die französische napoleonische Politik über den Haufen werfen mußte.

Nehmen wir zwei kriegerische Nationen mit aggressiven Neigungen und Antecedentien; die Eine entschlossen, ihre Nachbarn in einem Zustand der Unterwürfigkeit zu erhalten, und die Andere nicht weniger bereit, für das Recht vollkommener Gleichheit einzutreten, und es ist leicht, die Folgen zu errathen. Seit der Schlacht von Sadowa war Frankreich entschlossen, im Verhältniß zu der neu erworbenen Macht Preußens sich zu vergrößern, oder Preußen auf seinen früheren Zustand der Schwäche zurückzuführen. Indem Frankreich sich an die Lösung dieser Aufgabe machte, hatte es das Unglück, ein moralisches und politi=

sches Unrecht zu begehen, wie man es sich größer nicht denken kann; und dies nicht allein in den Augen seiner Feinde, sondern auch in der Meinung seiner besten Freunde, ja sogar aller Franzosen, welche fähig sind, mit einem gewissen Grade ruhigen Urtheils auf die Fehler des zweiten Kaiserreichs zurückzublicken.

Es ist im vorigen Capitel gesagt worden, daß die öffentliche Meinung in England, nachdem sie Frankreich wegen seiner ungerechtfertigten Kriegserklärung getadelt, eine Aenderung erlitt und sich gegen Deutschland wendete, welches damals ohne Unterbrechung immer neue Siege erfocht. Die Wendung, welche die öffentliche Meinung genommen, läßt sich durch einige plausible Gründe entschuldigen; es gab aufgeklärte Engländer, welche in dem unwiderstehlichen Vordringen der deutschen Heere eine Quelle von Gefahren für Europa erblickten. Die Erinnerung an den „siebenjährigen Krieg," in welchem Preußen die Armeen Oesterreichs und seiner Alliirten geschlagen und die leicht errungenen aber unwürdigen Siege über Dänemark, bestärkten die Meinung, daß Preußen eine Laufbahn ehrgeiziger Vergrößerungen verfolgen werde. Man sagte sich: „Vor sechs Jahren war Preußen kaum eine Macht „ersten Ranges. Mit einer Bevölkerung von $18\frac{1}{2}$ Millionen, un„gefähr der Hälfte derjenigen Frankreichs, nicht ganz zwei Drittel der „Englischen und ungefähr gleich mit der Spanischen, durfte Preußen „nur in Folge seiner früheren kriegerischen Erfolge und gegenwärtigen „militärischen Organisation den Anspruch erheben, zu den Groß„mächten gezählt zu werden. Jetzt sehen wir es, das schwache Däne„mark, ein Land mit nur ein und einer halben Million Einwohner „unterdrücken; dann Oesterreich niederwerfen und ein paar Jahre „später Frankreich erdrücken — zwei Mächte ersten Ranges. Wo „soll das enden? Betrachtet Euch — fügte man hinzu — die Gier „nach Territorien, welche die ganze Laufbahn Preußens kennzeichnet. „Selbst nach allen Eroberungen Friedrichs des Großen, umfaßte „Preußen nur 75,000 Quadratmeilen und nach den Verträgen von „1815 nur 107,000 Quadratmeilen. Der Krieg von 1866 sicherte „Preußen 30,000 Quadratmeilen und beinahe sechs Millionen Ein„wohner und nun verlangt es im Namen des Deutschen Reiches einen

„ neuen Zuwachs von Land und Bevölkerung von dem besiegten „ Frankreich." Alle diese Thatsachen, im Verein mit den französischen Berichten über grausame Behandlung der Bevölkerung der besetzten Provinzen, nebst dem allgemeinen Glauben an Bismarck's Gewissenlosigkeit, trugen dazu bei, den Engländer zu veranlassen, den Besiegten erst zu bemitleiden, dann seinen Angriff als eine Handlung der Nothwendigkeit zu entschuldigen, und schließlich Deutschlands Verlangen einer territoriellen Abtretung ernstlich zu mißbilligen.

Die vorgenannten Thatsachen sind keineswegs zu bestreiten, wie verschiedenartig dieselben auch ausgelegt werden können. Die Frage ist aber, ob sie Frankreich berechtigten, den Krieg zu erklären, wie einige englische Schriftsteller von Autorität behauptet haben? Die Geschichte Preußens ist eine Geschichte steter Vergrößerungen durch den Krieg; allein ist dies nicht mehr oder minder in der Geschichte jedes anderen großen Landes der Fall? War Frankreich immer das, wie wir es gesehen haben, oder war sein König immer der „große Monarch?" War Rußland immer, was es heute ist, oder war es das friedfertige Oesterreich, obgleich Letzteres wie das Sprichwort sagt, Hymen mehr als Mars zu verdanken hat? War der Regent Englands immer Beherrscher von Großbritannien und Irland, mit sehr bedeutenden Landstrichen in Asien, Afrika und Amerika? Es scheint wohl oder übel die Bestimmung gewisser Nationen, wie gewisser Menschen zu sein, groß und stark zu werden. Der Eine lebt und stirbt, wo er geboren ist, den Spuren seiner Vorfahren folgend; ein Anderer fühlt, daß er seine Lage verbessern kann, er überwindet Schwierigkeiten und bringt sich vorwärts in der Welt. Dasselbe gilt von Nationen; gleichviel ob der Impuls von energischen Regenten gegeben, oder dem Volke selbst entspringt.

Allein einige englische Autoritäten haben behauptet, daß das Wachsthum Preußens eine Gefahr für Frankreich war und den Krieg rechtfertigte. Wäre der Bestand einer solchen Gefahr anerkannt — was ein Franzose sicher niemals zugeben wird — so würde dieses Argument nicht sehr weit führen. Das Wachsthum Frankreichs als maritime Macht — augenscheinlich eine Gleichheit zur See mit England

anstrebend, während die französische Landmacht der unsrigen dreimal überlegen ist — war eine Gefahr für England; allein wir machten niemals einen casus belli daraus. So bedroht das ungeheure Wachsthum der Vereinigten Staaten unsere maritime Superiorität und unsere transatlantischen Besitzungen; allein dies würde uns keineswegs berechtigen, den Krieg zu erklären. Wenn ferner die Stärke Preußens, mit seiner kleinen Bevölkerung, eine Gefahr für Frankreich bildete, so müßte umgekehrt die Stärke Frankreichs eine noch größere Gefahr für Preußen sein; wenn man das Princip, keinen Rivalen zu dulden, feststellen wollte, so müßte dies zu ununterbrochenen Kriegen, oder zu einer allgemeinen Unterwerfung unter eine einzige Macht führen. In Wahrheit aber hatten die Franzosen durchaus keine Furcht vor Preußen. Im Gegentheil verlangten die Franzosen einen Krieg, der sie nach Berlin führen und ihnen das linke Rheinufer verschaffen sollte. Der Franzose ist trotz seiner Prahlereien kein Feigling, und seine gewöhnliche Großprahlerei läuft darauf hinaus, daß Frankreich nur durch eine europäische Coalition besiegt werden könne. Diese Prahlerei, welche Deutschland gründlich widerlegt hat, widerspricht jedem Gedanken einer Furcht Frankreichs vor einer deutschen Invasion. Was Frankreich mehr fürchtete, war eine solche Zunahme der Stärke Deutschlands, die es erschweren würde, dieses Land fernerhin zu berauben und welche die alte Praxis, Deutsche gegen Deutsche zum Vortheil Frankreichs kämpfen zu lassen, unmöglich machen würde. Man hat in der That schon als auf einen Uebelstand darauf hingewiesen, daß, wenn Frankreich, welches von zwei Seiten durch die See und das neutrale Belgien, von der dritten durch die Pyrenäen begrenzt, andererseits genöthigt sei, der ganzen geschlossenen Masse Deutschlands gegenüberzutreten, es erstickt werden, — oder mit andern Worten, die alte Gewohnheit bei seinem Nachbarn Einfälle zu machen, aufgeben müsse! Daher kam auch der Aerger, als Preußen im Jahre 1866 seine Macht befestigte. In den Augen der Franzosen war der Hauptirrthum in der Politik Napoleons III., daß er nicht sofort nach Sadowa * Preußen den

* In Bezug auf Sadowa, äußerte sich ein französischer Staatsmann, daß Frankreich dadurch „tief verwundet" worden ist; was wenigstens die Population betrifft, so traf die

Krieg erklärte und kein französischer Staatsmann verfocht diese Meinung energischer als Herr Thiers. Zwei Gründe mochten jedoch damals des Sinn des Kaisers zum Frieden gelenkt haben:—der mexikanische Krieg hatte die französischen Arsenale nahezu geleert, und dann hoffte Napoleon III. durch Unterhandlungen, sei es von Preußen oder auf Unkosten eines neutralen Staates ebenso große Vortheile zu erringen, als dies durch einen Krieg möglich war. Zuerst verlangte man wenigstens einen Theil des längst ersehnten „linken Rheinufers" und einige wenige Festungen, als die geeignetsten Thore, durch welche man in Deutschland einfallen konnte; später richtete man seine Blicke auf Luxemburg. So lange die neue Stellung Preußens noch ungesichert schien, zog Bismarck die Verhandlungen in die Länge, um Zeit zu gewinnen. Nach der Schlacht von Sadowa fühlte sich Preußen sicher und verweigerte entschieden jede Abtretung deutschen Territoriums an Frankreich; dann erschien Belgien (auf wessen Veranlassung kommt hier nicht in Betracht) in den Augen Napoleons III. als ein Frankreich einzuverleibendes Aequivalent; weil Preußen (vielleicht nicht in ganz unbedenklicher Weise) deutsches Territorium sich angeeignet hatte. Diese Idee steht mit den napoleonischen Traditionen ebenso sehr im Einklang, als sie sich gegen Ehre und Ehrlichkeit verstößt; wir werden später darauf zurückkommen.

Soweit bot somit die Frage zwischen Frankreich und Preußen im gewöhnlichen Sinne des Wortes keinen casus belli. Frankreich hatte nichts verloren, obschon Preußen viel gewonnen hatte, und die belgische Angelegenheit war zu schimpflich, um ans Tageslicht gezogen zu werden; welchen Verlauf auch die damaligen Verhandlungen genommen hatten. Die Benedetti'schen Offenbarungen liefern jedoch den klaren Beweis, daß während 1866—67 die französische Diplomatie zu verschiedenen Malen auf „Compensationen" Anspruch erhoben, (für den Zuwachs den Preußen erhalten) und im Jahre 1868 eine Art Concession in der Schleifung der Befestigungen von Luxemburg und

Verwundung, jene Eitelkeit und Eifersucht, welche die Lorbeeren von Magenta und Solferino verdunkelt sah, durch einen durchschlagenderen Sieg, über die früheren Gegner Frankreichs.

der Neutralisation jenes Territoriums erlangte. Die französischen officiellen Documente, welche in die Hände der preußischen Truppen fielen und von Bismarck zu gelegener Zeit benutzt wurden, um den unglückseligen Benedetti zu überführen, beweisen, daß die Besitznahme von Belgien, ohne einen Schatten der Gerechtigkeit, während der Jahre 1866 und 67 im Ministerrath eine festbeschlossene Sache war; warum sie nicht zur Ausführung kam, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt worden. Vielleicht daß Frankreich, welches die gewünschte Garantie einer preußischen Unterstützung gegen eine englische oder russische Einmischung zu Gunsten Belgiens nicht erlangen konnte, es für unvorsichtig gehalten hat, eine Handlung zu begehen, welche nichts anderes, als ein öffentlicher Raub gewesen wäre, den zu entschuldigen es auch nicht einmal einen Vorwand gehabt hätte. Es wurden jedoch zu dieser Zeit gewisse abgeschmackte Ansprüche auf die Verwaltung einer belgischen Eisenbahn von Seiten der französischen Regierung geltend gemacht, als ob man dadurch einen Anhalt für die Klage des Wolfs gegen das Schaf erlangen wollte, dessen man sich nach Belieben bedienen konnte. Vielleicht mag auch Preußen, als es sich stark genug fühlte, um seine Stellung zu behaupten eine Eroberung nicht gern gesehen haben, welche Frankreich in gefährliche Nachbarschaft mit dem unteren Rhein gebracht haben würde. In dem letzteren Falle, konnte man gegen Preußen unmöglich die Klage erheben, daß es sich einem Act prinzipienlosen Raubes widersetze; schließlich verzichtete die französische Regierung darauf, weitere Ansprüche auf Territorien oder Festungen, als nothwendige Bedingungen für die Sicherheit und Würde Frankreichs geltend zu machen. Es hatte noch immer eine Population, die der jener deutschen Staaten ungefähr gleich kam, welche sich im Jahre 1870 gegen es verbanden und bedeutend größer, als irgend eine deutsche Coalition, die es je fürchten zu müssen glaubte. Es ist fast unnöthig hinzuzufügen, daß Frankreich den militärischen Werth seiner Bevölkerung unendlich höher, als den irgend eines andern Volkes schätzte.

Unter diesen Verhältnissen, fügte sich die kaiserliche Regierung nicht allein in den „fait accompli“ welcher zu jener Zeit so große Eifersucht erregt hatte, sondern die Minister bemühten sich auch noch, den beiden

Kammern zu beweisen, daß Deutschland durch die Ereignisse von 1866* eher geschwächt, als gestärkt wurde. Vor dem Vertrage von Prag,— wurde geltend gemacht—war Deutschland einig und besaß eine Bevölkerung von nahezu 80,000,000; von nun an gab es zwei Staaten (wenn nicht drei). Jeder von diesen besaß die Hälfte dieser Zahl, die sich in Folge des letzten Krieges feindselig gegenüber standen. Diese, allerdings sehr optimistische Auffassung stieß bei der Opposition natürlicherweise auf großen Widerspruch; besonders bei Herrn Thiers, welcher unterdessen, seine damals gehaltene Rede, in Form eines Pamphlets publicirte, wobei er der „tiefen Sensation" der „Bewegung" und der „zahlreichen Ausrufungen" nicht vergaß, welche französische Berichterstatter anzuführen gewohnt sind.

Jene Rede, welche das ganze Talent und die politische Einseitigkeit des Redners kennzeichnet, bildet eine formelle Verurtheilung des preußischen Ehrgeizes; in Frankreich eine Tugend, scheint der Ehrgeiz allem Anscheine nach, bei anderen Ländern eine unverzeihliche Sünde zu sein! Zuerst wird Preußen (und sehr verdienter Maßen) für sein Verfahren gegen Dänemark, getadelt; dann für seine Allianz mit Italien gegen Oesterreich, nebst der ihm unterschobenen Absicht, das Reich Karl's V. (mit Berlin statt Wien als Hauptstadt) wiederherstellen und vermittelst italienischer, statt der spanischen Unterstützung, befestigen zu wollen. Herr Thiers würde sich diesen Uebergriffen widersetzt haben; erstens im Interesse der deutschen Staaten selber; zweitens, im Interesse Frankreichs; drittens im Interesse des europäischen Gleichgewichts. Er würde jedoch Preußen nicht sofort den Krieg erklärt, sondern Herrn von Bismarck vorerst eine moralische Lection über die Sünde des Ehrgeizes ertheilt haben. Es ist Herrn Thiers niemals in den Sinn gekommen, daß solch eine Lection, von Frankreich, unter einem Napoleon, und auf einen Wink von dem Geschichtsschreiber des „Consulat und Kaiserreich" hin, gegeben, Herrn von Bismarck

* Das officielle Argument, welches in den französischen Kammern angeführt wurde, war, daß Deutschland durch Sadowa entfernt nicht gestärkt, sondern vielmehr geschwächt wurde. In drei Bruchtheile zerstückelt; „trois tronçons" war die Bezeichnung, welche angewendet wurde.

unendlich amüsirt haben müßte. Mit Italien wäre Herr Thiers schon entschiedener umgesprungen, mit der secundären Absicht, Preußen, durch ein, an seinem Alliirten statuirtes Beispiel zu warnen. Er bildet sich ein, daß, wenn Frankreich im Jahre 1866 ein derartiges Verfahren eingehalten hätte, der Oesterreichisch-Preußische Krieg und seine unglücklichen Folgen verhindert worden wären.

Was dem Engländer bei der Lectüre der Rede Thiers' besonders auffallen muß, ist die seltsame Verblendung jenes berühmten Franzosen, die ihn verhinderte, einzusehen, daß das Verfahren, welches er an Preußen tadelt, gerade das ist, was er an einem französischen Herrscher entschuldigen, ja bewundern würde. Selbst den Fall angenommen, daß Preußen wirklich das „europäische Gleichgewicht" umzustoßen beabsichtige, glaubt denn Herr Thiers, der enthusiastische Verfechter des französischen Uebergewichts unter dem ersten Kaiserreich und zu allen Zeiten, daß französisches Uebergewicht und europäisches Gleichgewicht ein und dasselbe Ding sind? Oder wie kann dann Frankreich, welches ohne besonderen Grund mit Italien, seinem damaligen Alliirten, Oestreich im Jahre 1859 den Krieg erklärte, dagegen Protest erheben, daß Preußen im Jahre 1866 das gleiche Verfahren einschlägt? Herr Thiers sagt, daß er Italien weder im Jahre 1859 erlaubt haben würde, ein einziges Königreich zu bilden, noch sich im Jahre 1866 Preußen anzuschließen, um Venedig zu erlangen; es kommt ihm entfernt nicht in den Sinn, daß solch eine Vorschrift einer unabhängigen Nation gegenüber ebenso anmaßend und dictatorisch ist, als irgend ein Verfahren, das man je Preußen unterschoben hat. Obschon natürlich bei einem Staatsmanne, welcher den ersten Napoleon als Ideal aller Herrscher betrachtet, so ist es doch kaum aufrichtig zu nennen, wenn man eine solche Politik durch das Gleichgewicht der Macht und als dem Wohle Deutschlands entsprechend, rechtzufertigen sucht. Die französische Kammer applaudirte jedoch einer Ansicht, welche von den meisten Franzosen getheilt wird, und nichts anderes ist, als der Ausdruck der unheilvollen Theorie, daß die Rechte Frankreichs verschiedener Art sind und höher stehen, als diejenigen aller übrigen Länder. Allein der Wunsch Frankreichs, alle seine Nachbarn schwach und uneinig zu

erhalten, kam diesmal in Conflict mit etwas mehr als dem bloßen Wunsche, nämlich mit dem festen Entschluß Deutschlands, nicht länger mehr schwach und uneinig zu sein, sondern, ob unter Preußen oder anders, jenem System gründlich ein Ende zu machen, das Frankreich stets in den Stand setzte, deutsches Blut durch deutsche Hände vergießen zu lassen. Deutschland hatte die Wahl zwischen Schwäche nach Außen und Eintracht im Innern, und es traf die Wahl, welche England gleichfalls getroffen hätte; und trotzdem wird es von Engländern getadelt! Vor Allem sollten dieselben die Sache als ihre eigene betrachten und dann urtheilen, wie England unter den gleichen Verhältnissen und mit der Erinnerung im Herzen an alle die französischen Einfälle, welche Deutschland auszuhalten gehabt, gehandelt haben würde.

Um die Verhältnisse Deutschlands (vor 1866) auf England zu übertragen, haben wir uns nur den Fall zu denken, daß die Vereinigung mit Schottland und Irland aufgehoben und die sächsische Heptarchie wieder hergestellt wäre, mit solch einer papierenen Constitution, wie sie Sir A. Malet vor Augen schwebt und den Absichten Frankreichs sicher entsprochen haben würde. Würde nicht jeder Engländer der Meinung sein, daß, wenn ein derartig zerstückeltes England sich immer als zu schwach erwiesen, um den französischen Invasionen zu widerstehen, die Reorganisation des Königreiches eine rein englische Frage bildete? Und wenn ein hervorragender König von Wessex (wie wir annehmen wollen) sich durch Thaten als das passendste Haupt der Heptarchie erwiesen, würden wir ihn nicht als solches anerkennen, was auch Frankreich dazu sagen möchte? Und wenn jener König auch Schottland und Irland annectirte—würden wir einem französischen Einwande dagegen Gehör schenken? Würden wir nicht sagen, daß Frankreich, welches selbst keine Furcht vor einer Invasion hat, und sich dennoch in unsere inneren Angelegenheiten mischt, gerade dadurch die Nothwendigkeit derselben beweist? Würden wir Frankreich Gehör schenken, wenn es von uns „Entschädigungen" d. h. eine Abtretung englischer Territorien verlangte, weil wir unsere Macht befestigt hatten? Oder wenn es hierauf unsere Unterstützung verlangte, das Territorium irgend einer befreun-

deten Macht, oder eines Alliirten (wie z. B. Belgien) an sich zu reißen —als eine Compensation für unseren Gewinn—würden wir nicht antworten—so steht wenigstens zu hoffen—daß England bei einem solchen schamlosen Raube sich nicht betheiligen könne? Wenn schließlich, um den Vergleich zu Ende zu führen, Frankreich über unsere Weigerung empört, uns angegriffen nnd von uns besiegt worden, wenn wir Paris besetzt und die Abtretung der französischen Kanal-Häfen verlangt hätten—was würden wir Preußen erwiedert haben, wenn es Partei für den Angreifer genommen und es versucht hätte, uns vorzustellen, daß wir zu weit gehen und allzugroße Ansprüche erheben?

Würde Preußen, mit Herrn Gladstone, dagegen einwenden, daß wir auf alle Fälle durch ein Plebiscit die Wünsche der Einwohner der französischen Städte berücksichtigen sollten—ob dieselben auch wünschten, annectirt zu werden—so ist kaum nöthig unsere Antwort zu erfragen. Wir würden sagen, daß Plebiscite nicht zu unsern Traditionen gehören, obgleich wir zu Zeiten genug Staaten und Colonien annectirten —vor etlichen vierzehn Jahren das Königreich Oude. Vielleicht würden wir erwiedert haben, daß wir auch ohne ein Plebiscit sehr wohl wüßten, daß die Franzosen gerade so wenig Lust verspürten, annectirt, als die Engländer überfallen zu werden, daß wir aber bei der Wahl zweier nothwendigen Uebel dasjenige wählen, welches von unsern Gegnern getragen werden muß. Wenn Preußen aber zudringlich darauf bestände— besonders so lange der Kampf noch andauerte und jede englische Familie in Trauer versetzt wäre—so ist es sogar sehr wahrscheinlich, daß wir seine menschenfreundliche Einmischung mit mehr Energie als Höflichkeit zurückweisen würden.

Nur wenn man die Ereignisse von 1866 und die jetzt ans Licht gezogenen Unterhandlungen im Gedächtniß behält, welche der Schlacht von Sadowa folgten, kann man den Friedensbruch im Jahre 1870 verstehen. Ueber die moralischen und diplomatischeu Verirrungen Frankreichs bei dieser Gelegenheit braucht nicht viel gesagt zu werden. Wo man sich nicht vertheidigt, ist der Beweis der Schuld leicht und jede Partei in Frankreich, Imperialisten oder Anti-Imperialisten, ist einzig und allein bemüht, die Schuld auf ihre Gegner zu schieben. Die Thatsachen wenig-

stens sind klar und jetzt nicht mehr bestritten; es kann aber unter allen Umständen nichts schaden, wenn wir sie hier noch einmal, so genau wie sie in den, dem Parlamente vorgelegtən Schriftstücken verzeichnet sind, vorführen; da sie auf alle Fälle das Urtheil, die Uebereinstimmung und den Eifer unserer Diplomatie in ein günstiges Licht stellen.

Bei vollkommen wolkenlosem politischen Horizont, im Jahre 1870 hörte Europa mit einem Male, daß Frankreich einen casus belli, mit zwei benachbarten Mächten, Preußen und Spanien gefunden. Letzteres, nachdem es während der vorhergehenden zwei Jahre vergeblich nach einem Könige gesucht, hatte seinen Thron dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, einem entfernten Verwandten der königlich preußischen Familie, angeboten und der Prinz hatte denselben angenommen. Nur wenige Stunden, nachdem Lord Granville am 5. Juli die befriedigende Versicherung abgegeben hatte, daß der permanente Cabinets-Chef des auswärtigen Ministeriums „niemals eine solche allgemeine Ruhe in auswärtigen Angelegenheiten" erlebt habe, erhielt Lord Granville ein Telegramm von unserem Gesandten in Paris, mit der Mittheilung, daß die französische Regierung nicht erlauben werde, daß Spanien den Prinzen von Hohenzollern* erwähle. Zu gleicher Zeit stellte man an die preußische Regierung das „Verlangen einer Erklärung" in wie weit sie bei der Wahl des Prinzen betheiligt, nebst einer Andeutung, daß Frankreich vom Könige von Preußen verlange, daß er den Prinzen zwinge, die angebotene Krone auszuschlagen. Der Wortlaut dieser Forderung erschien nicht in den öffentlichen Blättern; allein Earl Granville schreibt am 8. Juli an Lord Lyons, daß Graf Bernstorff den Inhalt der Antwort dahin berichtet „daß die preußische Regierung mit der Angelegenheit nichts zu thun habe"; der Graf betonte gleichzeitig ganz besonders „die heftige Sprache Frankreichs".

Die Ansichten der Regierung Ihrer Majestat in Bezug auf das Verlangen Frankreichs, nebst der dabei geführten Sprache kommen von

* Indem England, Wilhelm von Oranien auf seinen Thron berief, trat es thatsächlich auch den Besitz der holländischen Marine- und Landmacht an. Allein weit entfernt, Ludwig XIV. zu erlauben diese Wahl zu verhindern, nöthigte es ihn, Wilhelm III. anzuerkennen. Allein Spanien ist schwach und Frankreich stark.

Earl Granville*. „Die Regierung ihrer Majestät ist nicht im Stande
„ einzusehen, daß die Berufung des Prinzen Leopold von Hohenzollern
„ auf den spanischen Thron, ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit ist,
„ um eine so große und mächtige Nation, wie die französische zu be-
„ rechtigen, ein nationales Gefühl der Empfindlichkeit zum Aeußersten
„ zu führen. Es ist jedoch klar, daß solch ein Gefühl vorherrscht und
„ es ist wahrscheinlich, daß unter dem Eindruck einer solchen Meinung
„ jene Worte von Ministern des Kaisers öffentlich benutzt wurden,
„ welche, schon am Anfang des Streites angewendet, unzweifelhaft viel
„ dazu beitragen müssen, die Schwierigkeiten einer befriedigenden
„ Lösung der Frage zu vergrößern."

Die französische Regierung führte nicht allein eine derartige Sprache, sondern traf schon damals (9. Juli) ihre Vorbereitungen für einen Krieg, den sie zu führen offenbar fest entschlossen war.† Dieser Entschluß wurde von der brittischen Regierung so klar durchschaut, daß Lord Granville sogar den Zweifel ausspricht, „ob es im gegenwärtigen Augenblicke angemessen sei, weitere Versuche zu machen" um die Gefahr des Krieges abzuwenden. ‡ Die Regierung ihrer Majestät setzte jedoch ihre Bemühuugen fort und was Spanien und Preußen betrifft, nicht ohne Erfolg, da Beide derartige Concessionen machten, wie sie von Preußen wenigstens nicht zum zweiten Male gemacht werden dürften. Spanien unterwarf sich thatsächlich dem Befehl Frankreichs und schließlich wurde auch die leidige Candidatur des Prinzen von Hohenzollern auf den Wunsch der Königs von Preußen beseitigt.

Am 10. Juli berichtet Lord Lyons an Earl Granville§: „Herr
„ v. Grammont hat mich beauftragt, Euer Hochgeboren mitzutheilen,
„ daß wenn der Prinz von Hohenzollern jetzt, auf den Wunsch des
„ Königs von Preußen, seine Annahme der Krone widerrufe, die
„ ganze Angelegenheit beendet sei."

Auf diese Erklärung fußend, scheint die brittische Regierung die ener-

* Earl Granville an Lord Lyons, 9. Juli 1870. Nr. 16.
† Earl Granville an Lord Lyons, 9. Juli 1870. Nr. 17.
‡ Earl Granville an Lord Lyons, 9. Juli 1870. Nr. 17.
§ Lord Lyons an Earl Granville 10. Juli 1870. Nr. 25.

gischsten und beharrlichsten Anstrengungen* gemacht zu haben, nicht allein bei den Höfen Frankreichs, Spaniens und Preußens, sondern auch anderwärts, um eine friedliche Lösung herbeizuführen. Hätte nicht der „Wahnsinn den Augenblick beherrscht" und wäre die kaiserliche Regierung nicht dem Verderben geweiht gewesen, so hätte Frankreich die ganze Angelegenheit nicht nur befriedigend, sondern sogar triumphirend beseitigen können. Am 12. Juli schreibt Lord Lyons an Earl Granville: „Herr von Grammont sagt, daß die gegenwärtige Lage der „ Dinge, Frankreich in große Verlegenheit bringe. Einerseits sei die „ öffentliche Meinung in Frankreich so sehr erregt, daß es zweifelhaft, „ ob nicht das Ministerium gestürzt werden würde, wenn es morgen den „ Kammern erklärte, daß die ganze Angelegenheit erledigt sei, ohne „ vorher eine vollständigere Genugthuung von Seiten Preußens er„ langt zu haben. Anderer Seits sei durch die Verzichtleistung des „ Prinzen Leopold auf die Krone, der eigentliche Grund des Zwie„ spaltes hinweggeräumt. Die größte Beruhigung, sagt Herr von „ Grammont, liege in dem Umstand, daß Spanien auf alle Fälle bei „ der Sache gar nicht mehr betheiligt sei. Der Zwist, wenn ein solcher „ noch bestehe, beschränkte sich allein auf Frankreich und Preußen."

„Ich versäumte nicht, Herrn von Grammont meine Bedenken und „ mein Bedauern darüber auszudrücken, daß die französische Regierung „ auch nur einen Augenblick Anstand genommen habe, die Verzicht„ leistung des Prinzen als eine Vereinigung der Angelegenheit zu be„ trachten; ich erinnerte ihn ausdrücklich, daß er mich autorisirt hatte „ Ihrer Majestät Regierung zu versichern, daß wenn der Prinz seine „ Candidatur zurückziehe, die Angelegenheit beendet sei. Ich machte „ so eindringlich wie möglich, alle die Gründe geltend, welche eine „ Zurücknahme dieser Versicherung, der Regierung Ihrer Majestät „ peinlich und beunruhigend machen müssen."

„Ich machte ferner geltend, daß jene Verzichtleistung, die Stellung „ Frankreichs gänzlich ändere, daß wenn der Krieg jetzt ausbräche, ganz „ Europa sagen würde, daß Frankreich denselben verschuldet und ohne

* Eines der Telegramme Lord Granville's trägt das Datum 2.30 A.M. 10. Juli 1870.

„ allen und jeden wesentlichen Grund, nur aus einem Gefühle des Stolzes
„ und der Empfindlichkeit, sich in denselben gestürzt. Einer der Vor-
„ theile der früheren Stellung Frankreichs war, daß der Zwist wegen
„ einer Angelegenheit entstanden, bei welcher die Gefühle Deutschlands
„ nur sehr wenig und seine Interessen gar nicht betheilig gewesen. Jetzt
„ habe Preußen die Aussicht ganz Deutschland um sich zu schaaren,
„ um einen Angriff abzuschlagen, welchem kein anderes Motiv, als
„ der böse Wille und die Eifersucht Frankreichs, und das leidenschaft-
„ liche Verlangen seinen Nachbar zu demüthigen, unterstellt werden
„ könne. Kurz ich erklärte, daß Frankreich die öffentliche Meinung der
„ ganzen Welt gegen sich haben werde, und daß sein Gegner offenbar den
„ Vortheil genieße, geltend machen zu können, daß der Krieg ihm aufge-
„ drungen und seiner Seits einfach ein Act der Selbstvertheidigung sei.
„ Earl Granville's Antwort am folgenden Tage* billigt diese Argumente.

Man darf hier nicht übersehen, daß die eben angeführte Sprache, die vorsichtig abgewogene Sprache eines alten Diplomaten ist, daß sie von keinem der bei dem Streite Betheiligten, noch von einem gleichgültigen Neutralen, sondern von dem Gesandten einer Macht kommt, welche Frankreich sehr befreundet war. Dieß in Betracht gezogen, läßt die scharfe und offene Verurtheilung der französischen Politik noch mehr errathen, als sie in Worten ausdrückt. Der Gesandte einer befreundeten Macht kann der Regierung, bei welcher er accreditirt ist, nicht offen erklären, daß sie eine Beschwerde vorgebracht, welche nicht die richtige Beschwerde gewesen; daß sie selbst die Bedingungen angegeben, mit welchen sie sich zufrieden geben wolle, und später, nachdem sie dieselben erlangt, den Beweis geliefert habe, daß sie die Angabe nur gemacht, um ihre Ziele zu erreichen. Kurz gesagt, er darf die Falschheit nicht mit Falschheit, noch ein ehrloses Verhalten mit ehrlosem Verhalten kennzeichnen; die Sprache Lord Lyons meint aber nichts Anderes.

Die verblendete Regierung des Kaisers, ob unter dem Eindrucke berauschender Siegesvisionen oder der Furcht einer Reaction des von ihr angefachten Kriegsfiebers, weigerte es, sich zufrieden zu geben, als Spanien sich dem Befehle Frankreichs unterworfen und der Prinz von

* Earl Granville an Lord Lyons. 13. Juli 1870. (Nr. 31.)

Hohenzollern seine Candidatur zurückgezogen hatte. Der König von Preußen hatte den Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern „gebilligt"; allein trotzdem Spanien formell auf die Candidatur verzichtet hatte, verlangte Frankreich jetzt, der König von Preußen solle gewissermaßen Bürgschaft übernehmen, daß der Prinz zu keiner späteren Zeit einen Thron annehme, der ihm sicher niemals wieder angeboten worden wäre.

Dieses Verlangen wurde der National-Versammlung, durch den Herzog von Grammont, in einer Rede mitgetheilt, welche das „Journal officiel" am 15. Juli veröffentlichte. Nachdem der Herzog vorerst eine Behauptung aufgestellt, welcher Earl Granville, bei einer früheren Gelegenheit, soweit dieselbe England betraf, auf's Bestimmteste widersprochen* hatte, ging er auf eine detailirte Darlegung der diplomatischen Action Frankreichs über.

Auszug vom Journal Officiel vom 16 Juli 1870.

Der Präsident (der National-Versammlung): „Der Minister des Auswärtigen hat im Namen der Regierung eine „Erklärung abzugeben."

Seine Excellenz der Herzog von Grammont, Minister des Auswärtigen: „Meine Herren — die Art und Weise „in welcher das Land die Erklärung vom 6. d. Monats aufnahm, „liefert uns den Beweis, daß Sie unsere Politik billigen und daß wir „auf Ihre Hülfe rechnen können. Wir knüpften sofort Unterhand„lungen mit auswärtigen Mächten an und baten um deren freundliche „Vermittlung bei Preußen, um unseren Beschwerden Anerkennung „zu verschaffen."

„Bei diesen Unterhandlungen stellten wir gar keine Anforderungen „an Spanien, um nicht dieses Landes Empfindlichkeit zu reizen oder „seiner Unabhängigkeit nahe zu treten. Wir unternahmen keinen „Schritt gegen den Prinzen von Hohenzollern, da wir annahmen, daß „er von dem Könige von Preußen beschirmt wird. Wir hüteten uns in „die Sache irgend welche Bemerkungen über andere Gegenstände einzu„flechten oder es zu erlauben, daß die Discussion sich von dem Gegenstand „entferne, den wir von Anfang an, einzig und allein im Auge hatten."

* Lord Lyons an Earl Granville 16. Juli 1870. (Anhang zu Nr. 75.)

„Die Majorität der Mächte beeilte sich uns entgegenzukommen und
„ erkannte mit mehr oder weniger Wärme die Gerechtigkeit unserer
„ Forderungen an."

„Der Preußische Minister des Auswärtigen machte Einwendungen
„ unter dem Vorwand, nichts von der Angelegenheit zu wissen und
„ daß das Berliner Cabinet derselben fern gestanden habe."

„Wir waren somit genöthigt uns an den König selber zu wenden und
„ wir beauftragten unseren Gesandten sich zu dem Könige nach Ems
„ zu begeben. Der König räumte ein, daß er den Prinzen von Hohen-
„ zollern autorisirt habe, die ihm angebotene Candidatur anzunehmen;
„ behauptete jedoch den Unterhandlungen, welche zwischen der spanischen
„ Regierung und dem Prinzen von Hohenzollern gepflogen wurden
„ fremd gebieben zu sein, daß er nur als Familienoberhaupt und
„ keineswegs als Souverain intervenirt und daß er bezüglich dieser
„ Angelegenheit weder einen Ministerrath berufen noch befragt habe.
„ Seine Majestät räumte jedoch ein, daß er den Grafen Bismarck von
„ dem Verlaufe der Angelegenheit unterrichtet habe."

„Wir konnten uns mit diesen Anworten nicht begnügen—wir konnten
„ jene feine Unterscheidung zwischen dem Familienoberhaupte und dem
„ Souverain nicht anerkennen und wir bestanden darauf, daß der König
„ dem Prinzen Leopold rathe, und wenn nöthig befehle, auf seine Candi-
„ datur zu verzichten."

„Während wir mit Preußen unterhandelten, wurde uns der Ver-
„ zicht des Prinzen Leopold auf seine Candidatur von einer Seite ge-
„ meldet, von welcher wir ihn nicht erwarteten; derselbe wurde uns am
„ 12. Juli durch den spanischen Gesandten mitgetheilt."

„Da der König gewünscht hatte, der Frage fremd zu bleiben, so for-
„ derten wir ihn auf, sich diesem Verzicht anzuschließen und zu erklären,
„ daß wenn, in Folge eines jener Zwischenfälle, welche in einem Lande
„ das eben aus einer Revolution heraustritt, immer möglich sind, die
„ spanische Krone abermals dem Prinzen Leopold angeboten werden
„ sollte, der König dem Prinzen nicht wieder erlauben würde, dieselbe
„ anzunehmen; so daß die Discussion entschieden als beendet betrachtet
„ werden könne. (Beifall.) Unser Verlangen war bescheiden; die

„ Sprache, deren wir uns bedienten, war es nicht minder. Versichern
„ Sie den König auf's Bestimmteste — so schrieben wir an Graf
„ Benedetti am 12. Juli um Mitternacht — daß wir keine „Hinter-
„ gedanken" haben, daß wir keinen Vorwand zum Kriege suchen, und
„ daß es uns einzig und allein darum zu thun ist, mit Ehren eine
„ Schwierigkeit zu lösen, die wir nicht selbst heraufbeschworen haben.
„ Der König willigte ein, Prinz Leopold's Verzichtleistung zu billigen,
„ allein er weigerte sich, die Erklärung abzugeben, daß er dem Prinzen
„ in späterer Zeit die Wiederaufnahme seiner Candidatur verbieten
„ würde. (Ausrufe des Erstaunens.)

„ Ich habe vom Könige verlangt,—so schreibt uns Herr Benedetti
„ am 13. Juli um Mitternacht—daß er mir die Genehmigung er-
„ theile, in Seinem Namen erklären zu dürfen, daß, wenn der Prinz
„ je daran denken sollte, seinen Plan wieder aufzunehmen, der König
„ seine Autorität anwenden und dieß verhindern würde. Der König
„ hat sich auf's Bestimmteste geweigert, mich zu autorisiren, Ihnen
„ eine derartige Erklärung zukommen zu lassen. (Sensation, Ge-
„ murmel.) Ich bin mit Nachdruck auf meiner Forderung bestanden,
„ allein es ist mir nicht gelungen, den Beschluß Seiner Majestät zu
„ modificiren. Der König beschloß unsere Unterredung, indem er mir
„ mittheilte, daß er eine solche Verpflichtung weder eingehen könne,
„ noch dieß wünsche, und sich in diesem Falle, wie in jedem Andern,
„ das Recht vorbehalten müsse, den Umständen gemäß zu handeln.
„ (Ausrufungen. Laute widersprechende Stimmen. Eine Stimme:
„ „Die Unverschämtheit kann nicht weiter gehen." Hört, hört.)

Herr Drury: Es ist eine Herausforderung.

Der Minister des Auswärtigen: Obgleich uns diese Weigerung ungerechtfertigt erschien, (Zeichen des Beifalls) so war unser Wunsch Europa die Segnungen des Friedens zu erhalten, ein so großer, daß wir die Unterhandlungen nicht abbrachen; trotz Ihrer gerechten Ungeduld, haben wir aus Furcht, daß die Discussion dieselbe verwicklen möchte, Sie gebeten die Erörterung der Angelegenheit, bis auf heute zu vertagen. (Allgemeine Zeichen der Billigung). Wir waren daher aufs Höchste erstaunt, als wir vernahmen, daß der

König von Preußen, durch einen seiner Adjudanten unsern Gesandten benachrichtigen ließ, daß er ihn nicht mehr empfangen werde, (Heftige Bewegung und Indignation) und daß um diese Weigerung jedes zweideutigen Charakters zu entkleiden, seine Regierung dieselbe den Cabineten Europas mitgetheilt habe. (Explosion von Gemurmel.)

Einige Senatoren: Das ist zuviel der Unverschämtheit und Dreistigkeit.

Der Minister des Auswärtigen: Wir vernahmen zu gleicher Zeit, daß Baron von Werther den Auftrag erhalten habe, sich zu verabschieden und daß man in Preußen die Rüstungen betreibe. Unter diesen Umständen wäre jeder weitere Versöhnungsversuch eine Hintansetzung unserer Würde und eine Unvorsichtigkeit gewesen (Lauter Beifall, fortgesetzter Jubel). Wir haben nichts unterlassen, was den Krieg hätte vermeiden können; jetzt aber bereiten wir uns vor, Einen zurückzuweisen, der uns aufgenöthigt wurde, (Ja, ja. Sehr gut. Es ist wahr.) indem wir es Jedem überlassen, den ihm zukommenden Theil von Verantwortlichkeit selbst zu tragen. Seit gestern haben wir unsere Reserven einberufen und wir werden mit Ihrer Unterstützung sofort die nöthigen Maßregeln treffen, um das Interesse, die Sicherheit und die Ehre Frankreichs zu retten. (Fortgesetzter Applaus.)

Und unter solchem Bravo und Applaus, fiel der Vorhang über der ersten unwürdigen Scene jenes Trauerspiels, das in der Schmach von Sedan, Metz und Paris seinen Abschluß fand.

Wenn wir auf diese Ereignisse, im ergänzenden Lichte des weiteren Verlaufs der Geschichte zurückblicken, so wissen wir, wie viel absichtliche Entstellungen der ministerielle Bericht enthielt; denn die Thatsachen lassen sich nicht mehr bestreiten. Die Unglücksfälle, welche die nationale Würde zermalmten und alle üblichen diplomatischen Rücksichten hinwegfegten, haben die falschen Angaben der kaiserlichen Regierung ans Licht gebracht; wenn auch die Motive, welche denselben zu Grund lagen, bis zu einem gewissen Grade, stets im Dunklen bleiben dürften.

Nehmen wir aber auch den Bericht des französischen Ministers, wie

er vorstehend gegeben ist, und verdollmetschen wir uns denselben durch die bekannten Thatsachen, so ist es klar, daß der König von Preußen sich eine große Zurückhaltung auferlegte, unter Provocationen, wie sie Souverainen selten geboten werden und deren einziges Object ein Friedensbruch sein konnte. Der officiellen Umschreibungen entkleidet, dürfte die Geschichte des Herzogs von Grammont ungefähr folgendermaßen lauten:

Die Königswahl, welche Spanien getroffen, kam Frankreich verdächtig vor, weil der Prinz, welcher auf den spanischen Thron berufen worden, ein entfernter Verwandter des Königs von Preußen war und Frankreich rief die Intervention der übrigen Mächte an, um die Zurücknahme dieser Wahl zu erlangen. Die nachgesuchte Intervention fand statt, sowie die Zurücknahme der Wahl; der König von Preußen billigte dieselbe, obgleich er der Meinung war, daß dies Spanien allein angehe und er nichts mit der Sache zu schaffen habe. Der französische Gesandte bat den König, sich mit der Sache zu beschäftigen, und ging in seiner Anmaßung so weit, zu erklären, daß, obwohl Spanien auf seine Wahl verzichtet und der Prinz seiner Candidatur entsagt habe, der König von Preußen, — welcher dieses Arrangement gebilligt hatte — noch mehr thun, kurz, daß er die Bürgschaft übernehmen müsse, daß der Prinz niemals und unter keinerlei Umständen den Thron Spaniens annehmen werde. Der König von Preußen, welcher geradezu stumpfsinnig hätte sein müssen, um nicht einzusehen, daß der Krieg eine beschlossene Sache sei, weigerte sich, eine solche vernunftwidrige Verpflichtung zu übernehmen, — welche Weigerung, wie wir gelesen, Bewegungen des Erstaunens in der französischen Kammer hervorrief — und entließ Herrn Benedetti nicht — was noch größeres Erstaunen hätte erregen sollen. Schließlich beauftragte der König (wie der französische Bericht lautet) seinen Adjutanten, den kaiserlichen und anmaßenden Gesandten zu entlassen.

Es ist eigenthümlich, daß diese höchst natürliche Steigerung des Zwistes, so wahrscheinlich sie auch lautet, und thatsächlich von einer deutschen Zeitung in dieser Weise dargestellt wurde, dennoch sich als irrthümlich erwiesen hat. Der hochherzige und muthige König, welcher

einige Wochen später die Macht Frankreichs zermalmen sollte, verlor zu keiner Zeit seinen Gleichmuth und zeigte bis zum Ende die gleiche würdevolle Selbstbeherrschung, die gleiche Courtoisie!

Als der französische Minister des Aeußeren die Versicherungen anführte, welche dem König von Preußen gegeben wurden, daß Frankreich keine "arrière-pensées" habe und keinen Kriegsvorwand suche, mußte er das weise Sprüchwort "qui s'excuse, s'accuse" vergessen haben; denn sicher wird weder ein Staat noch ein Individuum, dem es nicht um einen Streit zu thun ist, eine solche Erklärung abgeben, ohne darum ersucht worden zu sein. Wir haben genügende Gründe zur Annahme, daß die französische Regierung den Krieg wünschte, um die Erinnerung an die traurige Mexikanische Expedition und die schmachvolle Aufhebung derselben—in Folge eines Befehls von Seiten der Vereinigten Staaten—sowohl, als das Fiasco der französischen Diplomatie, in ihren Bemühungen, die Vergrößerung Preußens zu hintertreiben, oder das gewünschte Aequivalent dafür zu erlangen, für lange Zeit zu verwischen. Es ist jedoch noch immer schwer, einzusehen, warum Frankreich, wenn es zum Krieg entschlossen war, dennoch Schritte gethan, sich des Vorwandes zu demselben zu entäußern, Schritte welche zu Wankelmüthigkeit und Wortbrüchigkeit führten und sein Verhalten in das schlimmste Licht stellten.

Indem Frankreich die Behauptung aufstellte, daß die Annahme des spanischen Thrones durch den Prinzen von Hohenzollern einen Beweis für die Mitwirkung des Königs von Preußen liefere, und dann, nach dem Zurücktreten des Prinzen sich weigerte, es einzugestehen, daß der König von Preußen bei diesem Act betheiligt sein müsse, verfiel es Earl Granville's logischem Argument. „Wenn man behauptet," sagt Earl Granville, „daß er die Krone nicht ohne die Genehmigung des Königs „angenommen habe, so hält auch das Gegen-Argument Stich, daß er „ohne die gleiche Genehmigung diese Annahme nicht rückgängig „machen könne."

Eine Erklärung des wankelmüthigen Verfahrens Frankreichs dürfte sein, daß der Kaiser den Krieg beschlossen hatte, weil er auf die Hülfe einiger süddeutschen Staaten rechnete und nun erfuhr, daß

ein geeinigtes Deutschland dem französischen Angriffe gegenüber stehe. Hiervon unterrichtet, zögerte der Kaiser, bis sein Entschluß durch den kriegerischen Enthusiasmus, welchen die ersten Kriegsgerüchte in Paris hervorriefen, einen frischen Impuls erhielt. Lord Lyons schreibt unter dem 14. Juli von Paris:* „Die allgemeine Aufregung „war so groß und die Stimmung in der Armee eine so erregte, daß es „fraglich wurde, ob die Regierung dem Verlangen nach einem Krieg „widerstehen könne, selbst wenn sie im Stande wäre, einen diplomati- „schen Erfolg zu melden." Das Kriegsfieber (welches anfänglich von der Regierung genährt wurde), nahm unterdessen zu, und als schließlich die verlangte Satisfaction gegeben wurde, entschloß sich der Kaiser, seinem wankelmüthigen Character entsprechend, jene Richtung einzuschlagen, welche seinen eigenen und seines Landes Ruin besiegelte.

Die Geschichte jenes ungerechten, unklugen und unheilvollen Bruches wird am besten durch den Wortlant des Artikels gegeben, den man Herrn Gladstone zuschreibt. Wenn dessen Hauptschluß ebenso unantastbar gewesen wäre, als dessen Hauptpunkte, so hätte man kaum mehr verlangen können:

Allein auch dieser Punkt, trotz der unglücklichen Form, in welcher das Verlangen gestellt wurde, wurde erreicht und der König betheiligte sich an der Zurücknahme sämmtlicher Abmachungen. Wie erwies sich indessen das Verhalten der französischen Regierung? Sie selbst hatte die Klage vorgebracht und die äußersten Grenzen derselben festgestellt. Die Ursachen, welche der Klage zu Grund lagen, hatten aufgehört zu existiren. Die französische Regierung erkannte die Beseitigung derselben an und erklärte, daß der Streit, so weit er Spanien betreffe, zu Ende sei. Allein zum Erstaunen aller Welt, knüpfte sie eine neue Bedingung an die Streitfrage und berechtigte dadurch, bis zu einem gewissen Grade zu dem Verdachte, daß sie entschlossen sei, ihre Klage nicht aufzugeben, sondern dieselbe zu verwerthen. Der Herzog von Grammont machte die Mittheilung, daß die Verhandlungen mit Preußen noch nicht beendigt, und verlangte vom König, daß er sich dafür verbürge, die Hohenzollern-Candidatur unter keinerlei Umständen je wieder zu erlau-

* Lord Lyons an Earl Granville, 14. Juli 1870. (No. 60.)

ben. Es war nicht möglich, daß Jemand, der einen Begriff von den Gesetzen der Selbstachtung hatte—von jenen der diplomatischen Formen gar nicht zu reden—voraussetzen konnte, daß der König von Preußen diesem Verlangen hätte entsprechen können oder sollen. Allein die Regierung Frankreichs, Fehler auf Fehler häufend, übersah die Thatsache, daß in den Augen der ganzen Welt, Preußen höchstens als Mitschuldiger an der Beleidigung erscheinen könne, während Spanien für den Haupttheil der Schuld verantwortlich war. Dennoch wurde der Hauptschuldige auf ein bloßes Aufgeben der Candidatur hin freigesprochen, während man von dem Mitschuldigen das Versprechen verlangte, nie wieder Grund zur Klage zu geben. Wir wiederholen es, daß diese verschiedenartige Auffassung von Seiten der ganzen Welt nur die eine Deutung finden konnte, daß nämlich die augenblickliche Lage, die militärischen Rüstungen der letzten vier Jahre, der Vorsprung, den man Preußen abgewonnen zu haben glaubte, zu wichtige Dinge seien, um sich derselben zu begeben. Es ist schmerzlich, sagen zu müssen, daß ein solch unbeschreiblich nichtswürdiges Motiv vom Kaiser oder von dem Cabinet, welches damals die Geschichte Frankreichs leitete, wissentlich und kaltblütig unterhalten wurde. Wenn wir aber auch diese hassenswürdige Voraussetzung bei Seite schieben, welch ein Bild der Thorheit, der Unbeständigkeit und des Uebermuths zeigt uns jenes Frankreich von 1870, unwürdig wie es durch die kaiserliche Regierung vertreten war.

Wir brauchen uns kaum länger als einige Augenblicke aufzuhalten, um zu bemerken, daß durch diese fast widernatürliche Verstocktheit, die französische Regierung den befreundeten Mächten, deren Unterstützung sie nachsuchte, unzweifelhaft einen sehr ernsten Grund zur Klage gegeben, wenn überhaupt der Wille, eine solche zu finden, vorhanden gewesen wäre. Man betrachte sich die Lage Beider. Ein Staat legt seine Beschwerden den Nachbarn vor; er erbittet ihre Hülfe, denselben abzuhelfen. Dieselben gehen auf dies Ersuchen ein und nehmen Stellung zur Sache; nicht weil es das Pflichtgefühl verlangt, sondern aus Politik und Vorsicht und in Anbetracht der hohen Bedeutung, Satisfaction zu erlangen und dadurch Blutvergießen zu verhüten. Es gelingt

ihnen auch, diejenige Genugthuung zu erlangen, welche zu fordern sie sich bestimmen hatten lassen. Da verändert plötzlich die klageführende Macht ihre Stellung, und weigert sich, aus den Händen ihrer Befreundeten Das entgegenzunehmen, was sie vorher als den Gegenstand ihrer Wünsche bezeichnet hatte. Wir behaupten, daß dies einfach der Bruch eines zu Kraft bestehenden Vertrages ist — der aus freiem Willen hervorgegangen — und halten es für ein Verfahren, das mit allen internationalen Verpflichtungen gänzlich im Widerspruch steht.*

Um die Motive vollends anzuführen, welche Frankreich seinem Schicksale entgegentrieben, muß vor allem Andern bemerkt werden, daß die Anmaßungen, welche sich auf die napoleonische Legende stützen, nur zu zwei Zielen führen konnten — nämlich zum Krieg oder zu einer vollständigen Unterwerfung Europa's unter Frankreich. Diese Ansprüche allein, würden daher über kurz oder lang zum Bruche mit einer jeden, sich selbst achtenden Macht geführt haben. Allein unter den Neben-Ursachen, welche den unglücklichen Kaiser in seinen Ruin trieben, mögen drei hier angeführt werden, nämlich: Das allgemeine Verlangen nach der „Rheingrenze;" die Intriguen der ultramontanen Partei, welche sich für das Verdrängen des katholischen Oesterreichs, durch das protestantische Preußen und die Hülfe, welche Letzteres Italien zu Theil werden ließ, rächen wollte; und der Einfluß zweier erlauchten Frauen, deren eine sich jederzeit durch ihre starke und ohne Zweifel auch aufrichtige Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl ausgezeichnet hat. Briefe, welche die republikanische Regierung in den Tuilerien vorgefunden und im Jahre 1871 publicirte, liefern genügende Beweise dafür, daß die Königin von Holland † und die Kaiserin, jede von ihrem besonderen Gesichtspunkte aus, den Kaiser zum Krieg gegen Preußen drängten.

* Wenn Herrn Gladstone's Ansichten die richtigen sind, so steht fest, daß England nicht allein nicht verpflichtet war, Frankreich — nach dessen „fast widernatürlicher Verstocktheit"— zu unterstützen, sondern im Gegentheil sehr ernsten Grund zu einem Streit hatte.

† Anmerkung des Uebersetzers. Die Schwester des regierenden (protestantischen) Königs von Württemberg. . . . .

Mancher dürfte wohl der Meinung sein, daß wir uns unnöthig viel Mühe gegeben, die Schuld, den letzten Krieg herbeigeführt zu haben, auf Frankreich zu wälzen, statt auf seinen Ueberwinder. Einige Entschuldigung findet diese Beharrlichkeit jedoch durch die Thatsache, daß noch am 28. September 1872 ein Wochenblatt, das über bedeutende Geisteskräfte verfügt, in einer Besprechung von "The School and the Army in Germany and France" sich folgendermaßen äußerte:

„ General Hazen konnte damals nicht gewußt haben, was heute
„ alle Welt weiß (!), daß Frankreich endlich verlockt wurde, den
„ Krieg zu erklären, gerade in dem Augenblick, in welchem derselbe
„ Preußen am gelegensten kam."

Natürlich, wenn dem so wäre, so würde der Kaiser zu seiner auswärtigen Politik vollkommen berechtigt gewesen sein; das ist jedoch keineswegs die Meinung der Majorität in Frankreich; noch, sollte man glauben, in England.

Auf welche Beweise stützt sich diese Behauptung? Stützt sie sich auf die Erfahrung, daß Preußen den Krieg lange vorhergesehen und sich auf denselben vorbereitet hatte, so war diese Vorbereitung seine erste, augenscheinlichste und dringendste Pflicht. Welcher Preuße hätte die drohende Gefahr nicht sehen sollen, so lange die Franzosen principienlos genug waren, laut die Rheingrenze zu verlangen und dabei so unverständig, davon zu reden „Sadowa rächen zu wollen." In Wahrheit war der Krieg um den Rhein, lange vor Sadowa — schon damals als Frankreich die Erfahrungen von 1814/15 vergessend, sich wieder dem Napoleonismus überlieferte (im Jahre 1851) wahrscheinlich geworden. Wenn andere Mächte für die Bedeutung einer solchen Restauration blind waren, so hätte Preußen wenigstens keine Entschuldigung gehabt, denselben Fehler zu begehen. Ein Napoleon hat in Frankreich nur eine raison d'être — die Auffrischung der verderblichen Traditionen des ersten Kaiserreichs. Dieselben wurden aufgefrischt; sie kamen zur practischen Anwendung und führten ganz die gleichen Resultate herbei. Das zweite Kaiserreich verfolgte — nur unwürdiger — den unheilvollen Pfad des Ersten. In beiden Fällen wurde der

„Pfiff der Kartätschenkugeln“ und die Unterdrückung der Freiheit im Innern, compensirt durch ungerechtfertigte Angriffe nach Außen; die gleichen anfänglichen Erfolge, dieselbe Kaiserpracht, materiellen Wohlstand, militärische Triumphe; denselben Lügengeist, die gleiche nationale Demoralisation. Und dann ein tolles und gottloses Unternehmen, bestraft durch eine Niederlage und vollständige Vernichtung, durch Unterwerfung, Kriegsentschädigung und fremde Occupation. Die Geschichte hat sich mit wunderbarer Genauigkeit wiederholt und Vergeltung ist jedem der handelnden Personen des Dramas, mit mehr als poetischer Gerechtigkeit, zu Theil geworden.

Kapitel III.

Die Bedingungen des letzten Friedens.

Es ist selbstverständlich, daß man, zu einer gerechten Beurtheilung der „letzten Friedens-Bedingungen" vor allem über die Frage einig sein muß, in wie weit, der Besiegte den vorhergegangenen Krieg verschuldet hat. Mit dieser Frage hat sich das vorstehende Kapitel — vielleicht in allzu ausführlicher Weise — beschäftigt und den Beweis geliefert, daß Frankreich allein den Friedensbruch zu verantworten hatte. Wenn man meinen sollte, daß jener Gegenstand an Interesse verloren habe, so muß man sich daran erinnern, daß auf den Fragen, welche „aus ihm hervorgehen werden," das heißt den Friedensbedingungen, die Geschichte der Zukunft Europa's beruhen dürfte. Es giebt englische Schriftsteller,* welche sogar behaupten, daß die harten Bedingungen, welche Frankreich auferlegt wurden, es berechtigen, die angedrohte revanche zu suchen, sobald es dazu vorbereitet sei. Wir vertreten mit diesen Zeilen die entgegengesetzte Meinung. Wenn wir annehmen, daß Frankreich der Angreifer war, und was noch viel erwiesener, dies früher schon öfters gewesen ist, so war das deutsche Volk unstreitig im Rechte, an seine Vertreter vor Allem das eine Verlangen zu stellen, daß sie ein für alle Male das französische Spiel, Deutschland zu überfallen, wenn auch nicht gerade unmöglich, so doch wenigstens für Frankreich gefährlich

* Ein geistreicher Mitarbeiter der „Pall Mall Gazette," welcher stets auf Seiten Frankreichs gestanden, hat sich zu dieser Meinung bekannt. Seine Vertheidigung der Sache Frankreichs scheint aus innerer Ueberzeugung zu kommen und von langjährigem Aufenthalt und vielleicht engeren Beziehungen zu unseren begabten und liebenswürdigen Nachbarn, beeinflußt zu sein.

machen sollten. Das war eine der hauptsächlichsten Grundbedingungen in Uebereinstimmung mit welcher, man die Friedensbedingungen mildern konnte, wie es die Politik erheischte.

Die allgemeinen Principien, welche sich auf die Friedensbedingungen anwenden lassen, welche der Sieger dem Besiegten gerechterweise auferlegen darf, wenn dieser zugleich für den Krieg verantwortlich ist, sind gering an Zahl und sehr einfacher Natur.

1) Das Recht der Selbstvertheidigung schließt auch das Recht ein, vom Angreifer Sicherheit zu verlangen, daß er seine Angriffe nicht wiederhole; bei der Wahl dieser Sicherheit muß nicht allein die Strafe, sondern ebenso sehr die Vorsicht in's Auge gefaßt werden. Der gesunde Menschenverstand spricht für dieses Recht, es stimmt mit unseren bürgerlichen Gesetzen überein und voraussichtlich mit den Gesetzen der meisten civilisirten Länder.

2) Ueber die Sicherheit hat der Sieger zu entscheiden, da ein höherer Gerichtshof für nationale Angelegenheiten nicht existirt.

3) Die Höhe der Sicherheit, wird von der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit eines Angriffs, wie sie sich durch den Character und die Antecedentien des Angreifers darthun läßt, und der proportionellen Macht der beiden Kriegführenden abhängen. Eine annähernde Gleichheit Beider, erheischt eine größere Vorsicht, als wenn der Unterschied in der Stärke, sich sehr zu Gunsten des Siegers herausstellt.

4) Bei einer Wiederholung, welche die Schuld des Angreifers erhöht, ist das Verlangen vermehrter Sicherheiten und schwererer Buße vollkommen gerechtfertigt. Dies stimmt mit dem bürgerlichen Gesetz, und im Allgemeinen mit Vernunft und Praxis der Menschen überein.

5) Unabhängig von jeder Garantie gegen zukünftige Angriffe, darf der Sieger, dem Angreifer eine Geldbuße oder Kriegsentschädigung als Strafe auferlegen. Er kann eine derartige Geldbuße, entweder in Verbindung mit einer Sicherheit, oder ohne eine solche auferlegen.

6) Es wird überflüssig sein, zu bemerken, daß die Garantien, welche dem besiegten Angreifer abgenöthigt werden dürfen, oder die Geldbuße, welche ihm als Kriegsentschädigung auferlegt werden kann, die Gesetze der Menschlichkeit nicht verletzen dürfen; wie dies die Verwüstung der Pfalz, durch die Armeen Seiner Allerchristlichsten Majestät, des Königs Ludwig XIV., gethan.

Diese Principien stimmen nicht allein mit dem gesunden Menschenverstand, sondern auch mit der Praxis überein, welche die civilisirten Nationen von Zeit zu Zeit in Anwendung brachten; den großen Vertrag von 1815 mit einbegriffen.

Die Bedingungen, welche Frankreich von Deutschland auferlegt wurden, widersprechen diesen Principien durchaus nicht; sie sind jedoch von einigen Personen, welche auf Autorität Anspruch machen können, als übermäßig streng oder sogar ungerecht hingestellt worden. Es ist folgender Maßen argumentirt worden:—

Erstens, daß die Trennung des Elsasses und eines Theiles von Lothringen von Frankreich, ein Act grausamer Strenge gewesen, welcher sich durch keinerlei militärische Nothwendigkeit rechtfertigen lasse und daß man die Bewohner dieser Districte über ihr Schicksal hätte entscheiden lassen sollen.

Zweitens, daß die Kriegsentschädigung von £200,000,000 übertrieben hoch war und Deutschland, indem es französisches Territorium annectirte, sich virtuell seines Rechtes begeben eine Geldbuße aufzuerlegen, wie es durch Annahme einer pecuniären Entschädigung, alles Recht auf eine territorielle Besitznahme verloren haben würde. Kurz, daß der Anspruch auf Territorium und Geldentschädigung zugleich, ein nicht zu entschuldigendes und unerhörtes Verfahren sei.

Der Artikel in der "Edinburgh Review," welcher allgemein Herrn Gladstone zugeschrieben wird, spricht sich sehr entschieden gegen das Unrecht aus, Provinzen gegen die Einwilligung der Bewohner an sich zu reißen und hätte wenigstens ein „Plebiscit" gewünscht, wie es anläßlich der Annection von Niza und Savoyen von Napoleon III. in Scene gesetzt wurde. Herr Gladstone glaubt vielleicht, daß wenn eine Abstimmung mit einem "Non" statt einem "Oui" möglich gewesen

wäre, dies die Bewohner von Nizza und Savoyen vor einer Annection bewahrt haben würde. Herr von Bismarck war jedoch nicht der Mann, sich mit derartigen Manipulationen der Wahlurne abzugeben. Wenn die Einwilligung der Einwohner, in die Abtretung eines Territoriums eine Bedingung sein soll, welche der Abtretung nothwendiger Weise vorauszugehen hat, so muß es als höchst bedauerlich erscheinen, daß eine solche Einwilligung nur bei Friedens- und nicht gleichzeitig auch bei Kriegsoperationen Berücksichtigung finden soll. Nur zu häufig erwartet aber den Bewohner eines von Feinden besetzten Districtes, oder einer bombardirten Stadt, ein schlimmeres Schicksal, als der Verlust der Nationalität. Jemand, der seine ganze Familie, sein ganzes Vermögen verloren hat, denkt wahrscheinlich nur wenig an die National-Cocarde die er trägt. Jedenfalls ist der Fall denkbar, daß die Erwerbung einer guten Grenze eine militärische Nothwendigkeit ist; die Wünsche der Einwohner hiebei in Betracht zu ziehen, ist ein ebenso artiger als unpractischer Gedanke. Die Bevollmächtigten, welche die Wiener Verträge abschlossen, unter deren Zahl unser englischer Gesandter nicht die unwichtigste Rolle spielte, zeigten durchaus keinen Scrupel, Provinzen zu übertragen; sie übertrugen Provinzen, ja selbst ganze Länder von einer Regierung auf eine andere, ohne die Einwohner zu befragen. Sie zogen vor Allem diejenigen Anordnungen in Betracht, welche am besten geeignet schienen, die Raufluft Frankreichs im Schach zu halten; da diese, wie es die Erfahrung bewiesen hatte, die Hauptgefahr für Europa bildet. Preußen beschwerte sich damals, daß die ihm zugewiesene Grenze in strategischer Hinsicht eine schlechte sei; allein die Großmächte überstimmten diese Einwendungen.

Daß bei der Ziehung der Grenzlinien, zu welchen Frankreich seine Einwilligung geben mußte, hohe militärische Erfahrung mit zu Rathe gesessen, läßt sich nicht bezweifeln, wenn wir dem Ruf, der mit dieser Aufgabe betrauten Militärs unsere Beachtung schenken und daß diese Linien die Grenzen strategischer Nothwendigkeit nicht überschreiten, dürfte sich durch die freiwillige Zurückgabe von Belfort — eines bei weitem stärkeren Punktes als die zurückgehaltenen — leicht beweisen

lassen. v. Moltke soll sich sehr gegen diese Concession gestemmt haben und wenn dem so ist, so spricht der Umstand, daß er mit seiner Meinung nicht durchgedrungen, sehr zu Gunsten der deutschen Mäßigung.

Jedenfalls behielt Deutschland von vierzig eroberten und besetzten Provinzen nur drei und den Theil einer vierten — ein Territorium, das früher gänzlich zu Deutschland gehörte; einen Theil desselben hatte Frankreich in Friedenszeiten * auf diebische Weise an sich zu bringen gewußt.

Straßburg ist mit vollem Recht ein Schlüssel Deutschlands genannt worden und wurde aus diesem Grunde von Ludwig XIV. im Jahre 1681 auf verrätherische Weise in Besitz genommen. Als am Anfang des verflossenen Jahrhunderts die Siege Marlborough's den Glücksstern des großen Königs und Aneigner fremden Gutes beinahe vollständig verdunkelt hatten, wurde der Vorschlag gemacht, Straßburg an Deutschland zurückzugeben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit des siebenjährigen Krieges, wurde dieser Gedanke wieder aufgefrischt und die seitdem verflossene Zeit hat mehrfach bewiesen, wie höchst gefährlich für Deutschland ein französisches Straßburg ist. Frankreich von Neuem eine derartige Basis für Invasionskriege zu überliefern, wäre äußerst ritterlich, aber eben so thöricht gewesen; dasselbe läßt sich auf alle Grenzfestungen, wie Breisach, Bitsch &c., anwenden. Bezüglich des Territoriums, welches außer den Festungen Frankreich entrissen wurde, gesteht selbst Herr Gladstone,† trotz aller zarten Berücksichtigung der Gesinnungen der Einwohnerschaft ein, daß unter Verhältnissen eine Annection von Districten gerechtfertigt ist. „Wir bestreiten Deutschland, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nicht das Recht, sich durch besondere Stipulationen sicher zu stellen: Frankreich, bezüglich der Ausübung seiner

* Ueber die Ungerechtigkeit der Besitznahme von Straßburg durch Ludwig XIV. in Friedenszeit kann kein Zweifel obwalten. Ob die Bisthümer von Metz, Toul und Verdun durch Frankreich gestohlen, oder aus Dankbarkeit von Deutschland abgetreten wurden, ist vielfach gestritten worden.

† Edinburgh Review, No. 270, October 1870, Seite 582.

„Souveränetätsrechte in den beanspruchten Districten Einschränkun-
„gen aufzuerlegen, welche deren militärische Neutralität vollständig
„sichern würden; ja selbst Frankreich das Territorium zu entreißen,
„vorausgesetzt, daß die Einwohner zu solcher Trennung ihre Ein-
„willigung ertheilen; aber nur dann, wenn es erwiesen, daß eine
„Abtretung des Territoriums die einzige Sicherheit ist, welche
„Deutschland geboten werden kann, ist es berechtigt, diese Frage auch
„nur in Anregung zu bringen, ohne jenes wesentliche Element
„gehörig berücksichtigt zu haben." Das heißt thatsächlich die Ansprüche Deutschlands im Princip anerkennen; denn ein Recht, welches sich auf die Erwägung der nationalen Sicherheit stützt, — was in diesem Falle mit dem Leben und Besitzthum des deutschen Volkes gleichbedeutend ist — von einer puren Gefühlssache abhängig zu machen, ist weiter nichts als eine Grille, welche im gemeinen Recht oder in der Politik schlechterdings nicht am Platze ist.

Daß Deutschland ein größeres Territorium zurückbehielt, als es zu seiner Sicherheit nöthig hatte, ist möglich, scheint aber nicht wahrscheinlich, da Niemand die anti-deutschen Gesinnungen, welche in den beanspruchten Districten herrschten, und die Gefahren, welche deren Annection mit sich bringen würde, besser kannte, als Fürst Bismarck selbst. Die neue Grenzlinie ist unstreitig von den competentesten militärischen Rathgebern des Kaiserreichs gezogen worden und zeigt auch in der That alle Merkmale einer defensiven und strategischen Grenzscheidung. Daß sie nördlich so weit gezogen wurde, um selbst Thionville und Metz zu umfassen, ist, trotz aller französischen Lamentationen, von augenscheinlich militärischer Nothwendigkeit; wo strategische Erwägungen es zuließen, zieht sie sich plötzlich nach Osten, wodurch Nancy und Luneville frei wurden, obgleich die Mosel und Meurthe, beides Flüsse, welche eine natürliche Grenze bilden, dadurch verloren gingen.

Wenn wir aber die Autorität des deutschen Genie-Corps nicht gelten lassen wollen, so ist es schwer, klar zu bestimmen, wie viel Deutschland — das seit 1700 etliche zehn bis zwölf Mal ungerechter Weise angegriffen wurde — gerechter Weise von Frankreich abreißen,

oder vielmehr zurücknehmen durfte. Es giebt jedoch einen sittlichen Maßstab, der mit einem höheren Gesetz übereinstimmt und sich auf diesen Fall sehr wohl anwenden läßt. Es dürfte wohl Niemandens Verwunderung erregen, wenn ein absoluter Schiedsrichter, welcher in einem Streit zwischen zwei Nationen ein Urtheil zu sprechen hätte, diejenige Nation, deren Ländergier sie zu einem kriegerischen Einfall bei ihrem Nachbar verleitete, dazu verurtheilte, ebenso viel Land zu verlieren, als sie zu gewinnen hoffte. Der Bibelspruch: „Mit dem Maße, mit dem Ihr messet, wird Euch gemessen werden," dürfte in diesem Falle Anwendung finden. Obgleich Niemand — Herr Thiers selbst wohl kaum — die Behauptung aufstellen würde, daß man die grausame Unterdrückung Preußens durch Napoleon I. als einen Präcedenzfall * zu betrachten habe, so dürfte es doch sicher Niemand als zu hart erscheinen, wenn die Nation, welche laut preußisches Territorium verlangte, schließlich als Buße gerade so viel verliert als sie ihrem Nachbar zu rauben gesonnen war. Es ist hier angenommen, daß Frankreich — wir betonen es besonders, Frankreich—ob kaiserlich oder zu irgend einer andern Partei gehörend, die Absicht hatte, in Uebereinstimmung mit einem lange gehegten und offen ausgesprochenen Verlangen, Preußen seiner Rheinprovinz zu berauben; und seltsam genug liefert der bereits citirte und Herrn Gladstone zugeschriebene Artikel hierfür einigen Beweis. Der Verfasser citirt mit jener Offenheit, die den ganzen Artikel durchweht,— ob derselbe auch sonst einige besonders charakteristische Eigenthümlichkeiten des Hrn. Gladstone nicht verläugnet—einen Auszug der Daily

* Die Quarterly Review wendet in einem Artikel (Januar-Nummer des Jahres 1871) eine Bibelstelle in recht eigenthümlicher Art auf Preußen an:— „Wie der grau„same Diener, welcher seinen im Vergeben unermüdlichen Herrn verließ, um seinem „Dienstgenossen die Kehle zuzuschnüren, indem er ihm sein kleines Guthaben bis auf den „letzten Heller abverlangte, so scheint auch der preußische Monarch entschlossen zu sein, „darauf zu bestehen, daß sein hülfloser Gegner die Schale der Erniedrigung bis auf den „letzten bittern Tropfen leere." War es denn eine „kleine Schuld," welche Frankreich Preußen gegenüber, dem es sein halbes Territorium, seinen ganzen Schatz abgenommen und auf dem es während fünf Jahren schonungslos herumgetreten war, auf dem Gewissen hatte?

News vom 15. September 1870„ wobei er die Bemerkung voraus= schickt—„Es ist ein Brief erschienen, dessen Inhalt in seinem Schluß=
„ resultate im Allgemeinen Frankreich gewogen ist, dem wir fol=
„ gende Stelle entnehmen. Wir fürchten, daß die Liste die er gibt,
„ nicht weit hinter der Wahrheit bleibt:—„ „Die Orleanisten, Ge=
„ „ mäßigten, Liberalen, Republikaner, kurz das ganze Frankreich,
„ „ theilten dies Verlangen und theilen es noch! Männer von allen
„ „ Parteien sprachen es aus; der römisch=katholische Montalembert,
„ „ der Apostel des Freihandels Michael Chevalier, der Orleanist
„ „ Thiers, der gemäßigte Republikaner Julius Favre, der republi=
„ „ kanische Dichter Victor Hugo, die Social=Republikaner Louis
„ „ Blanc und Barbes und alle ihre Parteien und Anhänger sprachen
„ „ und schrieben von der nothwendigen Erwerbung der linken Rhein=
„ „ seite und der Theilung und Demüthigung Deutschlands." " Der Verfasser jener Stelle könnte zu der Liste französischer Gewährsmänner, welche das heiße Verlangen offen aussprachen, ihrem Nachbar Provinzen zu rauben, auf die Frankreich nicht mehr Recht hat, als Deutschland auf Paris, den Namen des Herrn Prevost=Paradol hinzugefügt haben, eines am wenigsten „chauvinistisch" denkenden Schriftstellers Frankreichs, den Herr Grant Duff* angeführt hat. Dieser Reihe von Staatsmännern, Rednern und Schriftstellern, welche bis zuletzt einer Plünderung das Wort redeten, muß die Regierung, die den Raub wirklich versuchte, beigezählt werden; und sollen wir uns sagen lassen, daß eine solche Nation keiner Lection bedurft hätte, und daß die Vergeltung, die ihr wurde, nicht höchst gerecht war? Deutschland hat Frankreich durchaus nicht mit französischem Maße zugemessen, denn was auch immer von den Bedingungen gesagt

* Herr G. Duff theilt eine Unterredung mit, die er mit Herrn Prevost=Paradol gehabt hat und sagt so:—„Wir sprachen über die Verfügungen vom 24. November, die,
„ wie Sie sich entsinnen werden, einen wesentlichen und heilsamen Wechsel in der, nach
„ dem Coup-d'état entworfenen Constitution herbeiführten, als mein Freund be=
„ merkte,—„Wohl! Frankreich scheint mir zwischen zwei Glücksfällen zu stehen; entweder
„ werden wir mehr Freiheit im Innern oder die Rheingrenze bekommen." Elgin, Reden S. 15. Ganz und gar ein Ausdruck französischer Gesinnung. Wo ist der Franzose, der nicht morgen Freiheit gegen „Ruhm" tauschen würde?

werden mag, die Frankreich von Deutschland auferlegt wurden, so sind sie beinahe zu milde, wenn wir sie mit denen vergleichen, welche Napoleon I. Preußen auferlegte. Noch kann Frankreich, unter einem andern Napoleon oder einem Thiers die Acte des französischen Götzen verläugnen, in dessen Fußstapfen Napoleon III. zu treten suchte.

Aber es gibt Franzosen und viele unter ihnen, die, wäre der Angriff gegen Preußen gelungen mit lauter Stimme würden geprahlt haben, während sie nun von einem Verlangen nach einer Aggression nichts gewußt haben und die denken, sie könnten Frankreich von jeder Schuld frei sprechen, wenn sie gegen die letzte Regierung loszögen. Andere wie Erkmann=Chatrian, die immer Freunde des Friedens waren, klagen mit lauter Stimme die Männer, welche zwanzig Jahre hindurch über das Land, regiert haben als des imbéciles an. Es gibt wenig Kapitel im Plebiscit, die nicht jenes Epitheton auf Napoleon III. und seine Diener anwandten; aber wenn sie solche „imbéciles" waren, was war dann das Land, das sich von ihnen regieren ließ? Wenn im Privatleben ein Mann, der durch sein eigenes Verhalten einen schmachvollen Untergang gefunden hat, zu seiner Vertheidigung sagen wollte, es wäre alles die Schuld des blödsinnigen Freundes, dessen Rath er seit Jahren strickte befolgt hätte, so möchten wir wohl gern wissen, wer der größere Schwachkopf gewesen ist. Frankreich, das offen aussprach, daß es Europa führe und regiere, konnte sich nicht mit „seiner Kindheit" entschuldigen und Deutschland ist jedenfalls nicht verpflichtet, diese Entschuldigung gelten zu lassen. Das Land, das einen Bonaparte als Herrscher annimmt, drückt hierdurch nicht aus, daß es den Napoleonismus mißbillige, und sogar jetzt ist nicht der geringste Beweis dafür vorhanden, daß Frankreich Reue habe. Es ist wahr, Napoleon ist entthront, aber der Hohepriester des Napoleon=Cultus ist an seiner Stelle. Wenn die französische Presse nicht unabsichtlich Herrn Thiers falsch dargestellt hat, so waren seine ersten Befehle für die Wiederherstellung der Vendome=Säule; obgleich um jene Zeit ganz andere Restaurationen ein Bedürfniß waren. Seine nächste Sorge war die Armee; nicht für die Defensive, die hatte Frankreich bereits und bedurfte ihrer zu keiner Zeit weniger, sondern

für eine Armee, um der napoleonischen Legende wieder Geltung zu verschaffen. Wo immer die auswärtige Politik des Herrn Thiers hervortrat, da war der Geist dieser Politik, selbst in Mitte der Zeit der tiefsten Demüthigung Frankreichs, nicht minder aggressiv, als während seiner Blüthezeit. Was die Besitzergreifung Roms von Seiten Italiens anbelangt, so gestand Herr Thiers offen ein: „Mein Unvermögen, nicht mein Wille läßt es zu". Als die Pforte der französischen Regierung mittheilte, daß Tunis die Oberhoheit des Sultans anerkannt habe, wozu es verpflichtet war, weigerte sich Herr Thiers, in consequenter Durchführung seiner alten Politik, „das mittelländische Meer ist ein französischer See," die empfangene Mittheilung anzuerkennen. Männer in einem gewissen Alter können ihre Meinungen nicht ändern; aber auch Frankreich zeigte sich nicht weniger halsstarrig, als sein Präsident.

Um Deutschland, bezüglich der von ihm auferlegten Friedensbedingungen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir die Stellung der beiden Kriegführenden vom deutschen Standpunkte aus, zu betrachten suchen. Bei den Deutschen konnte in keiner Weise ein Zweifel darüber obwalten, wer der Angreifende sei; eben so wenig über das Ziel des Angriffes. Der letzte Krieg hat seinen Namen bereits erhalten und wird in der deutschen Geschichte als „Rheinkrieg" verzeichnet werden. Das lesende, beobachtende deutsche Volk, könnte den Text jedes französischen Schriftstellers anführen, von Beranger an mit seinem "Le Rhin lui seul peut retremper nos armes" herab, bis zum letzten Pamphletisten, der dafür sprach, daß man sich des deutschen Flusses bemächtigen müsse. Allein der angreifende Theil im Jahre 1870 war der gewöhnliche Angreifer, der Erbfeind und Berauber Deutschlands und all das, nicht in Folge eines unvorhergesehenen Streitfalles zwischen Nachbarn, sondern aus Princip und in Uebereinstimmung mit jenem Evangelium von Streit und Räuberei —der napoleonischen Legende. Das deutsche Volk auf der andern Seite, alle Süddeutschen, alle norddeutschen, nicht-preußischen Staaten und das ganze Preußen selbst, mit Ausnahme vielleicht der Militär-Kaste—waren sich bewußt, daß sie von ganzem Herzen den Frieden

wünschten und fühlten gerechten Unwillen über das, was nach ihrer Meinung, eine scandalöse und unprovocirte Aggresion war. Dazu sahen sie in der ungewöhnlichen Art und Weise, wie man die diplomatischen Verhandlungen mit Gewalt einem vorherbeschlossenen Bruche entgegen trieb, die Absicht eine Ueberraschung zu bewirken. Wenn daher, um eine schändliche Aggression abzuwehren, deutsches Blut wie Wasser geflossen hatte, so erschien es als erste Pflicht Deutschlands, solche Maßregeln zu ergreifen, die geeignet waren, einer ähnlichen Gefahr vorzubeugen. „Was wir sonst auch thun", so mögen die Deutschen mit Recht sagen, „wir müssen den Franzosen für die Zukunft die Hände binden." Bei den gegenwärtigen Herrschern Deutschlands, muß eine andere Betrachtung dieser Ueberzeugung Nachdruck verliehen haben. Ihnen war es als ein Factum bekannt, daß Frankreich, der alten napoleonischen Politik folgend, vorgeschlagen hatte, (sich ohne den Schatten eines Vorwandes) Belgiens zu bemächtigen, als es Deutschland nicht berauben konnte. Mit andern Worten, sie hatten den Beweis, daß eine französische Regierung in jetziger Zeit mit ebenso vollständiger Hintenansetzung von Ehre und Ehrlichkeit handeln konnte, wie je der erste Napoleon oder Ludwig XIV. es gethan hatten. Wenn daher die bestehenden Verträge—bei denen Frankreich selbst abschließender Theil gewesen war, Belgien nicht schützen konnten, so mußte Deutschland sich auf etwas stärkeres verlassen, als auf Verträge.

Aber noch weitere Züge des französischen Charakters brachte der französische Krieg zum Vorschein, welche sofort das Mißtrauen der Deutschen rechtfertigten und ihre Erbitterung steigerten. Die Nachkommen der alten Teutonen, besaßen neben den Fehlern auch die Tugenden ihrer Vorfahren und waren in hervorragendem Grade wahrheitsliebend. So weit ihre Erfahrung über die Franzosen reichte, sahen sie, daß jene Thatsachen, von denen sie persönliche Kenntniß hatten, entweder ganz und gar geläugnet oder durch die Presse absichtlich falsch dargestellt wurden; und dieß auf das Zeugniß von Leuten hin, die wohl wußten, daß die aufgestellten Behauptungen falsch waren. Sie sahen, wie das Volk sich in eitlen Prahlereien erging und

Verläumdungen* nicht scheute, die sich auf absichtliche Lügen stützten; bis sie endlich dahin kamen einzusehen, daß Wahrhaftigkeit unter ihren Feinden keine Stätte habe, und daß man sich zur zukünftigen Sicherheit gegen ein Volk, das deutsche Schriftsteller von Bedeutung für unverbesserlich erklärt hatten, nur auf materielle Garantien verlassen könne.

Noch eine andere Erwägung darf hier nicht übersehen werden; Preußen vergißt die erbarmungslose und unedle Behandlung nicht, die ihm von Napoleon nach Jena widerfuhr; wenn nun Engländer, die darunter nicht zu leiden hatten, sagen, man solle die Sünden einer Generation nicht an der andern heimsuchen, so lassen dieselben doch einen wesentlichen Punkt der Beweisführung unberücksichtigt.

Das Frankreich von 1870 war nicht nothwendigerweise für den Raub und die Tyrannnnei Napoleons in den Jahren 1806—7—8 verantwortich, aber es konnte sich moralisch dafür verantwortlich machen und that es dadurch, daß es nach der französischen Phrase „Solidarität" mit seiner Politik annahm,† daß es sich dieser rühmte und

* Man würde gedacht haben, daß französische Schriftsteller trotz ihrem Hasse gegen die Deutschen sich enthalten hätten, ihren siegreichen Feinden Feigheit vorzuwerfen; allein um die Zeit der Affaire bei Sedan verbreitete ein französisches Blatt, ein Stück Geschichte folgenden Inhaltes:—Ein bairisches Regiment Cavallerie, das von einem Truppentheile unserer wackeren „Chasseurs à cheval" (Eingeborene) von Algier angegriffen wurde, floh auf höchst feige Weise. Die Chasseurs waren natürlich voller Unwillen über diesen Anblick; die Traditionen ihres Volkes hielten sie jedoch davon zurück, ihre Schwerter mit solchem Blute zu besudeln, sie gallopirten hinter den Flüchtlingen drein und hieben sie mit ihren flachen Klingen aus dem Sattel. Die tapfern Söhne des Propheten u. s. w. Man kann sich den wackern alten von der Tann beim Lesen dieser hübschen Geschichte denken.

† Wenn wir ein äußerst weit gehendes Argument, das die Vertheidiger Frankreichs anzuwenden pflegten, anführen, daß, wenn man Frankreich für die Sünden des ersten Napoleon verantwortlich machen wolle, dies gerade so wäre, als wolle man die Engländer für die Sünden ihrer Vorfahren verantwortlich machen, so läßt sich dieselbe Antwort darauf geben. Hätten wir 1851 einen Mann auf den Thron gesetzt, weil er das Princip von menschlichen Opfer repräsentirte, hätten wir später einen andern Herrscher adoptirt, weil er jenes Princip verherrlichte, so würden wir uns moralisch für das Verbrechen verantwortlich gemacht haben.

die ersten Schritte that, ihr nachzufolgen. Wer fing 1870 den Krieg mit Preußen an? Der Erbe des Räubers von 1806. Wer regiert nun über Frankreich? Der, welcher die napoleonische Legende erfand. Deutschland war daher völlig berechtigt zu glauben, daß es Männer vor sich habe, die sich die ungesetzlichen Principien (oder Mangel an Principien) des ersten Kaiserreiches zu eigen gemacht hatten und die darauf ausgingen, es zu demüthigen und zu berauben. Zweifelt wohl Jemand daran, daß Frankreich beabsichtigte sich der Rheinprovinz zu bemächtigen?

Gibt man also zu, was sich nicht läugnen läßt, daß die Deutschen die Frage in diesem Lichte betrachten mußten, so ist es schwer zu begreifen, warum sie nicht eine beliebige Anzahl französischer Departements— zwei oder zwanzig—nehmen sollten, die ihnen für die Sicherheit Deutschlands nothwendig schienen. Die zwei Punkte, die sie zu erwägen hatten, waren diese:—

Die Sicherheit Deutschlands, mit allem, was sich daran knüpft einer Seits—

Die patriotischen Gesinnungen gewisser Personen in Elsaß und Lothringen anderer Seits.

Hätten die Deutschen zwischen beiden geschwankt, so würden sie, entweder mehr oder weniger, als Männer gewesen sein; aber die deutschen Unterhändler waren sogar nicht einmal in der Lage in unkluger Weise edelmüthig zu sein. Sie waren die Bevollmächtigten ganz Deutschlands, deren erste Pflicht es war, französische Invasionen, so weit es in ihrer Macht lag, ungefährlich, wenn nicht unmöglich zu machen. Der Herrscher, der dieß hätte thun können und trotzdem nicht gethan hätte, wäre der Ansprüche auf die Treue seiner Unterthanen verlustig gegangen. Es ist eine Betrachtung von sehr untergeordneter Natur, daß gewisse Franzosen von nun an eine deutsche Cocarde zu tragen haben, statt einer solchen, welche das Kaiserreich, die Monarchie, Anarchie, Republik, Revolution oder das französische Durcheinander erkennen ließe. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß jene Verpflichtung von den Betreffenden bald als eine Wohlthat angesehen wird, da sie schließlich nach Abkunft

und Sprache noch Deutsche sind. Es sind sogar schon jetzt Symptome davon im Elsaß vorhanden.

Es bleibt die Klage noch übrig, daß die Kriegsentschädigung von 5 Milliarden das Maß überschritten und Deutschland dadurch, daß es sie nahm, eigentlich jedem Rechte auf Entschädigung an Land entsagt habe.

Diese Anschauung wurde in der Edinburger Review vom April 1871 durch einen Sensations-Artikel unterstützt, der Deutschland einen gefährlichen Ehrgeiz und Verachtung der Rechte des Schwachen zur Last legte. Bezüglich der Klage, daß Deutschland sowohl eine Entschädigung an Territorium als an Geld verlangte, erscheint diese Anschauung als eine etwas willkürliche Regel, die in einem solchen Falle, einer mit Unrecht angefallenen Macht das Recht absprechen würde, mehr als eine Art Garantie vom Angreifer zu verlangen. Wenn der beabsichtigte Zweck (Sicherheit) ein gesetzlicher ist, und die gewählten Mittel, ein jedes an und für sich ebenso rechtlich, so scheint kein Grund vorhanden zu sein, warum man den Zweck nicht eben so wohl durch verschiedene Mittel, als durch eine einzige Methode erreichen sollte? Wäre z. B. die französische Flotte, eine eben so große Gefahr für Deutschland gewesen als die Armee, so hätte nach der Natur der Dinge Niemand etwas dagegen einwenden können, wenn Deutschland außer dem genommenen Gebiete und der Kriegsentschädigung, auch noch die französische Flotte verlangt haben würde. Oder hätte Frankreich den Angriff auf England unternommen, wie bei dem Unwillen über den vorgeschlagenen Raub Belgiens hätte geschehen können, dürften wir nicht, im Falle, daß wir gesiegt hätten, die französische Flotte und zugleich eine Kriegs-Entschädigung gefordert haben? Wäre der Fall uns selbst angegangen und hätten wir einen beabsichtigten ungerechten Einfall in unser eigenes Land erleben müssen, wobei jene Pioniere der „Freiheit und Civilisation", die Turcos eine Hauptrolle gespielt, hätten wir gesehen, wie sie ihren Gefangenen die Augen ausstachen,—würden wir dann wohl Erbarmen gezeigt haben?

Was nun die Höhe der Entschädigung anbelangt, so konnte sie, wenn wir uns den Fall abstract denken, möglicherweise das Maß über-

schritten haben. War dem so? Wenn man sagt, daß sie enorm und ohne Parallele war, so beweist dies nicht, daß sie größer war, als die Verhältnisse es rechtfertigten. Jede Entschädigung z. B., die Frankreich 1815 möglicherweise bezahlt haben könnte, würde jetzt nur eine geringe Strafe sein. Hieraus folgt, daß eine Strafe, die in jetziger Zeit, als groß angesehen werden muß, nothwendiger Weise eine solche ist, die ohne Parellele dasteht. Um ungebührlich groß zu erscheinen, müßte sie an Größe über das Maß hinausgehen, das der berechtigte Zweck—die Sicherheit Deutschlands—erfordert; oder sie müßte unmenschlich sein, indem sie ein Volk in einen Zustand bitteren Elends und Leides versetzte; aber es bleibt noch zu beweisen, ob eine geringere Entschädigung, dem Zweck, Frankreich vor einer zukünftigen Aggression zurückzuschrecken, entsprochen hätte und Niemand kann behaupten, daß die geforderte Höhe des Betrages das französische Volk in Dürftigkeit versetzt habe. Frankreich ist so weit von Dürftigkeit entfernt, daß sein Wohlstand, der durch den Krieg eine Einbuße erlitten hatte, im Jahre 1872 wirklich über die Höhe des Jahres 1869 hinaus, zugenommen hat und sein Credit ist so gut, daß die letzte Anleihe von 120,000,000 Pfd. Sterling, in Frankreich allein, mehr als fünffach gezeichnet wurde.*

Zweihundert Millionen Pfund St., ist jedoch immer eine gewaltige Summe. Sie ist größer, als der Betrag der Steuern der Nation in zwei Jahren, sie kommt sogar (bei einem Procentsatze von 4%) einer Steuer von vier Schillingen fünf Pence pro Kopf gleich; sie macht so viel aus, als die Summe, die uns unsere Marine innerhalb vierzig Jahren mehr kostet, weil wir die französische auszustechen hatten, und und sie beträgt ein Viertel von der Schuld, mit der England, Dank dem Napoleonismus, belastet ist, der Frankreich noch theuerer zu stehen gekommen ist. Das Lösegeld wird, wie sein Zweck war, Frankreich nicht erlauben, sich in dem Maße wie früher, dem Luxus des Krieg=

* Erfolg irgend einer Art, scheint der Patriotismus der Franzosen nicht vertragen zu können. Die Popularität der letzten Anleihe, hat man als Beweise der Sympathie Europas für Frankreich aufgenommen. Wenn sechs Procent Sympathie wachgerufen haben, so würden sieben Procent Enthusiasmus erregt haben; aber das übersehen die Franzosen.

führens hinzugeben, aber es würde darum nicht ärmer geworden sein, hätte es sich wirklich dazu verstanden, seinen traditionellen Zeitvertreib aufzugeben. Die Ersparnisse die es in dem Budget für seine Armee und Marine einführen könnte, wenn es sich auf bloße Defensiv-Rüstungen beschränkte, würden jährlich nicht weniger als acht Millionen betragen. Bei einer aufrichtigen Friedenspolitik aber würde sein Reichthum so schnell zunehmen, daß die Entschädigungsanleihe sich leicht in ein Kapital umwandeln ließe, dessen Zinsen durch die ersparten acht Millionen gedeckt würden. Das wäre natürlich das Letzte, wovon Herr Thiers mit seinen napoleonischen Ideen sich träumen ließe. Frankreich muß 120,000 Soldaten, es muß mehr verfügbare Matrosen haben, als England und eben so viele Schiffe. Es muß sich für die Rache* vorbereiten, um der napoleonischen Legende wieder ihr altes Recht zu geben. Es hat ein Recht darauf, mit seinem eigenen Einkommen zu machen, was ihm gut dünkt, aber es kann sich nicht beschweren, daß Deutschland ihm nicht mehr Hülfsmittel zur Kriegsführung ließ.

Messen wir also die Entschädigungssumme, die Deutschland Frankreich auferlegte, nach dem Maßstabe dessen, was früher bezahlt wurde, so steht sie jedenfalls einzig da, obgleich die künftige Geschichte uns vielleicht überzeugen dürfte, daß sie mäßig war. Sicher aber wird, wenn Frankreich Deutschland wieder angreifen (wie dieß der Wunsch der meisten Franzosen ist) und von diesem nochmals geschlagen würde, die dann aufzuerlegende Entschädigungssumme hoch genug sein, um keine derartigen Hülfsmittel für kriegerische Zwecke übrig zu lassen. Ob aber selbst eine solche Strafe für Frankreich ein wirkliches Uebel sein würde, darf bezweifelt werden; im vorliegenden Falle aber ist es klar, daß Frankreich durch übermäßige Forderungen nicht ruinirt worden ist; noch ist es, befürchten wir, von seinen verderblichen Illusionen* geheilt.

* Um Frankreich Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wollen wir hier bemerken, daß einige seiner besten Schriftsteller stark daran gearbeitet haben und sich noch bemühen, jene fatale Illusion der Ueberlegenheit des französischen Volkes, wie sie durch Herrn Thiers und seine napoleonische Legende genährt wurde, zu zerstören.

Während wir also die Behauptung bestreiten, daß es dem Völkerrechte und der Moralität zuwiderlief, eine Gebietsabtretung oder Geld oder beides zu verlangen, oder daß in diesem Falle die Forderung alles vernünftige Maß überschritten. so haben wir uns nur noch mit der politischen Seite des Vertrages zu beschäftigen. Handelte Deutschland politisch klug, dem besiegten Volke eine solch hohe Kriegsentschädigung abzuverlangen, obgleich es im Sinne strenger Gerechtigkeit das Recht dazu hatte? Es gibt englische Staatsmänner, die darthun, daß man, als die zermalmende Niederlage von Sedan, die Regierung, welche für den Krieg verantwortlich war, gestürzt hatte, sofort hätte Frieden machen und die deutschen Truppen zurückziehen sollen. Wäre das einzige Ziel der deutschen Regierung gewesen, einen Angriff zurückzuweisen und große militärische Erfolge zu erlangen, so dürften sie mit einer solch' „hinkenden und nichtssagenden Schlußfolgerung zufrieden gewesen sein". Aber es liegt in der deutschen Natur, „gründlich" zu sein, und das Ziel, das man im Auge hatte, war sogar nicht durch die niederschmetternde Katastrophe von Sedan erreicht. Jene Niederlage stürzte Napoleon III. aber nicht den Napoleonismus. Alle Schuld hatte man auf das „Kaiserreich" geworfen und die Franzosen würden, als das Kaiserreich nicht mehr bestand, als eine natürliche und nothwendige Consequenz erwartet haben, daß der Sieg zu ihren Fahnen zurückkehren werde. Obgleich keine Niederlage vollständiger hätte sein können, als die von Sedan, so bedeutete sie doch nur die Gefangennahme einer Armee, nicht die Unterwerfung eines Landes; denn die Nation, welche sich trotzig weigerte „einen Zoll von ihrem Territorium oder einen Stein von ihren Festungen" abzutreten, war noch unbesiegt, (wenigstens ihrer eigenen Ansicht nach). Den deutschen Führern erschien es nothwendig, das französische Volk zu belehren, daß es ganz und gar unterworfen sei, und keine weitere Wahl hatte, als sich zu ergeben. Zu dieser Ueberzeugung waren sie unwiderstehlich gezwungen, als das ganze Laud aufgefordert worden war, die Hauptstadt zu befreien und während eines Zeitraumes von fünf Monaten trotz allen Bemühungen die Befreiung nicht bewerkstelligen konnten. Die Lage Frankreichs nach Sedan war durchaus von der Lage verschieden, in die es versetzt war, als die ganze Nation

ihre Unfähigkeit anerkennen mußte, die Hauptstadt entsetzen zu können. Sedan war der betäubende Schlag, der das Kaiserreich niederwarf, aber, wären die verschiedenen von Franzosen erfundenen Redensarten wahr gewesen, so hätte dieser Schlag nicht auch Frankreich zu Boden geworfen. „Wenn Frankreich mit den Füßen stampft, so springt eine Armee hervor," war nach dem Glauben der Franzosen nicht bloß eine Redensart, sondern ein Factum; „Ganz Frankreich ist ein Soldat", drückte dieselbe Idee aus und andere falsche Auffassungen von geschichtlichen Thatsachen führten zu dem unbedingten Glauben, daß die frisch ausgehobenen Truppen durch ihren Enthusiasmus für den Mangel an Disciplin Ersatz böten. Aber während die wirklich ans Wunderbare streifenden Bemühungen des Herrn Gambetta mit einem Male gewaltige Armeen zu schaffen, die Gelegenheit boten, solch prahlerische Phrasen auf die Probe zu setzen, zeigten die Resultate, daß die Franzosen genau denselben Bedingungen unterworfen sind, wie ihre Nachbaren.

Als die Armee gefangen genommen oder innerhalb der Mauern eingeschlossen war, genügte selbst die größere Zahl der neugeworbenen Streitkräfte nicht, das Feld beim Angriff zu behaupten. Ganz Frankreich hing von der Gnade des Gegners ab; der Fall seiner Hauptstadt war unvermeidlich. Es war einem Manne gleich, der nicht nur von seinem mächtigen Gegner zu Boden geworfen ist, sondern von demselben auch—trotz aller Gegenwehr—so lange niedergehalten wird, bis er sich ergibt.

Deutschland war entschlossen seinen Feind in eine solche Lage unbedingter Unterwerfung zu versetzen und das Recht hierzu, kann ihm von Niemand abgesprochen werden; wer nicht blind ist und den Charakter und die Gewohnheiten des französischen Volkes kennt, muß diese Politik als die richtige anerkennen. Das einzige Hülfsmittel, das Frankreich nach einem kurzen Feldzuge geblieben, war ein Guerilla- oder Freischaaren-Krieg und von diesem war nichts zu hoffen, da die Deutschen sich weigerten, die Franc-Tireurs als Soldaten anzuerkennen. Man hat das Verhalten der deutschen Befehlshaber deswegen angegriffen, weil sie die Franc-Tireurs als Räuber behandelten, aber es

war dem, was vorhergegangen war, angemessen, und im Ganzen der Humanität entsprechender. Jules Favre wies von Bismarck auf das Verfahren Preußens selbst hin und Bismarck gab zur Antwort „Sehr wahr und unsere Bäume tragen noch heute die Spuren der preußischen Freischützen, welche ihr hängen ließet". Als Wellington beim Einrücken in Frankreich die Bidassoa überschritt, machte er die Bauern damit bekannt, daß sie erschossen würden, wenn sie sich mit Waffen treffen ließen. Aber in Wahrheit waren die französischen Freischützen, wie man sich 1870 erzählte, oft Freibeuter, und ein Kriegsgericht, das erst vergangenen November gehalten wurde, liefert hierfür Beweis. Ein Capitän Gilleot, sowie ein Lieutenant und zehn Mann (Franc-Tireurs) wurden überführt, ihre eigenen Landsleute und die Deutschen ohne allen Unterschied hingemordet zu haben.

Als die Nachricht von Sedan England erreichte, da war es der Wunsch eines jeden edlen Gemüthes, zu sehen, daß Deutschland einen noblen Gebrauch von seinem Siege mache und dem Krieg durch einen Act der Milde ein Ende setze, der seinen Triumph in um so hellerem Lichte hätte erscheinen lassen.

Das Verlangen war jedoch mehr edelmüthig als weise, denn man übersah hierbei die Lügenhaftigkeit und den „Chauvinismus" der Nation, welche beide zu dem letzten Kriege veranlaßten und denselben verlängerten und die durch falsche Darstellung seiner Geschichte bald zu einem neuen Kriege geführt haben würden. Die Deutschen durften diesem Gesichtspunkte ihr Auge nicht verschließen; gab doch die französische Presse täglich Beweise von der Art und Weise, wie sie sich Thatsachen gegenüber verhielt, über die der eingefallene Feind nicht im Zweifel sein konnte. Die zu jener Zeit übliche vollständige Entstellung aller Thatsachen, lieferte den Deutschen genügende Beweise, wie man dieselben später, bei ihrer Einverleibung in die Geschichte, zu behandeln gesonnen war. Die Deutschen wußten sehr wohl, daß es ihren erfinderischen Gegnern wenig Mühe und gar keine Gewissensbisse verursachen würde, den Feldzug von 1870 in eine Angelegenheit von geringer Bedeutung zu verwandeln, oder möglicherweise in einen vorher

angelegten politischen Anschlag, um mit einem Male den Kaiser und das Kaiserreich los zu werden. Hätte man den Krieg bei Sedan beendet, so würde man ihn sicher, als weiter nichts, als eine kleine Ueberraschung dargestellt haben, ein bloßes Zurückweichen bis an die Grenze, an welchem in erster Linie (natürlich) Verrath und dann die niederschmetternde Uebermacht der feindlichen Truppen Schuld gewesen. Die Niederlage bei Sedan hätte man der Unwissenheit und Schwäche eines bürgerlichen Kaisers beigemessen, der ohne von Militärwesen etwas verstanden zu haben, Soldat gespielt habe und Bazaine würde vielleicht der Held von Metz, der Schrecken der Preußen und das Ideal seiner Landsleute gewesen sein. Die große Mehrheit der Franzosen, welche die Kriegsereignisse nur durch die französische Presse kannte, würde die vielen um Metz herum erfochtenen Siege gegen eine überlegene Truppenmacht, wie sie nie da gewesen waren, in dem Lichte betrachtet haben, als hielten sie den Satz von der mythischen Unbezwinglichkeit der Franzosen aufrecht und da ihre nationalen und militärischen Hülfsquellen in einem nur wenig geschädigten Zustand verblieben wären, so möchten sie bald wieder nach Rache geschrieen haben, um die Scharte von Sedan* auszuwetzen.

Aber das gerade war der Zweck der deutschen Politik, den Chauvinismus unter die Füße zu treten und für diese Entstellungen der Geschichte keine Entschuldigung übrig zu lassen; dies muß man sich vorhalten, weil es einige Handlungen der Deutschen erklärt, die sich augenscheinlich mit ihrem Charakter nicht vereinen lassen. Die Moral der napoleonischen Legende:

Die Quelle
Unzähligen Leids für Frankreich,

war, daß französische Soldaten nicht ihres gleichen hätten, daß sie in

* Jedem, der die Natur des französischen Chauvinimus nicht studirt hat, möchte diese Befürchtung einer möglichen Entstellung der Geschichte, übertrieben erscheinen. Aber Napoleon I., dessen Lügenhaftigkeit seinem militärischen Genie gleich kam, hat so viele Nachfolger gehabt. Wenn er die größte Seeschlacht moderner Zeit (bei Trafalgar) in einem Bulletin als den Verlust einiger Schiffe, in einem Sturme nach einer unvorsichtiger Weise gefochtenen Schlacht beschrieb, so gab der Lehrer hier nur den Grundton an, in welchem seine Zöglinge (Herr Thiers, einbegriffen) ehrfurchtsvoll eingestimmt haben.

Wirklichkeit unbesiegbar seien. Dieses Q. E. D. des Herrn Thiers war natürlich widerlegt, indem man sie schlug; in einigen Fällen, freilich mit überlegener Anzahl, aber in anderen mit der gleichen oder einer geringeren Zahl. Mehr als dies jedoch, verlangten die Deutschen ihrem Programme nach. Die napoleonische Legende hatte der Niederlage von 1813—14—15 eine Auslegung gegeben, als wäre sie nur durch eine europäische Coalition zu erreichen gewesen und aus Unkenntniß der Geschichte glaubten die Franzosen im Durchschnitt, daß der Kampf Frankreichs, gegen eine solche Ueberzahl, etwas Unerhörtes sei. Sie wußten nicht, daß Preußen (in seiner Kindheit) nicht allein gegen Riesen, wie Rußland, Frankreich und das deutsche Reich (auch Schweden) im siebenjährigen Krieg gekämpft hatte, sondern daß es auch aus dem Kriege siegreich hervorgegangen war, statt besiegt zu werden. Deutschland war entschlossen, zu zeigen, daß es, obschon ohne Bundesgenossen, Frankreich* mehr als ebenbürtig sei; stark genug, um das Fundament jenes militärischen Chauvinismus zu zerstören, der in gleicher Weise der Fluch Europas, wie Frankreichs gewesen war. Aus diesem Grunde bestanden die deutschen Führer, nachdem sie schon die ganze Militärmacht gestürzt und ihre Ansprüche auf eine Entschädigung an Geld und Territorium geltend gemacht hatten, auf weiteren Bedingungen, die sichtlich mit ihrem praktischen und anspruchslosen Charakter nicht harmoniren. Sie bestanden darauf, daß Paris—das Symbol französischer Stärke und französischen Stolzes, Paris, nach den bombastischen Redensarten Victor Hugos und Anderer: „das Herz," „das Gehirn," „das Licht des Weltalls," das Heiligthum," „der Schrein der Welt"— von den Tritten, der Eindringlinge entweiht werden solle. Sie krönten ihren Kaiser in dem Tempel, der für die „Ruhmesherrlichkeit Frankreichs" errichtet war und schienen ein unedles Vergnügen darin zu finden, ihren besiegten Feind zu demüthigen.

Es mag jedoch mit Recht angenommen werden, daß von Bismarck,

*Jedem, der den letzten Krieg studirt hat, muß es als eine Merkwürdigkeit auffallen, daß der Sieg stets der deutschen Fahne folgte, gleichviel, ob sie von den erprobten preußischen Legionen, den Sachsen, Baiern oder den badischen Truppen getragen wurde. Jede deutsche Division hatte ihre besonderen Triumphe und alle schlugen sich gleich gut.

während er von jener menschlichen Schwäche nicht frei war, die sich an dem Triumph über einen Feind weidet, sich dennoch mehr von der Politik, als seinen Empfindungen leiten ließ, und in jenem historischen Marsche durch den Triumphbogen jene herrliche Allee hinab, die so manchen Triumphzug französischer Armeen mit angesehen hatte, einen wirklichen Vortheil ersah. Zweifelsohne sah er voraus, daß, obwohl Paris in militärischem Sinne ebenso sehr von der Gnade des Feindes abhing, der alle Forts die es beherrschten, besetzt hielt, als hätte derselbe die Stadt thatsächlich besetzt, die zur Gewohnheit gewordene fixe Idee, in der Thatsache, daß die deutsche Armee die Stadt nicht betreten, Grund für die Behauptung finden möchte, sie wären dazu nicht im Stande gewesen. Aus diesem Grund sowohl, wie vielleicht aus andern Gründen, hielt die deutsche Armee Paris für einige acht und vierzig Stunden besetzt; so war der Sieg über Frankreich vollständig und stand über alles fest, was auch die Erfindungsgabe zukünftiger Legenden-Geschichtsschreiber angeben dürfte, um das Faktum abzuläugnen.

Wie viel hat jene Lügenhaftigkeit, die natürliche Mutter französischer Prahlerei und Eitelkeit, zu verantworten! Und ist es nicht in Uebereinstimmung mit unsern tiefsten moralischen Anschauungen, daß es so sein sollte? Glauben wir nicht, daß alle Lehren der Moral, alle Religion sich auf Wahrheit und Rücksichtsnahme für die Wahrheit gründen muß? Geben wir als Eltern unsern Kindern nicht vor allem die Lehre, sich nicht gegen die Wahrheit zu verstoßen? und ist es nicht unser unbedingter Glaube, daß die ganze Moral eines Menschen sinkt, wenn er die Wahrheit außer Auge läßt? Was bei einem jeden Individuum als wahr gilt, muß es auch dem ganzen Menschengeschlechte sein und wenn einer Nation der Sinn für Wahrheit abgeht, so ist sie moralisch gesunken.

Es ist nicht Sache englischer Schriftsteller die französische Nation der Unwahrheit zu beschuldigen;—es ist dies die Pflicht französischer Autoritäten, jener Männer, deren Patriotismus nicht bezweifelt werden kann, und welche in der Bitterkeit ihres Schmerzes über die Unglücksfälle der Nation, nach den moralischen Ursachen derselben gesucht haben.

So finden wir, wie der ausgezeichnete und patriotische Bischof von Orleans, Herr Dupanloup, sagt: „Wir hatten beinahe aufgehört, die „Wahrheit zu sprechen . . . Die Wahrheit war durch übermäßi= „gen Luxus von fast allen Gesellschaftsclassen verbannt — von jedem „Herde vertrieben." Herr Lemoine sagt in den Débats: „Die „erste Ursache von Frankreichs Unglück ist die Lüge gewesen; wir „sind nicht allein belogen worden, sondern wir haben uns auch selbst „belogen." Wir finden, wie der Graf A. v. Gasparin sagt: „Achtung für Wahrheit, ist der fast untrügliche Prüfstein für mora= „lischen Werth, sei es bei einem Individuum oder einer Nation. „Vom Beginn des Krieges an, bis zu seinem Ende, hat man uns „belogen und wir haben es geduldet. Von der Zeit des Grafen „Palikao bis auf Herrn Gambetta, hatten wir eine ununterbrochene „Reihefolge von Siegen. Es gab Ausfälle von Metz, ununter= „brochene Triumphe der Ersatz=Armee; Berlin war niedergebrannt, „der König von Preußen irrsinnig geworden; die Levée en masse „drei Millionen Mann stark, nicht einen Mann weniger; die Deutschen „waren hier gänzlich niedergeworfen, dort aufgerieben, sie weinten „überall; um Paris herum nimmt man sie alle Morgen einzeln aufs „Korn, während Bourbaki's Armee die leichte Arbeit vorbehalten bleibt „ein für alle Mal ein Ende mit ihnen zu machen. An einigen „Orten ging man so weit darin, daß man die Kriegsentschädigung „verwarf und überlegte, ob man sie nicht vielmehr dem Feinde „auferlegen solle. Von Anfang an beherrschten uns die Illusionen „in dem Maße, daß Herr Thiers seine große diplomatische Tour „in London damit begann, als etwas Selbstverständliches, das be= „waffnete Einschreiten von ganz Europa, im Interesse des eu= „ropäischen Gleichgewichtes* zu verlangen.

Es würde leicht sein, eine Masse derartiger französischer Auf= fassungen anzuführen; es wird sich jedoch Jedermann erinnern, daß die Berichte auswärtiger Correspondenten und die Bulletins der Deutschen die einzigen zuverlässigen Nachrichten waren, welche wir vom Kriegsschauplatze erhielten; von den auswärtigen Correspondenten=

* Frankreich, unsere Fehler, unsere Gefahren, unsere Zukunft. Vol. II, 25, 26.

ten und officiellen Bulletins der Deutschen waren die französischen Berichte nur citirt, um zu zeigen, wie sehr sie den bekannten Thatsachen widersprachen. Von den Deutschen sagte man, daß sie ihre Bewegungen durch einen Cavalleriesaum dem Auge des Beobachters entzögen. Von den Franzosen darf behauptet werden, daß sie in den meisten Fällen, ohne irgend einen militärischen Grund, die ihrigen durch einen Saum von Lügen verdeckten.

Daß die Deutschen — ein wahrheitsliebendes Volk, das die Lüge verabscheut — kein Vertrauen zu einer Nation haben konnten, die nach ihrer Ansicht solche Beweise unwahrer Gesinnung gab, ist nicht weniger selbstverständlich, als ihr Verlangen nach den wirksamsten Garantien. v. Bismarck machte kein Hehl aus seinem Glauben, daß die Franzosen nur Frieden machen würden, um sich auf den Krieg vorzubereiten, und er beschloß, sich eine bessere Bürgschaft für das Einhalten des Vertrages geben zu lassen, als die Unterschrift eines französischen Bevollmächtigten. Die Verhandlungen, wie sie durch die Herren Jules Favre* und Thiers geführt wurden, gehören der Geschichte an. Jedermann muß den greisen Staatsmann, der ganz Europa vergebens durchreiste, für sein leidendes Land Bundesgenossen zu finden, Ehre erweisen, aber sich zugleich über seine Kurzsichtigkeit und Verblendung wundern. Es war sicher ein Anblick für Menschen und Engel, als der graue Verfasser des Consulat und Kaiserreich, der Erfinder der napoleonischen Legende, im Interesse des Besiegten, für die Sache des Friedens und der Mäßigung flehte, in

* Herr Jules Favre, der seine eigene Rechtfertigung in zwei Bänden giebt, die zusammen beinahe 900 Seiten umfassen, erwähnt bei dieser Gelegenheit mit keinem Worte des denkwürdigen pas un pouce, obgleich er das Princip adoptirt. Und doch ist es in allen Berichten über seine Verhandlungen mit v. Bismarck dargethan, daß er eben diese Worte gebraucht habe. Statt in jener Anmaßung die wahre Ursache des Scheiterns der Unterhandlungen zu erblicken, mißt er dasselbe der Voreingenommenheit des Königs von Preußen bei (!), (Band II., Seite 66) die er für den Verlust von 100,000 Menschenleben und die ungeheure Zerstörung verantwortlich macht. „Diesem dynastischen Zwischenfall sind so viele und so große Interessen zum Opfer gefallen." Der arme Jules Favre hatte das Unglück, während der Belagerung von Paris seine Nachrichten (und was für Nachrichten) durch Gambetta zu erhalten.

einem Kriege, worin ein Napoleon der angreifende Theil gewesen war und Preußen der Sieger! Wie muß die Erinnerung an die schonungslosen Bedingungen, die Preußen von Frankreich auferlegt waren, sich Herr Thiers aufgedrängt haben, und wie sehr muß v. Bismarck sich versucht gefühlt haben, ihm zu entgegnen: „Was hast Du mit dem Frieden zu thun?" Ein anderer Bevollmächtigter dürfte den Einwand gemacht haben, der in England Gönner findet — daß die verwerfliche Praxis früherer Tage nicht der Gegenwart als Muster dienen sollte. Aber es kam dem Lobredners Napoleons I. nicht auf die Zunge, das von diesem gesetzte Beispiel zu mißbilligen oder seinen Neffen dafür zu tadeln, daß er demselben gefolgt war. Die Ereignisse hatten ihren Kreislauf vollendet und nach sechszig Jahren trafen sich die französischen und deutschen Friedensbevollmächtigten wiederum; aber di Rollen waren gewechselt. Nun war es Preußen, das die Bedingungen stellte und Frankreich, welches sie anzunehmen hatte. Es war so glücklich, im Könige Wilhelm einen gnädigeren Sieger als Napoleon I. zu finden.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Mann von Herrn Thiers' Erfahrung und Fähigkeit bessere Bedingungen zu erlangen hoffte, als die er von seinem klarsehenden Gegner erlangte; bei seinen Unterhandlungen mit dem brittischen Cabinette, scheint er aber den gesunden Verstand und die Festigkeit, welche die Diplomatie des Earl Granville zum Glück für England kennzeichneten, viel zu gering geschätzt zu haben. Es ist eine in Frankreich gang und gäbe Illusion, vorauszusetzen, daß Länder, die in einem Allianz-Verhältniß zu ihm stehen, ihm eben deshalb verpflichtet seien; als wenn Bündnisse nicht vor Allem ein gemeinsames Interesse und wechselseitige Vortheile bedingten. Herr Thiers scheint auf die Verpflichtungen hingewiesen zu haben, die England Frankreich schulde, und auf seine Pflicht, Letzterem zu helfen; und dies in einem Tone, der unserer Regierung gegenüber kaum achtungsvoll genannt werden kann. Wenn er in der That Herrn Gladstone gegenüber die Sprache führte, wie der Bericht an Herrn Favre sagt, so war sie geradezu unverschämt,* und wenn wir

* Ich sagte ihm (Herrn Gladstone) eben jetzt, in der Unterredung, über die ich im

es begreifen können, daß Herr Gladstone verdrießlich aussah, so wundert es uns noch mehr, daß er nicht noch anders aussah.

Schließlich gelang es Herrn Thiers nicht, wie Jedermann weiß, England, Oestreich, Rußland und Italien zu überzeugen, daß die Bedingungen, unter denen Frankreich der Friede angeboten wurde, unvernünftig wären, oder derart, daß sie die erbetene Einmischung oder eine, von Seiten Deutschlands nicht verlangte Vermittelung, rechtfertigen würden. Jules Favre hat uns seine Besprechungen mit v. Bismarck mitgetheilt, der ihm einräumte, persönliche Ansprüche auf seine Nachsicht zu haben, weil er gegen den Krieg gewesen sei, der ihm aber auch gezeigt zu haben scheint, daß Deutschland seiner Seits andere Argumente besitze, als diejenigen, welche auf der Spitze des Schwertes beruhten.

Frankreich hatte sich endlich in die angebotenen Bedingungen zu fügen. Es hatte außer dem Verlust seiner Armeen, Festungen und seines militärischen Prestige, Provinzen abzugeben und eine drückende Entschädigungssumme zu zahlen, aber es wurde ihm eine weitere Buße nicht auferlegt, auf die es sich völlig gefaßt gemacht hatte, und die es sogar früher von befreundeten Ländern verlangt hatte, als die Heere der ersten Republik oder des ersten Bonaparte eingefallen waren. Die kostbarsten Kunstwerke waren von Paris weggeschafft worden, weil man erwartet hatte, daß ihre Uebergabe verlangt würde; aber die Hauptstadt, die sich durch Plünderung ganz Europas bereichert hatte, ohne viel Rücksicht auf Freund oder Feind zu nehmen, verlor nicht eine einzige Statue, noch ein Gemälde;† noch waren die Befürchtun-

---

weiteren Verlauf dieser Depesche Bericht erstatten werde: „England, welches ärgerlich „war, als Napoleon I. ihm sagte, daß es ausschließlich eine Seemacht sei und aus seiner „Rolle falle, indem es sich in die Angelegenheiten des Continentes mische, erkennt heute „an, daß dieser Recht hatte; denn es thut jetzt, was er gewünscht hatte, und überläßt „den Continent sich selbst, ohne den Muth zu haben, sich irgend eine Ansicht über das zu „erlauben, was auf dem Continente vorgeht. Herr Gladstone gab keine Antwort und „schwieg, wie ein Mann, der Kummer hat und ärgerlich ist.“— Die Depesche des Herrn Thiers an Herrn Jules Favre, wie sie durch Letzteren angeführt ist.

† Als die Verbündeten 1815 Paris einnahmen, fanden sie hier Schätze der Kunst, die man aus den italienischen, spanischen, portugiesischen, holländischen und belgischen Galle-

gen Frankreichs wegen seiner öffentlichen Monumente gerechtfertigt wie der Ausgang erwiesen hat; kein einziges wurde von den Deutschen angerührt — jenen „Barbaren," von denen man vorausgesetzt hatte, daß sie vor Rachgier brennen würden, den Triumphbogen und die Brücke von Jena zu zerstören. Das bessere Gefühl des Teutonen lehrte ihn, in jenen Monumenten die Merkmale zu sehen, welche für seinen eigenen Fortschritt Zeugniß ablegten, seit jener Zeit, da ein getheiltes Deutschland dem geeinigten Frankreich als eine leichte Beute zufiel. Was in übermüthiger Zerstörungswuth vernichtet wurde, geschah von den Parisern selbst, der intelligenten und ausersehenen Bevölkerung, welche „Gesindel" zu nennen, Herr Jules Favre Herrn von Bismarck nicht gestatten wollte. Bei einem dritten Punkte zeigten die Deutschen mehr Nachsicht, als von Vielen, sowohl in Frankreich als England, erwartet wurde. Allgemein wurde angenommen, daß ein großer Theil, wenn nicht gar die ganze französische Flotte, verlangt werden würde. Da jene Flotte den deutschen überseeischen Handel vernichtet, die nördlichen Küsten bedroht, alle deutschen Häfen blockirt hatte, und überdieß zu dem respectiven Handel und der Bedeutung der beiden Länder in gar keinem Verhältniß stand und für Deutschland eine immerwährende Gefahr war, so wäre die Forderung keine unvernünftige gewesen und man hätte sie leicht durchsetzen können. Die allmächtigen Sieger nahmen kein einziges Schiff und ließen Frankreich die Macht, jeden ihrer Häfen zu blokiren und den immensen Handel des Deutschen Reiches zu ruiniren.

Es ist nicht leicht, einen Grund für diese Nachsicht anzugeben, von Seiten eines Staatsmannes, wie von Bismarck, der weder zur Schwäche, noch zur Vergeßlichkeit geneigt ist. Wenn man ein Motiv muthmaßen darf, so dürfte es dies sein, daß von Bismarck—weil er die

---

rien geraubt hatte. Ein englischer Diplomat rief bei der Gelegenheit aus: „Welch ein „Stapelplatz gestohlenen Guts!" Die Beute wurde von den Verbündeten den rechtmäßigen Eigenthümern auf ihr Verlangen zurückgegeben. Der letzte französische Minister für öffentlichen Unterricht citirte dieses Factum als eine Härte Frankreich gegenüber! (Das sind die Früchte französischer Erziehung.)

Ueberzeugung hatte, daß Frankreich seine Angriffspolitik wieder aufnehmen werde, sobald es seine frühere Stärke wiedererlangt—vielleicht glauben konnte, wohl daran zu thun, wenn er ihm die Mittel ließe, eine Macht anzugreifen, die weniger vorbereitet sei, als Deutschland. Es ist möglich, daß unter den, von Herrn Rouher, dem Interimsminister des Auswärtigen, in Cerçay hinterlassenen Papieren, die zu gelegener Stunde von den Deutschen aufgegriffen wurden, außer dem denkwürdigen Benedetti-Verrathe, sich noch andere „Vertrags-Projecte" befanden. Wenn sich in demselben Portefeuille rohe Entwürfe zu einer kleinen Ueberraschung befunden hätten, die man der reichsten und am wenigsten vorbereiteten Nation zugedacht, so würde dies mehr als eine Schwierigkeit heben und beweisen, daß man die Möglichkeit, England werde einen verrätherischen Angriff seines belgischen Alliirten, übel aufnehmen, nicht übersehen hatte. Daß Napoleon III. durch lange Gewohnheit, wenn nicht von Natur, ein Verschwörer geworden war, ist stets behauptet und geglaubt worden, und nachdem er in der belgischen Angelegenheit gegen England conspirirte, verfährt man nicht lieblos, wenn man voraussetzt, er könne es bei mancher anderen Veranlassung* ebenso gethan haben. Auf jeden Fall gab er verhältnißmäßig mehr Geld aus, seine Marine auf dieselbe Höhe mit der unseren zu bringen, als er ausgab, seine östliche Grenze zu schützen. Er erwartete sicher keinen Angriff von England; wenn er nicht daran dachte, England anzugreifen, so verschwendete er viel Zeit und Geld.

Dieß waren die von Deutschland Frankreich gestellten Bedingungen; wenn in gewissen Beziehungen härter, als wir erwarteten, so waren sie in andern milder. So werden Engländer, die sich ihrer eigenen Sicherheit, oder eingebildeten Sicherheit freuen, und die Dinge jenseits des „Meeres-Silberstreifens" vom französischen Gesichtspunkte betrachten, die Bedingungen als unnöthig hart ansehen. Die Deutschen dürfen ihrerseits wohl entschuldigt werden, wenn sie fühlen, wie wir fühlen

* Die „Times" bemerkt 12. October 1872: „Die Bonaparten sind nichts anderes als Verschwörer; das ist ihr Ruf, nicht nur in Frankreich, sondern überall."

würden, wenn wir unsere theuersten Verwandten und 100,000 Mitbürger bei einem Zurückwerfen einer französischen Invasion verloren hätten. Sie müssen entschuldigt werden, wenn sie fühlen, wie wir es thun würden, wenn wir bedenken, daß der Vorwand zu dem Kriege gänzlich erdichtet, und daß Eitelkeit, verbunden mit dem Wunsche, sich Kents zu bemächtigen—das für eine untergeordnete Race zu gut—der wirkliche Grund gewesen.

Kapitel IV.

Frankreich und Deutschland nach dem Frieden.

Es war im letzten Kapitel behauptet worden, daß die Friedensbedingungen die finanzielen und industriellen Hülfsmittel Frankreichs beinahe ungeschädigt gelassen hatten; so daß sie sich schnell wieder erholten. Es könnte hinzugefügt werden, daß der Verlust an Land, mit dem Auge kaum wahrzunehmen ist, wenn man die Karten Frankreichs aus den Jahren 1869 und 1872 mit einander vergleicht. Gerade darum aber erregt der Umfang der Zerstörung unser Erstaunen, insbesondere wenn wir bedenken, wie wenig von Frankreichs socialer und politischer Organisation übrig geblieben ist. Denn nicht der Oberbau ist es nur, den man zerstört hat—das dürfte wenig Erstaunen erregen in einem Lande dessen politische Constitution man so oft über den Haufen geworfen hat —sondern es ist das Fundament der Regierung, das man gleichsam weggefegt hat, nämlich Ordnung und Eigenthum. Und es ist dies in mannigfacher Hinsicht nur ein indirectes und zufälliges Resultat der deutschen Siege gewesen. Jener Ausgang hat die existirende üble Reorganisation und das politische Durcheinander nur für das Auge blos gelegt, aber nicht sie herbeigeführt. Freilich der gänzliche Zusammensturz der gesammten Militärmacht Frankreichs, dem wie das in jenem Lande natürlich war, eine Revolution folgte, mußte eine Zeit lang die ganze politische Organisation Frankreichs, wenn nicht total vernichten so doch vollständig verrücken, wie das auch sonst wo geschehen wäre. Die Art und Weise wie die Regierungsmaschine

während eines vernichtenden Krieges arbeitete, erregt trotzdem unsere Bewunderung. Als aber der Krieg vorüber war, da zeigte sich ein neuer überraschender Zug in der Geschichte Frankreichs, indem eine Periode äußerster Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit eintrat. Ein Volk, das im hohen Grade erfinderisch ist und Organisationstalent besitzt, das gewöhnlich sanguinisch und unternehmend ist, mehr als andere Nationen, schien alle Energie und alles Zutrauen zu verlieren. Kein Wort drückt diesen Zustand bezeichnender aus, als „Collapse"— es war ein politscher, socialer und gleichsam intellectueller Zusammensturz.

Ein französischer Schriftsteller* der bereits citirt worden ist, sagt: „ Wir brauchen einen Mann, es würde noch alles gerettet werden, „ wenn wir einen Mann fänden. Seht hier ein Volk, mächtig, „ die Königin unter den Nationen; aber was fehlt ihm zu seiner „ Wohlfahrt? Ein Mann ist es, der ihm fehlt.

„Und doch! Ein Mann würde uns nicht retten; wir brauchen „ Männer. Laßet einen Mann kommen—er kommt vielleicht—laßet „ einen Administrator, einen Staatsmann, einen Finanzmann kom- „ men; laßet einen General kommen, der dem Zustand der Unordnung „ ein Ende machte; es würde uns das weder heilen noch unsere Macht „ wieder herstellen. Ja wer weiß, ob diese augenblickliche Erholung uns „ nicht unsern Dünkel in seiner vollen Kraft wiedergeben würde, in- „ dem sie der, durch unsere Niederlagen geschlagenen Wunde, Zeit zur „ Vernarbung ließe."

Der „Mann" nach dem man so laut verlangt hat, ist wirklich gekommen in der Person des Haupturhebers jenes irreleitenden Ruhmesdünkels, der die Ursache zum Verderben gewesen ist. Aber Herr Thiers begnügt sich damit, eine provisorische Regierung und eine verwerfliche Finanzpolitik zu erhalten, während er von einer Wiederherstellung französischen Einflusses nach Außen träumt, und den Krebsschaden vergißt, der einen Lebensnerv im Innern zerstört. Es ist nicht die Zeit für Riesen in Frankreich, wenn auch die Arbeit, Frankreich seinen Glanz wiederzugeben, über die Kräfte eines Riesen hinausgehen dürfte.

* Der Graf von Gasparin.

Wären es zwei Parteien, welche das Volk spalteten und wären diese im Bürgerkriege mit einander begriffen, so würde das nichts Neues sein, nichts wogegen man nicht früher schon mit Glück angekämpft hätte. Aber die beiden großen Parteien, die monarchisch gesinnte Partei und die Republikaner fassen in ihren Reihen wieder Unterabtheilungen, die sich in demselben Grade unversöhnlich gegenüberstehen, wie die beiden Hauptparteien. Die Spaltungen der monarchisch gesinnten, d. h. der conservativen Partei, mögen nach Außen hin nicht so scharf hervortreten, aber es ist klar, daß der Streit zwischen Imperialisten, Orleanisten und Legitimisten niemals beigelegt werden kann. Die Reihen der Republikaner wiederum enthalten Freunde der Ordnung, die an eine „conservative Republik“ glauben und „Rothe“ die nur den Wunsch hegen, die Orgien der Pariser Commune zu erneuern. Es ist keine Nation, die wegen politischer Fragen gespalten ist, sondern es ist eine Klasse, welche gegen die Andere Front macht. Die Bewohner der großen Städte hassen und verachten die Landbewohner, weil sie unwissend sind und sich von der Geistlichkeit am Gängelbande führen lassen. Die „Bewohner des Landes“ hassen und fürchten hingegen die Bewohner der Städte und sehen in ihnen Ungläubige—Socialisten, gefährlich für alles Eigenthum, sei dieses groß oder gering. Ein bis ans Messer gehender Streit existirt zwischen den liberal gesinnten Republikanern und den Priestern mit ihrem Anhange, hauptsächlich dem Landvolke, der am wenigsten aufgeklärten Districte. Jener Streit muß auf Leben und Tod gehen, denn die Liberalen wissen sehr wohl, daß bei allgemeinem Stimmrecht das Landvolk Stimmenmehrheit besitzt, und, so lange es auf die Priester hört, jeden Versuch politischen Fortschrittes und liberalen Republikanismus ersticken wird. Die Geistlichkeit wiederum weiß, daß die Liberalen und mehr noch die revolutionären Parteiungen der Communisten und Socialisten mit Abscheu auf ihre Vertreter, ihr Amt und alles, was ihnen heilig ist, blicken. Ein Priester in Frankreich ist, ohne daß er wollen mag, der politische Berather des Landmannes, der ihn um Rath fragt, welchem Candidaten er seine Stimme geben soll; und er warnt ihn natürlich vor dem Liberalen. Jede Wahl erbittert

also den Streit und wo mag er enden, in einem Lande, in welchem die Staatsreligion und ihre Priester nicht nur keinen Glauben finden, sondern sogar verachtet werden?

Ein weiterer Streit existirt zwischen den Kapitalisten, wozu auch die großen Fabrikherren, Liferanten, Ladenbesitzer gehören, einerseits und dem Proletariat andererseits. In Paris haben die jüngsten Ereignisse dieses Uebelwollen noch gesteigert und es herrscht dort die durchaus nicht unwahrscheinliche Befürchtung, daß bei einem zweiten Aufstande der Communisten, die Bürgerklasse als Opfer fallen dürfte. Obgleich dies feindselige Gefühl der Armen den Reichen gegenüber, an und für sich nicht auffällt, da es in andern Ländern unglücklicherweise gleichfalls existirt, so gibt es in Frankreich ganz besondere Ursachen, die dem Uebel eine eigenthümliche giftige Beimischung geben; wo die Arbeiterclasse in Paris, während der schrecklichen Sühnungstage von Satory und Sonstwo, sich als das Schlachtopfer der Bourgeoisie betrachtet hat.

Gefährlicher noch als dieser Streit, zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, ist das Rachegefühl, das in Paris und anderen Orten die geringeren Stände gegen die Armee hegen. Viele betrachten heute die Armee,—einst der Stolz und, ich möchte sagen, der Götze der Franzosen—mit demselben bitteren Gefühle, mit dem sie einst die deutschen Truppen betrachtet. Bei verschiedenen Gelegenheiten sind Officiere und Soldaten von den Einwohnern mißhandelt und geschmäht worden, und diese haben es wahrscheinlich nicht daran fehlen lassen, diese Schmähungen zurück zu geben. Die Thatsache, daß die französische Armee die einzigen Triumphe, welche sie aufzuweisen hat, über ihre Landsleute zu feiern hatte und daß man noch heute Soldaten dazu verwendet, um die verurtheilten Communisten zu erschießen, steigert jenes Uebelwollen und es ist zweifelhaft, ob in diesem Augenblicke eine Niederlage der französischen Armee durch einen auswärtigen Feind von vielen Franzosen nicht mit Befriedigung angesehen würde. Dies ist ein durchaus neuer Zug französischer Revolutionen; die früheren Revolutionen haben die Armee nicht unpopulär gemacht; ein Zug, der die nur zu zahlreichen Geschichts-Annalen, von

Vernichtung und Wiederaufbau, zu keinem Wegweiser für die Zukunft stempelt.

Es ist natürlicherweise ein ernster und Besorgniß erregender Umstand, daß diese große, unzufriedene Klasse der Gesellschaft, die mit dem bittern Gefühle nach Vergeltung auf die Regierung, Mittelklasse und die Armee hinblickt, kein auswärtiger Feind ist, den man fern halten kann, sondern ein Feind, der sich im Besitze der Hauptstadt befindet, und den günstigen Augenblick abzuwarten vermag. Bei Frankreich kommen auch noch besondere Erwägungen in Betracht, die von der „unsterblichen Revolution" von 1789 sich herleiten, welche die Gefahr größer machen. Die damals zur Ausführung gebrachte Gütereinziehung, kam der Landbevölkerung zu Gute, die das Land erhielt, aber die Bewohner der Städte erhielten weder ihre Häuser, noch ihre Dachstuben. Sie halten dieß wahrscheinlich für ein Unrecht; sie mögen nach einer zweiten ruhmreichen Revolution sich sehnen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen; was die Gelegenheit, um Rache zu nehmen, anbelangt, so sind die Vorfälle jüngster Zeit recht betrübender Art.

Doch diese geheime Klassen-Fehde mag in Wirklichkeit nicht so gefährlich sein, wie es dem englischen Auge erscheint; für den Augenblick aber ist die französische „Brüderlichkeit," wie ein französischer Witzbold sagt, weiter nichts als die Brüderlichkeit zwischen Kain und Abel, und die „Gleichheit" vielleicht „eine Gleichheit des Unglücks."

Den politischen Zustand Frankreichs präcise beurtheilen zu wollen, würde für einen Engländer unweise sein, so lange dieses Land sich zugegebener Maßen in einem Uebergangsstadium befindet; sogar Franzosen maßen sich kein Urtheil darüber an, was folgen wird. „Alles ist möglich," so ist gesagt worden, „Republik, Kaiserreich, erbliche oder parlamentarische Monarchie, oder eine militärische Dictatur." Es scheint wirklich sonderbar, daß, wo eine Republik möglich ist, ein persönliches Regiment dieß nicht weniger sein sollte—es ist dieß aber die Ansicht wohlunterrichteter Franzosen.

Man sagt sogar, daß durch die Stimmen des Landvolkes, ein neues Plebiscit das Kaiserreich wiederherstellen würde. Wenn dies wahr ist, so beweist es, wie sehr die Menschen der Erziehung bedürfen und

wie wenig allgemeines Stimmrecht und Freiheit, miteinander zu schaffen haben.

Daß die Massen, nach den bitteren und demüthigenden Erfahrungen, welche sie dem Napoleonismus verdanken, demselben nochmals zum Opfer fallen könnten, läßt sich nur durch ihre Unwissenheit erklären. Wenn Franzosen politische Bildung erlangen wollen, so müssen sie vor Allem den großsprecherischen Redensarten entsagen, die ihre Eitelkeit nur nähren, die sie in Bezug auf die Vergangenheit irre leiten und welche die Lehren der Geschichte durchaus werthlos für sie machen. Ohne die unwahren und unverdienten Lobeserhebungen, mit welchen H. Thiers das erste Kaiserreich überschüttete, wäre das Zweite unmöglich gewesen. Alle gutgesinnten Franzosen sollten suchen, solche Phrasen zu verbannen, wie „unsterblicher Ruhm," „die Soldaten, vor deren Tapferkeit sich ganz Europa beugte," oder was noch schlimmer ist, „das Weltall." Alle diese Redensarten sind falsch und lächerlich und dienen nur dazu, irre zu leiten. Der Franzosen „ewiger Ruhm"—wo ist er heutzutage? Die Franzosen, von dem größten militärischen Genie neuester Zeit angeführt, fochten sehr brav, wie sie stets thun; aber sie eroberten weder das Weltall (das größer ist, als bonapartistische Schriftsteller wähnen) noch unseren unbedeutenden Planeten, ja, nicht einmal Europa.

Was Napoleon wirklich that, hinsichtlich seiner „Welt-Eroberung," war dieses: er führte eine Armee in das Innere Afrikas und überließ dieselbe schließlich ihrem Schicksale, d. h. der Besiegung und Capitulation. Er machte einen sehr kurzen Streifzug durch Asien, ließ sich bei Acre zurückschlagen und besudelte in El Arisch die Ehre der französischen Waffen durch das mörderische Hinschlachten von 1500 bis 2000 Gefangenen. Diese ausgenommen—bestanden seine außereuropäischen Heldenthaten darin, alle französischen Colonien und beinahe die ganze Flotte zu verlieren.

In Europa, das gleichfalls größer ist, als viele Franzosen vermuthen, eroberte er weder Rußland noch Scandinavien, noch die Türkei (noch England, das die meisten Geographen denn doch zu Europa rechnen)—das heißt Länder, die mehr als den halben Continent ausmachen. Er eroberte Deutschland, damals schwach und in sich gespalten. Er

eroberte Oesterreich und seine italienischen Provinzen; die andern italienischen Staaten warteten nicht, bis sie erobert würden, und man kann es kaum rühmen, daß er über sie herfiel und sie aussog.*

Napoleon eroberte Spanien nicht, ob er gleich seine Truppen in treuloser und betrügerischer Weise als Bundesgenossen in dieses Land führte, und schändete die französische Fahne, indem er unter falscher Vorgabe und in verrätherischer Weise spanische Festungen einnahm. Aber die französischen Armeen (von denen die eine bei Baylen, eine andere bei Cintra capitulirte) wurden geschlagen und von der Halbinsel vertrieben, wo Frankreich wenig Ehre erntete, wenn man die Hinterlist ohne Gleichen in Betracht zieht, mit welcher der spanische Hof nach Frankreich gelockt und wie französische Truppen in die Festen Spaniens hineingeschmuggelt wurden.

Die gottlose Thorheit des Feldzuges gegen Rußland war noch verhängnißvoller und endete, wie weltbekannt ist, damit, daß Napoleon die große Armee dem Untergange oder der Gefangenschaft Preis gab, während der Führer derselben entwischte, um Frankreich weitere Verluste und Demüthigungen zu bereiten.

Faßt man so (der Wahrheit gemäß) die Heldenthaten des ersten Kaiserreichs zusammen,—übergeht dabei sogar, daß Frankreich zweimal unterworfen wurde—so kommt man dabei nicht zur Eroberung des Weltalls, auch nicht zu einer Reihenfolge unaufhaltsamer Siege. Die Behauptung des H. Thiers ist durchaus nicht stichhaltig, daß die Siege Napoleons I. nicht seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten und seinem Genie zu danken seien, sondern der angeborenen Ueberlegenheit des französischen Volkes. Verweilt man bei der malerischen und blendenden Seite der Geschichte und stellt die vorgekommenen Gemeinheiten, Verräthereien, das Fehlschlagen von Plänen ins Dunkle, so ist es ohne

* Herr Lanfrey, in dessen Schriften ein edler Geist weht, erzählt uns von den schändlichen Contributionen, die General Bonaparte von den Staaten Nord-Italiens erhob, die er, wie er es aussprach, befreien wollte! H. Thiers berührt jenen Punkt nur in zarter Weise, und die meisten bonapartistischen Schriftsteller gehen darüber weg. Ein Schandfleck französischer Civilisation aber war es, daß die Gallerien und Museen schwacher und zuweilen befreundeter Staaten geplündert wurden.

Zweifel möglich, wie Thiers es gethan hat, aus dem Consulat und dem Kaiserreich ein glänzendes Epos zu machen. Will man aber der Wahrheit ganz allein das Recht geben, so muß festgestellt werden, daß die französische Nation unter dem besten Führer seiner Zeit vollbrachte, was viele Nationen, die ihr in militärischer Tüchtigkeit nachstehen, zuvor schon gethan haben. Sie haben Truppen, die nicht so gut befehligt waren, geschlagen und die Länder ihrer Feinde verwüstet, indem sie ihre Siege nachdrücklich ausbeuteten. Dabei hatte Napoleon I., der außer dem eigenen, den Willen aller Anderen unterjocht hatte, einen fast unversiegbaren Zufluß immer neuer Conscribirter.

Es giebt wenig Nationen, die nicht ihre Siegeslaufbahn aufzuweisen hätten—in alter oder neuer Zeit—wenn die Vorsehung ihnen einen großen Führer sandte. Wenn ein solcher, wie Napoleon, unbeschränkte Macht über die Personen und das Eigenthum seiner Untergebenen hat, so kommt es mehr auf die Kopfzahl und die natürlichen Hülfsquellen, als auf hohe militärische Eigenschaften an. So waren die alten Aegypter kein besonders kriegerisches Volk, aber unter Sesostris bezwangen sie, wie die französische Redensart heißt, das Weltall, eine größere Welt, als Napoleon sie eroberte. Die Eroberungen Alexanders müssen an Ausdehnung die Napoleons ums vierfache übertroffen haben, wahrscheinlich auch in Bezug auf die physischen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, und doch sind die Macedonier erst kürzlich aus einem Zustand dunkler Barbarei herausgetreten. Die Carthager waren keine so kriegerische Nation, als die Römer, und doch haben sie unter Hannibal die römischen Heere geschlagen, und nur der Vorsicht des Fabius und möglicherweise der zum Guten auslaufenden Verwegenheit des Claudius Nero, ist es beizumessen, daß sie nicht Rom nahmen und der Weltgeschichte eine andere Wendung gaben. Attila mit seinen Barbaren unterwarf sich eine unvergleichlich größere Fläche Landes, als Napoleon; ebenso Tamerlan, Muhamed II. und viele andere in früheren Jahrhunderten, obwohl durchaus nicht erwiesen ist, daß ihre Soldaten denen, die sie besiegt hatten, überlegen gewesen sind. In neuerer Zeit hat Spanien seine großen Feldherren und seine Tage der Oberherrschaft gehabt. Unter Gustav Adolph hat Schweden mit seiner unbedeuten-

den Bevölkerung dem Geschick Europas eine andere Wendung gegeben. Es ist vielleicht kaum gestattet, England zu erwähnen, das, wie Napoleon offen erklärt hatte (woran Herr Thiers Herrn Gladstone in aller Höflichkeit erinnerte), überhaupt keine Macht ist, außer auf dem Meere. Herr Thiers vergaß, daß Napoleon selbst seine Ansicht geändert haben mußte, als er, sogar ohne die Trümmer seiner Armee, von dem belgischen Schlachtfelde fliehen mußte. Ein Jahrhundert früher hatte Marlborough gezeigt, was sogar schwimmfüßige Engländer ausrichten können, wenn sie von einem Genie angeführt sind. Viele Nationen haben neben der französischen ihre Siegesaera gehabt. Wenige haben, wenn sie die Oberherrschaft erlangt und besessen und wieder verloren hatten, dieselbe wiedererlangt. Das außergewöhnliche Genie und die Erfolge Napoleon's sind geschichtliche Thatsachen — die Schlüsse, die man daraus zieht, in Bezug auf eine den Franzosen angeborene Ueberlegenheit, sind reine Illusionen. Wenn die französische Geschichte von großen Siegen berichtet, so hat sie nicht weniger demüthigende Niederlagen aufzuweisen, und die Franzosen würden wohl daran thun, sich mit denselben bekannt zu machen. Fünf französische Monarchen sind geschlagen und zu Gefangenen gemacht worden, zwei davon hat das Loos getroffen, in der Gefangenschaft zu sterben. Es giebt wenig große Armeen vielleicht, die jemals durch so unverhältnißmäßig geringe Kräfte eine Niederlage erlitten haben, wie die französischen bei Crecy, Poictiers, Agincourt, Roßbach; wenig Länder, die nach einer Schlacht oder einem Feldzuge so ganz und gar darniederlagen, wie Frankreich. Es ist eine Illusion des französischen Volkes, wenn es sich einbildet, daß der Widerstand, den Napoleon in den Jahren 1814—15 den Alliirten entgegensetzte, ohne Parallele gewesen sei. Friedrich der Große hat im „siebenjährigen" Kriege einer Verbindung von Mächten Trotz geboten, die verhältnißmäßig bei weitem stärker war; aber er widerstand mit Erfolg. Im Norden von Schweden angegriffen, im Osten von Rußland, im Süden von Oestreich, im Westen von Frankreich, machte er Front gegen Alle, und erhaschte, obgleich an einigen Orten geschlagen, an andern glänzende Siege, und schloß einen ehrenhaften Frieden.

So liefert die Geschichte, wie allen andern Nationen bekannt ist, dem französischen Chauvinismus durchaus keinen Nahrungsstoff; es stellt Frankreich seinen Nachbarn im Felde ebenbürtig, aber nicht überlegen dar, und wenn der letzte Krieg den Köpfen der Franzosen diese Lection einprägt, so wird es im weiteren Verlaufe der Zeit ihr Gewinn sein und nicht ihr Schaden. Man kann sagen, daß die Zukunft Frankreichs davon abhängen wird, ob man diesen Chauvinismus zu Grabe trag n oder wieder aufleben lassen will; der Imperialismus steht augenblicklich nicht in gutem Credit; Frankreich hat Napoleon abgesetzt, aber es hat den Hohenpriester des Napoleonischen Cultus dafür auf den Thron gesetzt. Wenn es aber nach den jüngsten verhängnißvollen Lehren, noch immer an den Vorspiegelungen der Napoleonen-Legende festhält und wieder angriffsweise in einen Krieg hineinrennen sollte, so würde Deutschland berechtigt sein, es als einen gefährlichen Wahnsinnigen zu behandeln, und für immer seine Festungen zu besetzen.

Im Leben der Individuen, wie der Staaten, giebt es Pausen—Zeiten der Ruhe—welche dazu bestimmt scheinen, den Betreffenden Gelegenheit zu einem Rückblick auf die Vergangenheit und zur Feststellung der Principien zukünftigen Handelns zu bieten. Eine solche Zeit ist die gegenwärtige für Frankreich, und es gibt französische Geschichtschreiber, deren zutreffende Betrachtungen über die jüngsten Ereignisse dazu berechtigen, der Zukunft ihres Landes Gutes zu prophezeien. Aber es gibt andere Wahnsinnige, welche dem Chauvinismus und der Ruhmeseitelkeit wie vor dem Kriege, huldigen, und diese sind unglücklicherweise die Leiter des Volkes, die Männer, die seine Handlungen bestimmen und bei welchen man vor Allem Erfahrung voraussetzen sollte. Trotz seines Genies und seines Rufes erwartet doch Niemand von Victor Hugo, wenn er Rhapsodien über Frankreich singt, daß er vernünftig sei; aber H. Gambetta hat die Regierung des Landes inne gehabt, nicht ohne Geschick und manche glauben, daß er wieder ans Ruder kommen kann. Von ihm sollten wir etwas Besseres erwarten können, als ein Gewebe ruhmrediger Prahlereien, die durchaus der Wahrheit widersprechen. Und dennoch äußerte er sich, in einer seiner etzten Reden, die doch wohl an reife Männer gerichtetet war, welche

mit den letzten geschichtlichen Ereignissen vertraut sein müssen, wie folgt:

„Das französische Volk ist das größte und edelste der Welt. Es „ist nicht nur eine feurige, edelmüthige und tapfere Nation, sondern „sie hat, wenn man ihre Eigenschaften aufzählen will, eine Eigen= „schaft, welche kein anderes Volk besitzt. Sie hat das Gefühl und „und die Leidenschaft für Gerechtigkeit für die ganze Welt. Es ist „ihr Vortheil und zugleich der Fels, an dem sie scheitert, daß sie ein „eigenes Interesse nicht kennt und sich mit so heiligem Eifer dem „Dienste der Gerechtigkeit hingiebt, daß ihre erhabene und ruhmreiche „Geschichte aus lauter Aufopferungen, im Dienste Anderer, besteht. „(Tiefe Erregung von Seiten der Savoyarden.) Warum? Weil „sie keine Nation ist, die Selbsucht kennt, die in Ränken geübt ist, „oder auf Eroberungen ausgeht, Eroberungen, „in des Wortes niederer und roher Bedeutung; es ist weil sie im „Gegentheil Alles Allen gegeben und jederzeit Recht und Freiheit, „als natürliches Erbtheil der ganzen Welt betrachtet hat." Nachdem Gambetta ferner bei den Pflichten Frankreichs, nämlich der Befreiung des menschlichen Geschlechtes verweilte, fügte er hinzu: „Dies ist die „Mission Frankreichs! Aber, ach! Sein Stern ist erblühen, und das „Glück ist ihm untreu geworden. Ich habe die tragischen Anstren= „gungen jenes verzweifelten Kampfes im Gedächtnisse, da das feige „und unedle Kaiserreich uns die Schande als unser Vermächtniß „hinterließ. Wir waren genöthigt, das zerbrochene Schwert aufzu= „nehmen, das allein uns übrig geblieben, und gegen diejenigen zu „kämpfen, welche logen, weil sie, obwohl sie dem kaiserlichen Aben= „teurer allein den Krieg erklärt hatten, ihn gegen ein Volk fortsetzten, „das nach Frieden verlangte."

Hr. Gambetta war frech genug, allgemein bekannten Thatsachen zum Trotz, sich mit solchen Worten an die Savoyarden zu wenden, deren Land einige Jahre vorher mit Frankreich vereinigt worden war, als Entschädigung für einen Krieg, von dem man offen erklärte, daß er einer Idee wegen unternommen sei und bei dem es sich schließlich herausgestellt

daß er einfach des Gewinns halber geführt wurde. Kein Wunder, daß eine tiefe Erregung von Seiten der Savoyarden" zu bemerken war! Da aber Gambetta gesagt, daß Frankreich kein „eroberndes Land", sei und seine ganze „Geschichte" ignorirte, so können wir getrost über die anderen Entstellungen von Thatsachen hinweggehen.

Die schlimmen Elemente des Ruhmesdünkels und der Wahrheitsscheu, sind somit noch immer vorhanden; sie existiren nicht, wie vielleicht anderswo, bloß im Dunkeln, sondern exponiren sich freiwillig den wohlwollenden Augen des Volkes. Wir haben unsere eigenen Mängel hier in England, aber kann Jemand sich einen Candidaten für das Parlament denken, einen Narren ausgenommen, der sich solcher Sprache, selbst einer Versammlung gewöhnlicher Landleute gegenüber, bedienen dürfte, ohne von seinen Zuhörern der Entstellung und Fälschung beschuldigt zu werden. Würde irgend ein Engländer wohl das Verbrechen läugnen, das die Nation am Sclavenhandel beging? Wir haben aber auch, mit ruhiger Ueberlegung, unsere Sclaven zwanzig Jahre früher befreit, als es die Franzosen, in einem revolutionären Fieberanfall, gethan haben.

Nach vielen derartigen Anzeichen und in Uebereinstimmung mit hervorragenden Franzosen können wir den Schluß ziehen, daß Nichtachtung der Wahrheit und jene unverbesserliche Selbsttäuschung, die sogar das Eingeständniß irgend eines nationalen Gebrechens nicht erlaubt, noch heute Frankreich beherrschen.

Natürlich mit Ausnahme der „Unverbesserlichen" aus der Schule des Chauvinismus und der Imperialisten, die nichts Unrechtes sehen, als daß man ein anderes Regiment, statt des Kaiserreiches einsetzen will, geben die besten Schriftsteller Frankreichs das Bedürfniß einer nationalen Reform zu; so sehr auch ihre Meinungen über die Art der Reform auseinandergehen. Royalisten, Republikaner, Conservative und Liberale haben somit die ersten Schritte zur Verbesserung gethan.

Ernst Renan sieht in seinem Werke: Réforme intellectuelle et morale, wie der Titel andeutet, in einer besseren Ausbildung des Geistes und Characters, das wahre Heilmittel. Eine bessere Erziehung

würde ohne Frage manche Uebel beseitigen, aber ihre Wirkungen würden sich erst bei dem nachkommenden Geschlechte, nicht schon bei dem jetzigen äußern können. Herrn Renans Betrachtungen kommen darauf hinaus, daß die repräsentative Regierungs-Form Frankreich Noth thue; er spricht sich für eine constitutionelle Monarchie aus (am liebsten Könige aus dem alten Hause der Capets)*. Der Demokratie, meint er, fehlen die edleren Motive, sie scheint ihm zu Eigennutz und Materialismus geneigt und für Frankreich besonders chlecht geeignet. Allgemeines Stimmrecht † ist nach ihm, gerade die schlechteste Art einer Wahl, da sie nur Mittelmäßiges hervorbringe. „Es „würde der Natur zuwiderlaufen, wenn ein Wahlkörper, dessen intel„lectuelle Höhe kaum dem Verstande eines beschränkten und „unwissenden Menschen gleichkommt, einen aufgeklärten, starken und „mit glänzenden Eigenschaften versehenen Regierungskörper wählen „würde. Wie könnte, bei einer solchen Form der Volkswahl, bei „einer so übel verstandenen Democratie, das Resultat ein anderes „sein, als eine vollständige Degradation der Intelligenz des Volkes. „Der große Wahlkörper, wenn er aus dem ganzen Volke zusammen„gesetzt ist, steht dem gewöhnlichsten Herrscher früherer Zeiten nach. „Der Hof von Versailles ist dem allgemeinen Stimmrecht vorzuziehen, „was die Wahl öffentlicher Beamten betrifft; eine solche Wahlform „würde eine schlimmere Regierung liefern, als die des achtzehnten „Jahrhunderts in seinen schlechtesten Zeiten." Als erprobte Ueberzeugung eines der hervorragendsten Schriftsteller Frankreichs und eines Mannes, der das Experiment erlebt hat, mag sie sogar in England von einigem Nutzen sein, wo das allgemeine Stimmrecht seine Fürsprecher hat. Republikanismus findet keine weitere Gnade in Herrn Renan's Augen. „Schon der Name Republik, ruft eine gewisse „ungesunde democratische Entwicklung hervor," ‡ aber er wünscht eine erbliche Monarchie, die sich auf historische Rechte, statt auf das göttliche Recht stützt § mit einem Parlament und erblicher Aristocratie. Letztere ist bei ihm, in einem militärischen Sinne von bedeutendem Gewicht

* Seite 7, 18. † Seite 45, 6—7. ‡ Seite 69. § Seite 71.

und er glaubt, daß ohne sie Frankreich Preußen untergeordnet bleiben muß. Es muß daran erinnert werden—da es diesen Ansichten besonders Gewicht verleiht—daß Herr Renan ein Liberaler * ist, und wie er selbst sich rühmt, ein Schüler Deutschlands.

Herr Renan geht bei Schilderung der Entartung Frankreichs, des socialen sowohl wie politischen zurück, bis zur Revolution von 1798, als dem ersten großen Schritte zur Erniedrigung im Jahre 1870. Als Frankreich seinen Könige enthauptete, beging es Selbstmord. Die Capets hatten das Königreich in 800 Jahren aufgebaut; sie waren das nationale Band und der Mittelpunkt, welche nicht entbehrt werden konnten. Die Revolution nahm eine falsche Richtung, als sie den Theorien Rousseau's, statt dem practischen Beispiele Englands folgte. Die Revolution von 1830, wenn auch durch die wahnsinnige Handlungsweise des Königs gerechtfertigt, hätte nicht weiter gehen sollen, als daß man den König dazu zwang, die Ordonanzen zurückzuziehen, oder höchsten Falls, den von ihm ernannten Nachfolger anzunehmen. Im Jahre 1848 gaben der König und seine Söhne schwacher Weise einer Pariser Emeute nach,† welche den Wünschen der Nation offenbar Hohn sprach. „Eine Dynastie schuldet der Nation, von der „man annimmt, daß sie dieselbe unterstütze, ein entschiedenes Auftreten, „wenn es sich darum handelt, eine aufrührerische Minorität zum „Schweigen zu bringen. Das unsinnige Gebahren der Männer des „Jahres 1848 war ohne Parallele. Sie gaben Frankreich, wonach es „nie verlangte — allgemeines Stimmrecht." Damals sagte Herr Cousin, indem er sich zu Herrn Renan wandte: „Mein Freund, es ist „dem Volke noch nicht klar, was für ein Verbrechen die Februar-„Revolution des Jahres 1848 war. Der letzte Act jener Revolution „wird vielleicht die Zerstückelung Frankreichs sein." Haben wir das Ende gesehen? so mag man wohl fragen. Davon, wie später Louis Napoleon, die Gewalt an sich riß, und von dem zweiten Kaiserreiche, spricht Herr Renan in denselben Ausdrücken der Verdammung, wie beinahe alle französischen Geschichtsschreiber; aber es hat den Anschein, als tadele er den Kaiser zu viel und das Volk zu wenig—für den Bruch

* Seite 98. † Seite 14.

im Jahre 1870. Er scheint auch zu glauben, daß der nationale Wohlstand, dessen man unter dem Kaiserreich sich erfreute, vielmehr ein Schaden als ein Vortheil war, indem er das Volk demoralisirte und für den Krieg untauglich machte; wenn er es aber darum tadelt, daß es sich gegen seinen Herrscher, im Augenblicke seiner Niederlage wandte, — so wird jener Schriftsteller finden, daß viele Engländer darin mit ihm übereinstimmen. Indem er die Könige Johann, Karl VII., Franz I. und sogar Ludwig XIV. anführt, „welcher sich in eben so „kritischer Lage befunden, wie Napoleon III., kommt er auf den „Schluß, daß ein Land, welches von Revolutionen zerrissen, und von „dynastischen Spaltungen heimgesucht ist, einer großen „militärischen „Anstrengung" nicht fähig ist,* was Napoleon III. hätte wissen müssen. ER konnte eine Niederlage nicht überleben, obgleich Friedrich Wilhelm III. nie fester auf seinem Throne saß, als nach Jena.

Das allgemeine Resultat der Betrachtungen des Herrn Renan über die Ursachen und die Natur dessen, was er die moralische Fäulniß Frankreichs unter dem zweiten Kaiserreich nennt, mag sich folgendermaßen zusammenfassen lassen: Die Democratie hat, indem sie durch allgemeines Stimmrecht wirkte, den moralischen Gehalt des Volkes verringert, und ihm, in den verschiedenen Abtheilungen der Regierung, in seiner Civil- und Militär-Verwaltung, Männer mit geringeren Fähigkeiten geliefert. Auch der materielle Wohlstand, hat dazu beigetragen, den Gemeingeist herunterzustimmen und eine gemeine Selbstsucht zu erhalten. Das allgemeine Stimmrecht,† welches das Uebel herbeigeführt hat, kann nimmer ein Hülfsmittel dafür bieten. Unwissenheit und Eitelkeit, und die irreleitenden Lehren der römisch-catholischen Partei, bezüglich des angeblichen Verfalls der protestantischen Völker,* im Verein mit den unsinnigen Prahlereien der Zeitungen und dem wahnwitzigen Lärmen der Pariser gamins, beschleunigten die Krisis, die also geschildert wird: †

„Es bedurfte eines tieferen Eingehens und eines gewissen Geschicks

* Bestätigt Geschichte, vor allem französische Geschichte, das hier Gesagte?

† Seiten 45 48, 67. * Seite 24. † Seiten 2, 3, 4.

„ für politische und historische Forschungen, um während der letzten „ Jahre zu der Ueberzeugung zu kommen, daß der sittliche Zustand „ Frankreichs ernstlich bedroht sei. Die Uebel jetziger Zeit zu ent= „ decken, ach! dazu braucht man nur Augen zu haben. Das „ ganze Gebilde unserer überspannten Einbildung ist zusammen= „ gefallen, wie die Feenschlösser unserer Träume. Vorurtheil, „ kindische Eitelkeit, Auflehnung gegen Vorgesetzte, Mangel an Ernst, „ Fleiß und Biederkeit, Geistesschwäche; Unfähigkeit, mehr als eine „ Idee zu gleicher Zeit zu fassen; Mangel an wissenschaftlichem Ver= „ ständniß, kindische und grobe Unwissenheit — dies ist, kurz gefaßt, „ der Inhalt der Geschichte des letzten Jahres. Jene so stolze Armee, „ die sich so vieler Dinge vermaß, hat nicht einen einzigen Erfolg auf= „ zuweisen; jene Staatsmänner, die sich ihres Bodens so sicher „ wußten, haben sich verrechnet wie unerfahrene Kinder; jenes ver= „ blendete Ministerium ist der Unfähigkeit überführt worden; der so „ hoch gehaltene öffentliche Unterricht, der sich gegen allen Fortschritt „ stemmte, läßt, wie bewiesen ist, die Intelligenz Frankreichs auf Null „ herabsinken; jene catholische Geistlichkeit, die so laut den niedrigeren „ Standpunkt protestantischer Völker predigte, hat als leidtragende „ Zuschauerin dem Ruine zugeschaut, den sie theilweise verschuldet „ hatte; jene Dynastie, welche so tiefe Wurzeln im Lande geschlagen „ zu haben schien, hatte am 4. September nicht einen einzigen Ver= „ theidiger; jene Opposition, welche in ihren Revolutions=Recepten, „ Heilmittel für jedes Uebel zu haben vorgab, fand sich in einigen „ Tagen so unpopulär, wie die gefallene Dynastie; jene republikanische „ Partei, so voll von jenen traurigen Irrlehren, die man ein halbes „ Jahrhundert hindurch, über die Geschichte der Revolution verbreitet „ hatte, däuchte sich fähig, ein Spiel zu wiederholen, welches vor „ achtzig Jahren gelang, und auch dies nur in Folge einer Reihen= „ folge von Umständen, die von den heutigen sich gänzlich unter= „ scheiden; auch sie war von Täuschungen befangen, wie Jemand, der „ seine Träumereien irrthümlich für Wirklichkeit nimmt. Alles ist „ zerflossen wie eine Vision der Apokalypse — die Legenden gar, hat „ der Todesstreich getroffen: jene vom Kaiserreich ist durch

„ Napoleon III. zu Nichte geworden; die von 1792 hat ihren
„ Todesstreich durch Herrn Gambetta empfangen; die Legende der
„ Schreckensherrschaft (denn auch der Schrecken hatte seine Legende
„ unter uns) hat ihre entsetzliche Parodie in der Commune gehabt.
„ Die Legende von Ludwig XIV. wird nie mehr das sein, was sie
„ einstens gewesen; seit dem Tage, da der Nachkomme des Churfürsten
„ von Brandenburg das Reich Karls des Großen, im Staatssaale zu
„ Versailles wieder aufgerichtet hat. Bossuet allein, hat sich als ein
„ Prophet erwiesen, als er ausgerufen: „Und nun, o, ihr Könige,
„ habt ein Verständniß!"

So ist das Gemälde, welches ein französischer Meister von der Nation entwirft, die, wie die meisten Franzosen und seltsamer Weise nicht wenige Engländer* denken, auf dem europäischen Kontinent die leitende Stimme angeben sollte. Sind „Dünkel, kindische Eitelkeit,
„ Auflehnung gegen Vorgesetzte, kleinliches Gebahren, grobe Unwis-
„ senheit, Mangel an Ernst und biederem Wesen beim Volke, kindische
„ Unfähigkeit bei Staatsmännern, der äußerste Grad von Untüchtig-
„ keit bei Angestellten in der Civil- und Militärverwaltung, Fehl-
„ schlagen von Plänen überall," die charakteristischen Zeichen einer Nation, die von der Natur dazu berechtigt ist, die Oberherrschaft in Europa zu haben? Auf alle Fälle, sind dies nicht die Gedanken Renan's. Er hält zwar fest an der Hoffnung eines Frankreichs, das, nachdem es intellectuell und moralisch eine „Reform erfahren hat" (eine gänzliche Umgestaltung?), jene Stellung wieder einnehmen werde; aber er entmuthigt für den Augenblick alle derartigen Ansprüche.

Wenn nun der Verfasser, nachdem er die gegenwärtigen Uebel Frankreichs beschrieben und ihre Ursachen gekennzeichnet hat, dazu übergeht, Heilmittel anzudeuten, so wird er sicher die Unterstützung aller Derer erlangen, welche Frankreich lieben, ohne dabei die Wohl-

* Engländer nehmen indeß bedachtsam ihr eigenes Land von der Glückseligkeit einer solchen Herrschaft aus; aber sie sollten wenigstens solchen Nationen, die mehr Erfahrung darin haben, und bei der Frage mehr interessirt sind, erlauben, eine entscheidende Stimme abzugeben.

fahrt Europs außer Acht zu lassen. Herr Renan möchte die Franzosen so heben, daß sie sich für die leitende Stelle, die sie zu spielen wünschen, durch eine höhere moralische und intellectuelle Bildung tauglich machten, und daß sie einstweilen dem Ehrgeiz entsagten! „Laßt uns „demüthig sein, vor Allem mißtrauet dem Dünkel. Preußen wandte „63 Jahre an, um sich für Jena zu rächen; laßt uns wenigstens 20 „Jahre anwenden, um für Sedan Rache zu nehmen. Für zehn oder zwölf „Jahre wollen wir uns aller Politik in der Welt enthalten und uns „auf die bescheidenen Arbeiten unserer Reform beschränken. Laßt „uns auf keinen Fall in Revolutionen hineinrennen; laßt uns nicht „ferner glauben, daß es unser Privilegium sei, Europa zu führen; „laßt uns eine Stellung aufgeben, die uns dem allgemeinen Gesetze „ausnimmt. Auf solche Weise ist es unbestreitbar, daß, wenn die „gewöhnlichen Glücksumstände dieser Welt mit uns sind, — wir in „fünfzehn oder zwanzig Jahren unsere Stellung wiedererlangt „haben. Durch andere Mittel werden wir sie nicht wieder „gewinnen."

Ob der französische Schriftsteller darin Recht haben wird, wie die Dinge—seiner Ansicht nach—später ihren Verlauf nehmen werden, oder nicht, die Mittel, die er empfiehlt, das zertrümmerte Glück seines Vaterlandes wieder herzustellen, müssen unsern ganzen Beifall haben. Wir mögen den arrière pensée nach Rache, der hervorguckt, nicht billigen, aber sein Rathschlag ist gut, in demselben Sinne, wie der jenes Vaters in der Fabel, da er seinen Söhnen rieth, nach dem verborgenen Schatze zu graben, der in seinem Garten verborgen sei. Ob auch der Schatz sich nie finden ließ, das tiefe Umgraben machte sich nicht weniger bezahlt; und in derselben Weise möchten zwanzig Jahre wirklichen Friedens — eines Friedens, der nicht durch großartige Rüstungen ebenso drückend ist, wie ein Krieg — ein Frieden, der nicht jeden Augenblick durch eine ehrgeizige und aggressive auswärtige Politik bedroht würde, aus Frankreich das reichste und glücklichste Land machen. Es klingt widersprechend, und doch möchte ein Frankreich, das eines längeren Friedens genösse, wirklich eine Gefahr für Europa werden, so reißend schnell würden die Hülfsquellen des Landes sich

entwickeln und zunehmen. Aber sogar in den Schriften eines Mannes, so philosophisch unparteiisch wie Herr Renan es ist, findet man Anhaltspunkte, um an einem friedlichen Frankreich zu zweifeln. Herr Renan sagt zwar: „Die, welche die Lehre von den natürlichen Grenzen „gepredigt haben," das heißt, Herr Thiers und das ganze napoleonisch gesinnte Frankreich, mit Männern, wie Prevost-Paradol, die durchaus keine Imperialisten sind —„haben kein Recht, sich darüber zu beklagen, „ daß Andere ihnen thun, was sie Andern thun wollten." Und doch denkt Herr Renan nach dem Geständniß, daß Frankreich sein Loos verdient habe, augenscheinlich daran, daß es darnach streben müsse, die beiden deutschen Provinzen, Elsaß und Lothringen, welche es verloren hat, zurückzunehmen. Deutschland wiederum könnte nicht weniger thun (vorausgesetzt, daß seine „Ehre" „von derselben Art und Beschaffenheit ist," wie die seines Nachbars), und so muß Nehmen und Wiedernehmen bis in die Ewigkeit fortgehen.

Wenden wir uns von Herrn Renan und seinen Ansichten über die Ursachen und Heilmittel des französischen Verfalls, zu einem andern französischen Schriftsteller, dem Herrn Grafen A. de Gasparin, so finden wir, daß er ungefähr zu ähnlichen Schlüssen kommt, wenn auch von einem ganz verschiedenen Standpunkte aus. Herr Renan ist, wie Jeder weiß, Freidenker in seiner religiösen Ueberzeugung und liberal, jedoch nicht democratisch. Graf Gasparin ist ein ernster, echter Hugenott und Anhänger Calvins. Beide kommen indeß darin überein, daß Unwissenheit und Dünkel an der Wurzel des Uebels liegen, das sie beklagen, und beide sind der Meinung, daß die römisch-catholische Geistlichkeit größtentheils für die Unwissenheit des Volkes verantwortlich ist. Während jedoch Herr Renan die Uebel Frankreichs hauptsächlich einer politischen Ursache zuschreibt, — einer falsch verstandeneu Democratie * — sucht Herr de Gasparin nach tieferen moralischen Ursachen und glaubt, daß Frankreich in erster Linie durch eine Religion demoralisirt wurde, die in seinen Augen unwahr und verderblich ist. Er läugnet, daß die gegenwärtigen Uebelstände in

* Seite 43.

Frankreich dem Kriege zuzuschreiben seien: † „Hülfslosigkeit existirt, „ehe sie sich zeigt, die Krankheit ist da, vor ihren Symptomen, die Ur„sache einer Niederlage, vor der Niederlage selbst. Man fühlte, „daß alles so kommen müsse; die Lebenskräfte waren im Abnehmen „begriffen, das Leben im Hinschwinden, die Untauglichkeit für Frei„heit nahm mehr und mehr zu. Man fühlte das Herannahen der „allgemeinen Krisis, die nur dem Gedankenlosen unverhofft kam. „Wir hatten keine Bundesgenossen, keine Freunde; Alle hielten sich „ferne von uns. Das Kaiserreich mit seiner herausfordernden „Sprache, seinen schwachen Punkten und dem Fieber der Unsicherheit, „das es so gerne einhauchte, reizte die Nerven der ganzen Welt. Um „unsere Unbeliebtheit zu vervollständigen, kam noch der stets wache „Revolutionsgeist dazu.

„Jeder Fortschritt der Intelligenz war gehemmt. Man frage die „Buchhändler, und sie werden beichten, welche schändlichen Werke „noch immer einige Leser fanden. Oder man durchblättre die Feuille„tons der beliebtesten Journale!

„Unsere größten Bühnenerfolge waren: La belle Hélène oder „la Grande Duchesse de Gerolstein. Jedermann weiß, was „man in den cafés chantants zu hören verlangte.

„Unsere Schulen und Collegien blieben auf dem Standpunkte des „Ordens der Ignoranten-Mönche. Der Lauf unserer Studien, der „sich nicht aus dem alten Geleise herauszuarbeiten wußte, und dem „die Luft der Freiheit entzogen ward, ging allmählig einem kläglichen „Ende entgegen.

„Inzwischen wucherte ein verächtlicher Luxus im Sonnenschein; „man könnte diese Zeit die Benoiton-Tage nennen! Jenes Bois de „Boulogne, das kürzlich niedergehauen wurde, hat es nicht Scenen „des Lasters gesehen, wie man sie vergeblich in andern Ländern „suchen dürfte? Während der Belagerung von Paris tanzten seine „Vertheidiger außerhalb der Wälle und im Angesichte der deutschen „Truppen, freche Tänze und am Morgen, welcher der Räumung von

† La France, nos fautes, nos périls, notre avenir, Seite 1, 2, 3.

„Paris folgte, kündigten die Theaterzeitungen die Fortsetzung des „Frou Frou an!"

In solchen Ausdrücken des Unwillens, spricht Graf Gasparin gegen den nationalen Verfall unter dem Kaiserreich. Nicht geringer ist der Unwille, mit dem er jede Bemäntelung des Krieges, vom Anfange bis zu dessen Ende, verpönt und jeden Vorwand einer Klage, über die natürlichen Folgen desselben, zurückweist*. Er widerlegt die Anklage, daß die deutschen Truppen sich ungewöhnlicher Härte und Grausamkeit schuldig gemacht und bestreitet, daß Frankreich weniger Schuld treffe, als das Kaiserreich. Die Entthronung Napoleons III. betrachtet er recht eigentlich, als einen Act Deutschlands und nicht Frankreichs; man könne dieselbe daher keineswegs zu einem Vorwande machen, um sich der gerechten Strafe, welche dessen Handlungen getroffen, zu entziehen. Er könnte hinzugefügt haben, daß Frankreich den Urheber eines erfolgreichen Angriffskrieges angebetet und nicht abgesetzt hätte. Die Beweisführung, mit welcher er den ganzen „Lügenbau," durch den man die Thatsachen einer unhaltbaren Aggression zu entstellen gesucht hat, gleichsam hinwegfegt, ist mannhaft und läßt keinen Widerspruch zu. Frankreich würde wohl daran thun, die Kapitel seiner Geschichte in Bezug auf diese Punkte, reiflich zu beachten und ein hervorragender englischer Staatsmann könnte daraus lernen, in welch' edelmüthiger Weise, die religiösen Gesinnungen des Königs von Preußen von einem Feinde vertheidigt wurden, der auch einem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermag.

Der irrigen Auffassung des Ruhmes, dem Mangel an Wahrheits-

* Trotzdem Graf Gasparin es bestreitet, daß Frankreich, welches in einem Kriege unterlegen war, dessen Zweck der Raub der Rheinprovinzen gewesen, ein Recht habe, sich darüber zu beklagen, daß ihm das widerfahren, was er seinem Feinde anzuthun gesonnen war, spricht er dennoch einer Neutralisation des Elsaßes das Wort und verwirft die Annection. Was sich gegen den Plan, ein zwischen beiden Ländern liegendes Territorium für neutral zu erklären, einwenden läßt, findet sich in Herrn Thiers Geschichte, welche die gewöhnliche Mißachtung neutraler Rechte durch Napoleon I. stets entschuldigt. Es hält ebenso schwer, zu glauben, daß Frankreich sich abhalten lassen würde, seine verlorenen Provinzen zu annectiren, sobald die Einwohner es wünschten.

liebe und Gerechtigkeit, wie sie so sichtbar in dem persönlichen Charakter Napoleons I. und in dem ganzen Geist des ersten Kaiserreiches, hervortraten, schreibt Graf Gasparin den Mangel an Aufrichtigkeit zu, den er als das charakteristische Merkmal des modernen Frankreichs betrachtet. In seinem ersten Kapitel über Patriotismus und Moral* ist „Nationale Ehre" (deren wahre Idee), „wie wahrer Patriotismus, „falsch aufgefaßt worden ..... Ich habe von einer andern Art „Ehre gehört — von der Ehre, welche verlangt, daß eine Nation „biederen Sinnes sei und mit wachsamem Auge, alles was unwürdig „ist, zurückweist. Ich habe mich getäuscht. Die Ehre, um die es „sich handelt, muß in den Artikeln des Moniteurs des ersten Kaiser„reiches und in der Correspondenz Napoleons I. gesucht werden. „Unverschämte Verläumdung, Verbreitung officieller Unwahrheiten, „Mißachtung der Unabhängigkeit anderer Nationen, das Brechen „feierlicher Versprechungen, den Königen Ludwig und Joseph aus „ihrem Einhalten übernommener finanzieller Verbindlichkeiten ein „Verbrechen zu machen und ihre Sympathien für die Völker, welche „glücklich zu machen, sie geschworen hatten, zu verhöhnen; die „Execution der türkischen Gefangenen zu St. Jean d'Acre (El „Arisch), überall haufenweise und mit kaltem Blute erschießen zu „lassen, um Beispiele zu statuiren; jeden Widerstand mit Füßen „treten, das Individuum niederzuwerfen und in den Staub zu treten, das „ist der wahre Inbegriff derselben. Das einzige Wesentliche dabei ist „der „Ruhm." Ruhm ist das erste und letzte Wort des menschlichen „Verständnisses. Diesem unterworfen, möge Jeder vor der Macht „sich bis zur Erde bücken, mögen die Gesetze des Krieges über das „Gebot des Magistrates, der Geistlichkeit, aller Bürger, aller Mora„lität gehen; möge jede Idee von Gewissen und Freiheit verwischt „werden; möge der Geist der Nation erlöschen; möge die Intelligenz sich „verlieren, was macht dies? Zahlreiche Fahnen sind im Invaliden„dome aufgehängt, die Thore mancher Hauptstadt wurden gesprengt, „viele unabhängige Völkerstämme verwischt. Ruhm ist vorhanden, „so muß auch Ehre dabei sein!

* Vol. I, Seite 19, 20.

„Ruhm, Ehre, Patriotismus dieser neuen Art, täuschten das Volk
„ nur und die, so sich dieser Tugenden rühmen, wetteifern miteinander,
„ es zu betrügen. Das Volk darf die Wahrheit nicht kennen lernen;
„ die Nation darf sich nicht in ihre eigenen Angelegenheiten mischen.
„ Sonderbare Zeiten des allgemeinen Stimmrechts!

„Man denke über die jüngsten Ereignisse nach. Keine Wahrheit
„ in dem Manifest des Herrn Grammont, keine Wahrheit in der
„ Kriegserklärung; während des Feldzuges keine Wahrheit; nach
„ unserer Niederlage keine Wahrheit. Man hat uns wie kleine
„ Kinder, nicht wie Männer behandelt. Männern sagt man die
„ Wahrheit, die, weit davon entfernt, sie zu schwächen, sie stark macht.
„ Das ist ein männliches System, das alle Energie unserer Natur
„ wachruft. Es ist sicher, daß die fünf Monate der Lügen, die wir
„ zu ertragen hatten, unsere Widerstandskraft gelähmt und die ange=
„ borene Kühnheit * der Nation gelähmt haben.“ Es ist eine That=
sache, daß das französische Volk den officiellen und nicht officiellen
Berichten seiner eigenen Landsleute schließlich keinen Glauben mehr
schenkte und die Wahrheit nur bei seinen Feinden suchte oder in den
Correspondenzen der englischen Presse; ja selbst von vielen französischen
Officieren wird angenommen, daß sie ihr Wort gebrochen haben!

* Herr Gasparin sagt in Bezug auf die üble Beurtheilung, die v. Bismarck vom
französischen Volke erfahren hat: — „Wir wollen aus Herrn v. Bismarck keinen Engel
„ machen, aber auch keinen Dämonen. Laßt uns den Moniteur des ersten Kaiser=
„ reiches vor Augen halten und seine Modelle grollender Beredsamkeit über die Treu=
„ losigkeit, Unwahrheit und die zahllosen Schändlichkeiten Pitt's, Minister des infamen
„ Albions lesen. Kein Ungeheuer kam gegen ihn an; Krieg existirte nur durch seine
„ Schuld; ohne ihn würde Napoleon uns sonder Zweifel fortwährenden Frieden gegönnt
„ haben! Und Frankreich glaubte zuletzt alles. Wir bedürfen heute eines im höchsten
„ Grade störrischen Bismarck's wie das erste Kaiserreich eines hassenswürdigsten Pitts
„ benöthigte. Dies dient seinem Zweck und man braucht jene Auslassungen der Einbildung
„ einfach in den Papierkorb zu werfen, wenn sie ihren Zwecken gedient haben...... Was
„ Herr v. Bismarck auch Verkehrtes mag gethan haben, eines ist sicher: wir verlangten
„ eine Beute, man schlug sie uns ab, und wir versuchten es, sie mit Gewalt an uns zu
„ reißen. Daß ein Mephistopheles bei den Verhandlungen seine Hand im Spiele hatte,
„ ist möglich, daß aber unsere Regierung so unschuldig war, wie Gretchen, steht zu
„ bezweifeln.“

Dies könnte sicher niemals vor der Revolution oder dem ersten Kaiserreiche stattgefunden haben. *

Daß das zweite Kaiserreich die vom ersten eingeführte nationale Demoralisation vervollständigte, ist eine Theorie, zu welcher sich die besten französischen Autoritäten bekennen und es ist nicht schwer herauszufinden, warum es so sein muß. Unter jedem der Kaiserreiche war die Wahrheit in Acht erklärt; nachdem das erste Kaiserreich thatsächlich zu Grabe getragen, erfand man ein legendäres Kaiserreich, ein Gebilde französischer Eitelkeit, welches dem zweiten Kaiserreich den Weg bahnte. Da derjenige Theil der französischen Nation, welcher nicht zur Armee gehörte, unter dem ersten Kaiserreiche wenig in Uebereinstimmung war mit dem, was man unter einer „Großen Nation" versteht, und das Preisgeben Napoleons I. von Seiten seiner Unterthanen, sobald sie dies wagen konnten, nicht gerade sehr hochherzig war, so hatte man eine Theorie ausfindig zu machen, was schwer war. Die Schwierigkeit bestand darin: Frankreich hatte sich viel auf seine Freiheit zu Gute gethan und auf die Anstrengungen, welche es gemacht hatte, dieselbe auszubreiten; als aber sein unumschränkter Gebieter sich fest im Sattel fühlte, gab er seinen Unterthanen die Freiheit, daß sie ihre Zunge im Zaume halten und seinen Befehlen nachkommen mußten; was aber Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit betraf, so waren dies Worte, die nicht länger im Munde geführt werden durften. Fünfzehn Jahre lang hielt das eiserne Regiment Napoleons I. jeden anderen Willen nieder, außer dem Eigenen. Als er fiel, ward er verflucht, wie ein Tyrann und von Allen im Stiche gelassen, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen. Aber als er von Beranger und seiner Schule und mehr noch von Herrn Thiers auf den Thron gesetzt wurde, da zeigte sich das Dilemma: „Wenn er ein Tyrann war, so waren die

* Der Artikel in der Edinburger Review, den man Herrn Gladstone zuschreibt, führt „den aufgefangenen Brief eines Officiers von der Armee MacMahons, vom 26. August an": " Partout on pile et on vole, même dans les maisons ; les " villages où nous avons passé sont plus désastrés, qu'ils ne le seraient par " les Prussiens. On se vole aussi dans l'armée, *même entre officiers :* c'est " une démoralisation abominable."

„ Franzosen seine Sclaven gewesen; war aber der „Märtyrer von „ St. Helena" * alles das, was seine Anhänger behaupteten, warum „ gab ihn dann das französische Volk auf?" Das Problem läßt keine befriedigende Lösung zu, aber der angeführte Fall eines Angeklagten in einer englischen Gerichtsverhandlung, scheint einen Ausweg angedeutet zu haben. „Vertheidige dich nicht, sondern schimpfe auf des Klägers Anwalt." England war des Angeklagten Anwalt und während einer Reihe von Jahren schimpfte die französische Presse in einer schmählichen Weise auf England, als dem üblen Geiste, der sich den aufrichtigen, ehrbaren und uneigennützigen Anstrengungen des „Märtyrers" widersetzte, die der ganzen Menschheit zu Gute kommen sollten. Da die Veranlassung zu diesen Schmähungen ganz und gar auf der Einbildung französischer Schriftsteller beruhte, so wurde es bald zur Gewohnheit in Frankreich, die Wahrheit außer Acht zu lassen; während des jüngsten Krieges erreichte das Uebel seinen Höhepunkt. Herr Lemoine sagt von dieser Gewohnheit: „Die erste Ursache von Frankreichs Unglück ist die Unwahrheit gewesen; nicht nur belogen hat man uns, sondern wir haben uns selbst belogen." Auch er klagt die beiden Kaiserreiche der Demoralisation Frankreichs an und spricht bei diesem Anlaß von dem goldenen Zeitalter des Herrn Thiers, während welchem die Wahrheit keineswegs in Blüthe stand: „Prinz Napoleon ist ein Verschwörer, er mag wollen „ oder nicht. Er wollte liberal sein, aber er konnte es nicht; das un- „ heilvolle Blut seines Geschlechtes lehnte sich auf dagegen. Er wollte „ Präsident der Republik sein und dieß auf ehrliche Weise erreichen, „ aber er konnte es nicht. Die verhängnißvolle Fluth seines Namens „ und seiner Geschichte riß ihn unaufhaltsam mit sich und führte ihn „ zum 18. Brümaire und 2. Dezember. Prinz Napoleon sagt, daß „ sein einziges Verbrechen der Name ist, den er trägt. Ja, dem ist so; „ in seinem Namen liegt sein Verbrechen, weil an und für sich jener „ Name ein Verbrechen ist—ein Verbrechen gegen Gerechtigkeit, gegen „ Recht, gegen die öffentliche Moralität, gegen die geschworene Treue, „ gegen Eidschwüre, die man zwanzigmal auf's Neue geschworen hat;

* Welch langes Kapitel von Lügen enthält diese Phrase!

„ ein Verbrechen gegen das Land, über das jener Name nie verfehlt „ hat, Invasion, Zerstücklung und Ruin zu bringen; ein Verbrechen „ gegen die Menschheit, welche Meere voll Blutes für die beiden Kaiser= „ reiche verspritzt hat; und endlich ein Verbrechen gegen die Freiheit, „ welche von den Bonapartes niemals umarmt wurde, ohne von „ ihnen zugleich geschändet und erwürgt zu werden!"

Die Herren Erckmann=Chatrian wollen die Schuld, das Volk durch die Lüge demoralisirt zu haben, halb dem Kaiserreiche und halb der Geistlichkeit zuschreiben. In einem jener bewunderungswürdigen Bilder, durch welche diese Herren jede Klasse der französischen Gesellschaft so naturgetreu wiederzugeben verstehen, lassen dieselben ein Weib, welches dem Durchmasch der preußischen Soldaten durch das Dorf beiwohnt, ausrufen: „Mein Gott! wer hätte geglaubt, daß es so viele Ketzer „ in der Welt gäbe!" Worauf der vermeintliche Erzähler bemerkt: „ Seht, in welcher Unwissenheit man dieses Volk vom Vater auf den „ Sohn erhalten hat, indem man es glauben ließ, es stände allein in „ der Welt; glauben, daß wir Tausend gegen Einen ständen und daß „ unsere Religion die allgemeine wäre. Kurz reiner Unsinn, der durch „ die Lüge allein sich erhalten konnte."

Ob nun dieses Mißachten der Wahrheit—wie verschiedene französische Autoritäten glauben—die natürliche Folge der Erziehungsweise der französischen Geistlichkeit, oder—wie dieß bis zu einem gewissen Punkte wirklich der Fall—eine Tradition des ersten Kaiserreiches, oder schließlich das Gesammtresultat beider Ursachen sei, festgestellt muß werden, daß es eine höchst bedauerliche Thatsache und mehr als alles Andere, mit der Zukunft Frankreichs verflochten ist. Mit der Wiederaufrichtung unseres ganzen politischen Baues und der Wiederherstellung unserer zerrissenen socialen Verhältnisse beschäftigt —dabei ohne nationales Vertrauen in irgend eine Regierungsform— mit geringem Glauben an Religion—im Angesichte der Trümmer unserer theuersten Traditionen—was bleibt da noch, worauf wir bauen könnten, wenn auch die Liebe zur Wahrheit verloren ist? Da die Propheten der Hebräer den politischen, moralischen und materiellen Ruin ihres Volkes beklagten, schienen sie den Höhepunkt seiner Trübsal,

damit ausdrücken zu wollen, indem sie in die Klage ausbrachen: die Wahrheit „ist in die Straßen gefallen, und Gerechtigkeit kann nicht einziehen.“ Ein Engländer mag sich viele Unglücksfälle denken, welche sein Vaterland bedrohen könnten; wäre er aber mit Bischof Dupanloup zu der Ueberzeugung gelangt, daß „die Wahrheit von fast jedem Herde vertrieben,“ so würde er dieß als die Auflösung der Gesellschaft und den nationalen Verfall betrachten.

Daß die Gesellschaft—wenn nicht gänzlich aufgelöst—doch nur von schwachen Banden zusammengehalten ist und die Regierung nur auf Grund eines provisorischen Uebereinkommens in Frankreich existirt, ist nur zu klar. Daß Frankreich sich aus seiner augenblicklichen Erniedrigung erhebe, durch seine Leiden geläutert, demüthiger, weiser, glücklicher und beständiger gemacht, das muß der Wunsch aller Engländer sein. Ob und wann dieß der Fall sein wird, das geht über menschliche Voraussicht hinaus; sicher aber ist, daß mit einer Nation, die sich in einem Uebergangsstadium befindet, wo jede Form innerer und auswärtiger Politik möglich ist, keine sichere Allianz zu schließen ist. Einigen Engländern widerstrebt es, ein Bündniß mit einer andern Nation aufzugeben, so lange dieselbe gerade vom Mißgeschick verfolgt ist; in Wahrheit aber existirt, im eigentlichen Sinne des Wortes, kein Bündniß.

Glücklicherweise hat Frankreich durch sein eigenes Betragen England von jedem Schatten einer moralischen Verpflichtung, bezüglich der Vergangenheit befreit. Als die letzte französische Regierung durch den belgischen Verrath, ein geheimes Bündniß gegen uns in Vorschlag brachte, ließ es uns volle Freiheit (sogar geheimerweise) einen zuverlässigeren Bundesgenossen ausfindig zu machen. Von irgend welchen Ansprüchen, die aus der Geschichte der englisch-französischen Allianz hervorgehen könnten, wird in einem andern Kapitel gesprochen werden. Man wird daraus ersehen, daß während eines großen Theiles der Dauer des englisch-französischen Bündnisses, welches dem Namen nach die beiden Länder verband, die Stimmung des französischen Volkes England gegenüber eine bittere und feindselige war. Sogar das klare Interesse Frankreichs, verhinderte die Regierung nicht, ihren Bundesgenossen gegenüber, bei mancher Gelegenheit, falsches Spiel zu treiben;

mehr als einmal wurde die allgemeine Animosität gegen England dazu gebraucht um ungebührliche Concessionen zu erlangen. Dies bittere Gefühl verlor sich zwar allmählich unter dem zweiten Kaiserreiche, blieb aber, wenn auch nicht auf der Oberfläche, so doch wenigstens tief im Innern der Herzen ruhend, zurück; im Jahre 1861 lebte es in den Gemüther der Masse wieder auf, und erwies sich als ein tiefes traditionelles Gefühl.

Herr Grant Duff * sagt: „Wir glauben, daß auf der Freundschaft „Frankreichs und Englands die Wohlfahrt unseres Zeitalters beruht; „wir glauben, daß ein Krieg mit Frankreich mehr dazu beitragen „würde, die Resultate der Civilisation in Gefahr zu bringen, und ihre „Verbreitung aufzuhalten, als irgend etwas, das man anführen „könnte. Wir gestehen bereitwilligst ein, daß die französische Re„gierung bei den Unterhandlungen über den Handelsvertrag ein feines „Gefühl für Ehre und hohe Courtoisie an den Tag legte. Wir „wissen, daß unsere freundlichen Gefühle von vielen Personen aller „Gesellschaftsklassen in Frankreich getheilt werden. Wir wissen, daß „der Kaiser selbst, sie mit einem gewissen Vorbehalt erwiedert, aber wir „wissen auch, daß die Massen in Frankreich sie nicht erwiedern! *Wir „wissen, daß Haß gegen England unter der Land„bevölkerung und in der Armee tiefe Wurzeln „geschlagen hat. Wir wissen, daß die Bedenken „der Aufgeklärten, ja selbst die Wünsche des „Kaisers zu jeder Stunde ihren Werth verlieren „könnten, wenn die öffentliche Stimme laut „nach einem Kriege gegen England verlangte.* „Und wer weiß, ob die öffentliche Stimme nicht nach einem solchen „Kriege verlangen würde, wenn es England einfiele, irgend einen „der tollen Pläne Frankreichs — wie zum Beispiel den Benedetti„Anschlag — zu durchkreuzen?" So schrieb Herr Grant Duff im Jahre 1861, aus eigener persönlicher Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs und ihrer Vertreter; nur wenige Menschen haben fremde Länder mit gleicher Gewissenhaftigkeit oder größerem

* *Elgin-Reden* von Mountstuart, Grant Duff, M.P.

Erfolg studirt. Er hatte die Gewohnheit, in seinen Reden an seine Wähler (schlaue und wahrscheinlich gebildete Schotten) allgemeine Gegenstände—häufig auswärtige Fragen—zu behandeln, und sich auf den oft gewagten Versuch einzulassen, ihren Ausgang vorher zu bestimmen. Es ist bemerkenswerth zu sehen, wie oft die jüngsten Ereignisse diese Prophezeihungen zur Wahrheit gemacht haben.

Wendet man sich von dem unbeständigen und vulkanischen Frankreich zu dem soliden und beharrlichen Deutschland, so fühlt man sich von jeder Furcht befreit, daß in Folge eines plötzlichen Scenen-Wechsels die Voraussetzungen von heute sich nicht auch auf morgen anwenden lassen könnten. So wie Deutschland heute ist, war es wesentlich vor vielen Jahren, und wird, so mögen wir wohl glauben, noch nach Verlauf vieler Jahre sein. Bezüglich seiner politischen Beschaffenheit haben in der That große Veränderungen stattgefunden; Veränderungen jedoch, welche die Deutschen lange, zu ihrer Sicherheit und durchaus nicht zu ihrem „Ruhme“ als nothwendig herbeigewünscht, und worüber sich zu freuen, sie jüngst die besten Gründe hatten. Blicken wir auf Deutschland als ein Ganzes, so steht es Engländern oder Ausländern nicht an, darüber zu entscheiden, in welcher Beziehung die einzelnen Theile zu einander stehen sollten. Wenn es beim österreichisch-ungarischen Kaiserreiche sich herausgestellt, daß es andere Interessen hatte, als das übrige Deutschland, so war es streng genommen eine deutsche Frage, ob man Oesterreich-Ungarn vom deutschen Reiche trennen sollte oder nicht. Das Gleiche gilt für Hannover, Hessen-Kassel oder Nassau; wenn deren Unabhängigkeit die Consolidirung und die daraus entspringende größere Sicherheit des großen deutschen Staatswesens hinderte, so war es Sache der Deutschen, darüber zu entscheiden, ob jene Länder ihre Selbstständigkeit behalten oder verlieren sollten. Das Verfahren gegen die Fürsten, die ihr Land eingebüßt haben, mag hart gewesen sein—in der That, war es dies—wenn aber ihre Unabhängigkeit, wie es möglich war, den Franzosen einen Stützpunkt in Deutschland gegeben hätte, so war das für die Deutschen genug. Ihre erste Pflicht gegen sich selbst war, eine Invasion zu verhüten. Die Invasion Dänemarks—ebensowohl der Act des friedlichen Oesterreichs wie des ehr-

geizigen Preußens—erregte den edlen Unwillen der Engländer; mag uns dieser Angriff aber auch ungerechtfertigt erscheinen, die Deutschen betrachteten ihn geradezu als einen Krieg für die Befreiung ihrer Landsleute und Vertheidigung eines constitutionellen Rechtes. Sicher lag sein Ursprung nicht im Ehrgeize oder in der Gier der Könige nach Landerwerb, sondern in einem tiefgewurzelten Glauben des deutschen Volkes, daß seine deutschen Brüder in Schleswig-Holstein ihrer gesetzlichen Rechte durch Dänemark beraubt worden seien. In seinem Ausgange wandte sich der „Professorenkrieg," wie man ihn nannte—indem gelehrte Professoren der Geschichte und des bürgerlichen Rechtes dazu gedrängt hatten – zu Gunsten Preußens und Territorien wurden behalten, die man hätte zurückgeben sollen, die sogar jetzt noch zurückgegeben oder rechtlich verkauft werden sollten. Aber selbst den dänischen Krieg kann man nicht als Beweis anführen, daß das deutsche Volk Krieg liebt oder ihn wie Frankreich führen würde, um ein begehrtes Land an sich zu reißen.

Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches war natürlich eben so sehr Sache der Deutschen, als die Wiederherstellung des französischen Kaiserreiches Sache des französischen Volkes sein würde, und doch finden wir englische Geschichtschreiber von Gewicht und Ansehen, die dieses Recht bestreiten und davon sprechen, als bedrohe es den Frieden und die Unabhängigkeit Europas.

Sir A. Malet, der vielleicht schon berufshalber einer Conföderation das Wort sprach, die so vielen Diplomaten das Brot sicherte, betrachtete die Herstellung eines Deutschen Kaiserreichs als eine Ungeheuerlichkeit, voll von Gefahren.

Seiner Ansicht * nach, war der Deutsche Bund ein Meisterstück politischer Geschicklichkeit und sein Umsturz ein verwegener Bruch des Wiener Vertrages. Wenn jedoch Sir A. Malet gefragt würde, ob er wohl, falls er eine Karte Europas *ab initio* zu entwerfen hätte, zwischen zwei großen aggressiven Mächten (Frankreich und Rußland) einen Bund uneiniger selbstständiger Staaten placiren werde, so würde er sicher „Nein" sagen. Im Jahre 1815 hatte man die bestehenden

* Der Umsturz der deutschen Conföderation 1866.

Rechte kleiner Souveräne zu beachten, und so blieb anstatt eines starken Staates, wo ein solcher vorzüglich Noth that, eine Anzahl kleiner Staaten erhalten. „Es sollte und wird von Geschichtschreibern be„achtet werden, daß man bei diesen Institutionen einen doppelten „Zweck hatte :—Die Erhaltung der Ruhe im Innern Deutschlands „und das im Schachhalten Frankreichs. . . . Beide Ziele wurden ein „halbes Jahrhundert hindurch gesichert."

Daß Frankreich derselben Meinung, ist ebenso sicher, als daß es Deutschland aus denselben Gründen nicht ist. Der Deutsche Bundesstaat war wie einer der vielen Papier-Constitutionen des Abbé Siégès —ein scharfsinniges Machwerk, ausgezeichnet in Theorie und ganz passend für Zeiten politischer Ruhe. Nach dem Frieden von 1815 bedurfte Europa des Friedens und erhielt denselben auch. Warum? Weil, wie es gerade ein Jahrhundert früher der Fall gewesen, Frankreich gründlich geschlagen und gedemüthigt worden war—ersichtlich das beste Mittel, Europas Ruhe zu sichern. Als aber Frankreich in einem Rückfall seiner Fieberanfälle im Jahre 1848 diese Epoche der Ruhe abgeschlossen hatte, und Europa in politische Wirbel hineinzog, da fand es sich, daß die Maschinerie der Conföderation nicht arbeiten wollte. Der Antagonismus Oesterreichs und Preußens trat immer mehr hervor; die Frühgeburt des Congresses von Frankfurt besserte den Zustand der Dinge nicht und wäre Friedrich Wilhelm nicht ein höchst friedliebender Monarch gewesen, so hätte man leicht den Krieg von 1866 einige Jahre früher erleben können.

Als die Zwischenfälle des dänischen Krieges, die Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen zu Thätlichkeiten übergehen ließ, da wurde es bald klar, daß ein Leib nicht zwei Köpfe haben könne, wie groß derselbe auch sein möge. Preußen war der entschlossenere Theil, da es vielleicht bestimmtere politische Ziele hatte. Oestreich (das formell in seinem Rechte war) bemühte sich, die Maschinerie des Deutschen Bundes gegen Preußen arbeiten zu lassen. Preußen, das sich auf seine militärischen Einrichtungen stützte, besiegte Oestreich und den Deutschen Bund bei Sadowa. Da hierdurch dem Deutschen Bunde Gewalt angethan wurde, so hatte das Deutsche Volk ein Recht, sich zu beklagen, was es

jedoch keineswegs gethan hat. Die Abmachungen von 1815 hatten für die Deutschen entfernt nichts Heiliges, während die Sicherheit des Territoriums ihre erste Sorge war. In den Bestimmungen des Wiener Vertrages hatte man der Würde der kleinen Fürsten (deren einige ihre Krone Napoleon verdankten) in gleichem Maße zu gedenken, wie der Interessen ihrer Unterthanen, welche durchaus nicht immer identisch waren. Viele wurden zwar „mediatisirt,“ allein es blieben immer noch mehr übrig, als die Stärke und Festigkeit der Deutschen Macht wünschenswerth erscheinen ließ.

Es spricht schon zu Gunsten der Auflösung des Deutschen Bundes und der Herstellung der preußischen Hegemonie im Jahre 1866, daß Deutschland unter seiner neuen Organisation im Stande war, den Angriff Frankreichs 1870 abzuweisen. Man mag einwenden, daß dieser Angriff seinen Ursprung in der Eifersucht hatte, welche jene Organisation Frankreich einflößte; sicherlich unterschreibt aber England nicht die Doctrin, da „Frankreich ein rechtlich begründetes Interesse“ in der Schwäche seiner Nachbarn habe.

Die Anschauungen jenes Theils der öffentlichen Stimmung in England, der Deutschland feindlich gegenübersteht und Frankreich günstig gesinnt ist, sind mit Geschick in der Edinburger Review vom April 1871 vertheidigt. Jener Artikel, der die Frage vom geschäftlichen Standpunkte aus betrachtet, zeigt, daß die Macht des alten heiligen römischen Kaiserreiches der Freiheit stets abgeneigt war, und daß die verschiedenen Staaten, aus dem es bestand, immer gegen jene Macht im Kampfe lagen. Wenn dieß aber bei dem „Reiche“ zutrifft, das damals überaus mächtig war und die Eifersucht von Europa, durch seine bedeutende räumliche Ausdehnung und seine gewichtigen Ansprüche auf allgemeine Oberherrschaft erregte, so läßt es sich kaum auf das neue Deutsche Kaiserreich anwenden, dessen Gewicht, außer im Kriege, sehr begrenzt ist.

Das Vorhandensein einer überlegenen Macht schließt die Möglichkeit der Gefahr ein, die aus ihr hervorgehen kann, wenn sie mißbraucht wird; aber für Deutschland lag die Wahl zwischen einem anerkannten Oberhaupte im Lande selbst, oder der Schwäche nach außen hin. Bei den

Erfahrungen, die Deutschland früher und in der jüngsten Zeit bezüglich französischer Angriffe gemacht hat, ist es kein Wunder, daß es sich für jene Einigkeit entschied, welche gleichbedeutend mit Stärke ist. Die Aufrichtung der Kaiserwürde war nicht nur im Einklange mit der Vergangenheit, sondern zugleich die natürliche Form, die man der Autorität über untergeordnete Souveraine verleihen mußte. Beweisen, daß das neue Reich vom alten durchaus verschieden ist, heißt noch lange nicht, Etwas zum Nachtheile des Neuen anführen.

Die Review fährt fort, (Seite 473) „Auch ist die Veränderung „keine Sache, der Europa gleichgültig zusehen kann. Der Bund von „1815 war wesentlich ein Bündniß defensiver Natur. Es ist wahr, „daß er keinen „Angriffskrieg" hätte unternehmen oder führen können, „(ein gewichtiges Zugeständniß der Schwäche für irgend welchen „Zweck) aber wir sind berechtigt zu behaupten, daß keinem aus- „wärtigen Staate je in den Sinn kam, ihn anzugreifen. Die ver- „einigte Kraft Oesterreichs und Preußens mit ihren schwächeren „Bundesgenossen bildete eine Macht, welche Frankreich fünfzig Jahre „hindurch in Schach hielt. Von Napoleon III. ist die Aeußerung „bekannt, daß er sie nie gemeinsam angreifen könne. Er schlug „Oesterreich einzeln, er glaubte, wenn auch sehr irrthümlich, in der „Lage zu sein, gegen Preußen Krieg führen zu können. So lange „aber der Bund existirte und von den Großmächten Europa's unter- „stützt wurde, die an seiner Erhaltung—seiner defensiven Eigenschaften „wegen—auf's Höchste interessirt waren, war auch die Stellung „Deutschlands eine unangreifbare."

Es wird dem Leser klar sein, daß die Sicherheit Deutschlands, die Sicherheit aller seiner Theile einschließt; und daß, wenn Napoleon III. 1859 im Stande war, Oesterreich anzugreifen und zu schlagen, ohne daß der Bund demselben irgend welchen Beistand leistete, die Thatsachen dieser Theorie widersprechen. Natürlich zog Frankreich es stets vor, Deutschland stückweise anzugreifen, statt das Ganze; aber wie Preußen und die kleineren Staaten Oesterreich im Jahr 1859 keine Hülfe leisteten,

so dürfte der Bund wahrscheinlich im Jahre 1870 Preußen seinem Schicksale überlassen haben. Ein durch die Großmächte Europas geschützter Bund hätte natürlich Deutschland hinreichende Sicherheit verliehen; aber es kann weder mit Gewißheit noch mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß eine solche Unterstützung würde geleistet worden sein; und Deutschland hatte ein Recht auf unbedingte Sicherheit.

Die Edinburg Review und Quarterly geben gleichfalls jenem Verdachte gegen Preußen Ausdruck, der viele Engländer besorgt macht, und der, wenn man auf die preußische Geschichte zurückblickt, nicht ganz ohne Begründung erscheint. Seine Geschichtsannalen weisen fortwährende Erwerbungen von Territorium auf, bei welchen die Rechte Anderer oder die Grundsätze der Moralität nicht immer die wünschenswerthe Berücksichtigung gefunden; sogar im jetzigen Jahrhundert (während des großen europäischen Krieges) hat kein Land, mit Ausschluß von Frankreich, das Völkerrecht rücksichtsloser verletzt. Selbst die Demüthigung von Jena war nicht gänzlich unverdient, wenn auch die empörende Tyrannei Napoleons, Europa das frühere Betragen Preußens vergessen ließ. Es besteht jedoch zwischen der Geschichte des preußischen Länderraubes und der Geschichte des revolutionären und napoleonischen Frankreichs der Unterschied, daß es keinem, noch so patriotischen, preußischen Geschichtsschreiber eingefallen wäre, die Verbrechen seines Landes als „leidenschaftliche Ergüsse der Gerechtigkeitsliebe," als „edelmüthige Freiheitsopfer" und andere unnennbare Tugenden anzuführen. Eine solche Sprache ist fortwährend von französischen Schriftstellern, anläßlich der revolutionären Kriege geführt worden, in welchen Frankreich die Länder, denen es zu Hülfe gekommen, sowie jene, die es angegriffen, auf's Unparteilichste plünderte* —die republikanische Schweiz und Venedig—die Monarchien Sardinien und Toscana oder die Kirchenstaaten. Dieser Unterschied ist von Bedeutung, da jede Hoffnung auf einen europäischen Frieden verschwände,

* Im Jahre 1798 schickte die Regierung der französischen Republik, ohne sogar einen Vorwand zu einem Kriege zu haben, eine Armee ab, um die Bundeskasse der neutralen Schweiz in Bern zu plündern; die gestohlene Beute war geringer als man

wenn wir es erleben müßten, daß preußische Geschichtsschreiber sich zu chauvinistisch-französischen Ansichten, über die dunklen Seiten ihrer Geschichte bekehrten. Da aber gerade die höhere Erziehung, das ruhigere Urtheil und die Wahrheitsliebe, welche in Deutschland vorherrschend sind, diese unmöglich machen, so ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Kaiser Wilhelm je Napoleon I. nachahme. Selbst die unvergleichlichen Siege des letzten Krieges haben den gebildeten Preußen den Kopf nicht verdreht; noch haben sie Selbstachtung und Freiheit über der Bewunderung siegreicher Generale aus den Augen verloren. Als Moltke—anerkannter Maaßen der erste Stratege seiner Zeit—Werder und Manteuffel sofort nach ihren Triumphen, vor die Wähler von Berlin traten, wählte man sie nicht. Ihre unschätzbaren Verdienste gab man zu; aber es gibt höhere Erwägungen als bloße Dankbarkeit gegen Individuen. So finden wir die prunklose Wahrheitsliebe und den ruhigen Ernst des deutschen Charakters auch hier wieder. Die ununterbrochene Reihe von Erfolgen, welche man erzielt hatte, trugen so sehr das Gepräge von Resultaten wohl combinirter Berechnungen, daß allgemein behauptet und geglaubt wurde, von Moltke habe das Ganze im Voraus entworfen. Die Versuchung, die Welt in jener Illusion zu belassen, siegte jedoch nicht über die Liebe zur Wahrheit. Der Antheil, welchen günstige Zufälle an den gewünschten Resultaten gehabt, ist offen zugegeben, und dabei ausgesprochen worden, daß die Kette ununterbrochener Erfolge bei mehreren Gelegenheiten dem Mißlingen viel näher gewesen sei, als sogar die Franzosen selbst geglaubt hätten. Der Kontrast zwischen Deutschland und Frankreich in dieser Hinsicht ist großartig und lehrreich. Kriege veranlassen häufig neue Kriege; und es ist natürlich anzunehmen, daß ein Krieg, der nicht nur in seinen militärischen Erfolgen glücklich war—zuweilen sehr nichtige Vortheile—sondern an mehr greifbarem Gewinne, den Dämon der Aggression erwecken möchte. Allein die schlimmsten moralischen Wirkungen des

---

erwartet hätte. In Italien bereicherten sich die französischen Generale ohne Gewissensscrupel; außer der unermeßlichen Contribution an Geld und Kunstwerken, die man den Freunden abgenommen, welche man „befreit" hatte, &c. Siehe Lanfrey's Geschichte Napoleons I. General Bonaparte scheint eine achtbare Ausnahme gemacht zu haben.

Sieges sind unmittelbar nach demselben am besten wahrzunehmen; wir haben bis zum heutigen Tage nichts dergleichen bemerken können. Alle diejenigen, welche sich gerade in Deutschland befanden, als die Truppen, die Frankreich in sechs Monaten erobert hatten, heimkehrten, werden die ehrliche und schlichte Freude nicht vergessen, mit der dieselben empfangen wurden, eine Freude, der jede eitle Ueberhebung und Prahlerei fremd war. Einfache Bogen von grünen Zweigen und Blumen wölbten sich über die Straßen, auf denen die Soldaten erwartet wurden, und eine einfache Inschrift „Unsern heimkehrenden Kriegern" oder vielleicht „Soldaten" mit dem wohlverdienten Zusatze „tapfern" war der schlichte Tribut ihrer Mitbürger. Die nationalen Banner waren natürlich entfaltet, die Tricolore jedoch, woran es in Deutschland nicht fehlen konnte, wurde mit Bedacht ferne gehalten. Selbstverständlich folgte des Abends Tanz und Musik; aber es war das Bewillkommen des verdienten Bürgers, das man festlich beging, nicht der Triumph des Siegers. Es wurden keine neuen Namen und Wörter, als Erinnerungen an den Sieg erfunden: die Deutschen besitzen weder eine „Suppe à la Metz," Haché à la Sedan, noch ein „Consommé à la Paris." Wir hören nichts von „unsterblichem Ruhme," heroischer „Hingebung" oder einem „bewundernden Weltall." Wenn in den ersten Momenten natürlich gehobener Stimmung sich so viel Bescheidenheit zeigt, so verspricht dies Gutes für die Zukunft. Die Deutschen sind überdieß ein ernstes, gebildetes und religiöses Volk; und obgleich in Preußen eine „militärische Kaste," wie man sie genannt hat, existirt, die den Krieg lieben mag, so gibt es Millionen von Deutschen, die den Frieden lieben, ihr Leben im Kreise ihrer Familien verbringen und ihr Brod durch ehrbaren Fleiß verdienen wollen. Unsere deutschen Stammverwandten haben zu viel von unserem eigenen Blute, um es wahrscheinlich erscheinen zu lassen, daß sie sich je—als ein Volk—dem Kriegsleben hingeben werden. Die Eigenschaften, welche vorzugsweise ein Volk zu Kriegen geneigt machen, sind Eitelkeit, Unbeständigkeit, Liebe zur Ungebundenheit und Trägheit. Dies sind keine Fehler der Teutonen; keiner wird die Deutschen derselben beschuldigen, welche anderen Fehler sie auch haben mögen.

Es gibt nicht viele Franzosen, die fähig wären, die Fehler ihres eigenenen Volkes einzugestehen oder die Tugenden einer rivalisirenden Nation anzuerkennen; Einem aber war officiell die Aufgabe zugefallen, die Wahrheit zu sagen, der zugleich die Fähigkeit hatte, sie klar zu erkennen und die Kühnheit, sie auszusprechen. Er schreibt über Preußen und Frankreich folgendermaßen:—

„Wiederum muß man, wenn man auf die sittlichen Zustände der „streitenden Länder blickt, zugeben, daß Preußen nicht nur vorsichtiger „und wachsamer, sondern auch, daß sein Volk das am höchsten gebil„dete und best-disciplinirte der Welt ist. Wer wird, der hier (in „Berlin) gelebt hat, läugnen, daß die Preußen patriotisch, energisch „sind und voll Jugendkraft strotzen, daß sie unverdorben von sinnli„chen Lüsten sind, Manneskraft und ernste Anschauungen besitzen, „und es nicht unter ihrer Würde halten, aufrichtig das zu verehren, „was edel und groß ist? Welch traurigen Contrast bildet in all „diesem Frankreich! Indem es sich über alles lustig gemacht, hat es „die Fähigkeit verloren, irgend etwas zu achten. Tugend, Familien„leben, Patriotismus, Ehre, Religion werden einem frivolen Ge„schlechte als passende Gegenstände der Spottsucht hingestellt. Die „Theater sind Schulen für die Schamlosigkeit und Unzüchtigkeit ge„worden. Tropfenweise hat man das Gift in das Mark einer un„wissenden und entnervten Gesellschaft fließen lassen, der weder die „Einsicht noch die Energie geblieben ist, ihre Institutionen zu ver„bessern, noch—was der erste nothwendige Schritt wäre—das Ver„langen nach einer besseren Erziehung und höheren Sittlichkeit.. Die „edlen Eigenschaften der Nation sterben eine nach der andern aus. „Wo ist die Hochherzigkeit, die Loyalität, der Zauber unserer Intelli„genz, unser ehemaliger Geistesaufschwung geblieben? Wenn dies „fortgeht, so wird die Zeit kommen, wo die edle französische Race nur „durch ihre Fehler bekannt sein wird. Und Frankreich hat keine „Idee davon, daß, während es sinkt, ernstere Nationen ihm den Vor„sprung abgewinnen, es auf der Bahn des Fortschrittes ausstechen, „und ihm eine secondäre Stellung in der Welt bereiten? Ich „wünschte, einige aufgeklärte und vorurtheilsfreie Franzosen,

„ kämen nach Berlin und studirten dieses Land. Sie würden bald
„ entdecken, daß sie in der Mitte einer kräftigen, ernsten und intel=
„ ligenten Nation wohnten, zwar aller edlen und zarten Empfindungen
„ sowie alles edlen Wesens ermangelnd, aber im Besitze aller soliden
„ Tugenden, und gleich hervorragend durch unermüdlichen Fleiß,
„ Ordnungsliebe, Oekonomie sowohl, als durch Vaterlandsliebe, ein
„ strenges Pflichtgefühl und jenes Bewußtsein persönlicher Würde, das
„ bei ihm so glücklich vermischt ist mit Achtung vor den Behörden und
„ Gehorsam gegen das Gesetz.

„Sie würden ein Land sehen mit festen, gesunden und moralischen
„ Institutionen, dessen höhere Klassen ihres Ranges würdig sind; die
„ im Besitze des höchsten Grades von Bildung, sich dem Staatsdienste
„ widmen, und durch das Beispiel des Patriotismus, das sie geben, den
„ Einfluß zu wahren wissen, der ihnen rechtmäßig zukommt. Sie
„ würden einen Staat finden mit ausgezeichneter Verwaltung, wo alles
„ an seinem rechten Orte ist und wo die bewundernswürdigste Ordnung
„ in jedem Zweige des socialen und politischen Systems herrscht.

„Man kann Preußen mit einem massiven Baue vergleichen von erha=
„ benen Verhältnissen und erstaunenswerther Solidität, der, obschon
„ er nichts besitzt, was das Auge ergötzt oder zum Herzen spricht, uns
„ durch seine Symmetrie imponiren muß, die sich an seinen breiten
„ Fundamenten sowohl, als am starken und schirmenden Dach zeigt."

Dies ist die Ansicht des Baron Stoffel, des militärischen Attaché der französischen Gesandtschaft zu Berlin; allein seine Warnungen wurden von denen überhört, die da glaubten, daß es genüge, Franzose zu sein, um Schlachten zu gewinnen. Warum nicht? Ist dies nicht die Lehre, die Thiers, „der nationale Geschichtsschreiber Frankreichs," seinen Landsleuten zu ihrem Verderben gegeben hat?

Wir können nicht umhin, in dem obigen, von keiner Freundeshand, entworfenen Gemälde, die Hauptzüge eines zur Größe bestimmten Landes zu erkennen. Manche Reize, die man anderswo findet, mögen fehlen, aber wir finden die Spuren jener strengen, herben, aufrichtigen Characterzüge der alten Teutonen, die dem Angelsachsen nicht fremd oder abschreckend erscheinen sollten? Wenn England von Eroberungen,

Revolutionen und Entartungen verschont bleibt, so ist schwer zu sagen, wie viel es hierfür dem Teutonenblut zu danken hat?

Zeigten im letzten Kriege die Deutschen nicht dieselbe Zähigkeit, denselben ruhigen, entschlossenen Willen, dieselbe Hingabe für Pflicht, „nicht Ruhm," wie sie die Geschichte Englands aufzuweisen hat? Würden Engländer, während der Belagerung von Paris, ihre Stammverwandten außerhalb oder innerhalb der Wälle erkannt haben? Nicht aus Neid ist diese Frage gestellt, sondern weil große Begebenheiten die nationalen Eigenthümlichkeiten hervortreten lassen und die beste Gelegenheit zu Vergleichungen bieten. Keinen stärkeren Gegensatz könnte man sich denken, oder einen, der den nationalen Character besser zeigte, als der von den Vertheidigern von Paris und seinen Belagerern gebotene und wir haben den Vortheil, den Eindruck zu kennen, den unparteiische Zuschauer davon zurückgebracht haben.

Auf der einen Seite eine Stadt mit zwei Millionen Einwohnern, die Auslese Frankreichs, die Franzosen der Franzosen, oder, nach Victor Hugo, die Blüthe der Humanität. Beginnend mit weniger als 100,000 disciplinirten Soldaten und Matrosen, und einer ungenügenden Anzahl von Feldstücken und Musketen, schuf französisches Genie und Energie in drei Monaten eine Armee von 400,000 Mann mit Ueberfluß an Artillerie und aller erforderlichen Montirung! Alles, was Kunst und unermüdlicher Fleiß thun konnte, um Paris uneinnehmbar zu machen, wurde gethan. Keine Nachricht von Niederlagen, mochten sie noch so vernichtend und gleichförmig lauten, entmuthigte die Einwohner oder erschütterte ihre Beharrlichkeit. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, die Hungersnoth starrte ihnen ins Gesicht, aber Paris war unerschütterlich. Mehr noch; die Hefe und der Auswurf der Stadt, Menschen, die, als die Belagerung vorüber war, zeigten, welcher Verbrechen sie fähig waren, schienen an nichts zu denken, als an ihren Patriotismus, so lange derselbe währte, oder wenigstens so lange noch Hoffnung vorhanden war. Alle Stände und Classen standen Schulter an Schulter auf den Wällen, und keiner dachte an Gefahr oder Mühsal.

So weit war alles bewunderungswürdig und kein Engländer konnte bei dem Schauspiel ungerührt bleiben. Aber das Gemälde hatte noch

eine andere Seite. Gerade, wie die erste Revolution ihre Züge hatte, welche der Menschheit zur Ehre gereichen, während andere die Menschen unter das Vieh herabgesunken erscheinen lassen, so war es im Jahre 1870 in Paris. Unter den vielen Beschreibungen der Belagerung gibt keine ein malerischeres oder interessanteres Bild, als die des scharfsinnigen und unparteiischen amerikanischen Verfassers des "Shut up in Paris." Voll bewunderungswürdiger Schärfe in der Darstellung und jener humoristischen Art des Erzählens, wie sie seinen Landsleuten ganz besonders eigen, ist er ein genauer und allem Anscheine nach erfahrener Beobachter der Menschen und Körperschaften in ihrem öffentlichen Auftreten. Er hat die Pariser in ihren Versammlungen, militärischen Exercitien, Ausfällen, Klubs, Kirchen, Theatern, Volksansammlungen und Aufständen beobachtet. Seine allgemeine Schlußfolgerung ist keine günstige, und stimmt mit derjenigen anderer Ausländer aus jener Zeit vollkommen überein, wie sie überhaupt mit den historischen Resultaten im Einklange ist. Hätte man ihn aufgefordert, seine Ansicht über den moralischen, politischen und socialen Zustand von Paris in einem Worte auszudrücken, so würde er das Adjectiv „corrumpirt" gebraucht haben, angefressen bis ins Mark! Laster ohne Schamröthe, Verworfenheit, Unzucht, Gotteslästerung, alles schien entfesselt, als die Ketten des kaiserlichen Regimes zerbrochen waren.

„Nichts konnte auf dem Felde der Literatur ekelhafter und entnervender sein, als die gewöhnliche Lectüre der Pariser. Es weist auf eine weitere Aehnlichkeit hin, die der augenblickliche Zustand hier mit dem Zustande hat, welcher, wie wir aus der Geschichte lernen, den allmähligen Verfall und Untergang aller Völker begleitete.

„Im J. 1848, einen Monat vor der Revolution, sagte de Tocqueville in der Kammer: „Die öffentliche Moral ist in einem Zustande der Entartung, die uns bald, vielleicht sofort in neue Revolutionen hineintreiben wird." Die Prophezeihung wurde erfüllt. Sie heute wieder machen, heißt, sie wiederum vor unsern Augen haben."*

* Shut up in Paris. S. S. 75. 76.

„ Die schändlichsten Brochuren werden auf den Boulevards von
„ jungen Frauenzimmern und Kindern ausgerufen. Einige derselben
„ sind so abschreckend, daß man beim Blicke, den man darauf wirft,
„ fühlt, daß keine Strafe zu groß sein könne für eine Stadt, die weder
„ ein geschriebenes noch ein Lynch=Gesetz hat, das der Aufgabe, solche
„ Scheußlichkeiten zu unterdrücken, gewachsen ist.

„ Ein Offizier, welchem ich meine Betrachtungen mitgetheilt, sagte
„ mir: Ja, und die Unterhaltung meiner Kameraden ist nicht besser;
„ sie ist so obscön und profan u. s. w. u. s. w.

„ Die Männer in Paris erreichen einen Grad der Versunkenheit,
„ bis zu welchem ihnen die Frauen nicht folgen; ich glaube, nicht folgen
„ können.

„ Das 20. Nat.=Gardebataillon fügte der Trunkenheit noch die
„ Schändung des Heiligthums bei. Sie brachen in eine Kirche, klei=
„ deten sich in die Gewänder, die sie vorfanden, gingen um das Brot
„ und den Wein herum und hielten eine Scheinmesse.

„ Eine Republik kann nicht gedeihen, wo nicht ein gewisser Grad
„ allgemeiner Intelligenz, eine gewisse Höhe von Tugend und ein ge=
„ wisses Maaß von Selbstvertrauen vorhanden sind. Die Massen hier
„ haben nichts davon." *

„ Außerhalb der Wälle von Paris, hinter jener Kette furchtbarer
„ Forts, die in einem weiten Gürtel von mehr als fünfzig Meilen jede
„ Höhe um die Stadt einnehmen, waren die Belagerer. An Stärke
„ nicht ein einziges Mal der Hälfte des blokirten Feindes gleich, hatten
„ sie durch Geschick und Disciplin gut zu machen, was ihnen an Zahl
„ abging. Sie waren, um große Verhältnisse mit kleinen zu ver=
„ gleichen, ungefähr in der Lage der kleinen brittischen Truppenmacht,
„ die beim indischen Aufruhr sich entschlossen vor Delhi hinsetzte, ob=
„ wohl ihre Reihen für die Aufgabe nicht ausreichend waren. In
„ beiden Fällen konnte überlegene Tüchtigkeit allein die geringere Zahl
„ ersetzen. Wer Canonicus Kingsley's „Römer und Teuto=
„ nen" gelesen, wird über die Aehnlichkeit erstaunt gewesen sein, welche

* Shut up in Paris. S. S. 77, 80, 106, 198.

„zwischen dem Rom besteht, wie es der Teutone jener Zeit erblickt, „und dem Paris, wie es sich den Teutonen im Jahre 1870 gezeigt „hat. In beiden Fällen war die reiche, üppige und verderbte Stadt den kräftigen, einfachen Kindern des Nordens, ein Gegenstand naiver Bewunderung. In beiden Fällen war das Gefühl vorhanden, daß in den reinen Sitten, in dem höheren Pflichtgefühl, in der Wahrheitsliebe und in der militärischen Stärke, welche diese Tugenden geben, die Männer des Nordens den Vortheil auf ihrer Seite hatten. Aber in beiden Fällen hatte auch die große Weltstadt das Prestige, die Geschichte und den Glanz traditioneller Majestät, welche Achtung einflößten. In beiden Fällen hatten auch die Teutonen Rache zu nehmen für begangenes Unrecht, und gelernt, auf die Laster und Verweichlichung der Bürger der großen Stadt mit Verachtung herabzublicken.

Als der abgehärtete Teutone unserer Zeit an einem warmen Herbstabend auf jenes Paris herabblickte, das wie eine Landkarte vor ihm ausgebreitet lag, mochte er wohl gedacht haben, daß seine Arbeit ein baldiges Ende finden würde. Und dennoch ist vielleicht nie zuvor ein solches Riesenwerk unternommen worden, wie jene Belagerung. Ein verschanztes Lager von ungeheuren Dimensionen, mit nahezu einer halben Million Vertheidigern, inmitten einer kriegerischen Bevölkerung, sollte durch Sturm oder Hunger eingenommen werden. Die nöthige Zufuhr hatte etliche 200 Meilen eines feindlichen Landes zu passiren, im Angesicht der feindlichen festen Punkte, deren einer noch immer eine Truppenmacht von 180,000 erprobter Soldaten umschloß. Der Winter stand vor der Thüre. Die Belagerten waren voller Vertrauen und Trotz. „Nicht ein Deutscher sollte die Grenze wieder erreichen."

Er kümmerte sich nicht darum. Der wackere Teutone sagte sich: Geschehe was da wolle, ich werde meine Pflicht thun, so lange Leben und Gesundheit es ermöglichen; und er ist diesem Entschlusse treu geblieben. Durch Frost und Schnee, durch die schwärzeste Nacht, durch einen wahren Sturm von Kugeln und Granaten und Kleingewehrfeuer, war der abgehärtete Teutone auf seinem Posten. Weder durch Gewalt noch List konnte irgend etwas Lebendes jenen „Eisengürtel" durch-

brechen, wo Treue, Gehorsam und Pflichtgefühl auf Wache standen.

Innerhalb der Befestigungen hörte man das Gejauchze, Singen und Lästern der Schwelgenden. Draußen herrschte nach dem Absingen eines lutherischen Abendliedes das ernste Schweigen eines Geschlechtes, das noch nicht aller Erfurcht vor Gott und den Menschen entsagt hat. Auf welcher Seite erkennen Engländer die Züge ihrer eignen Race? Wessen Loos wollen sie zu dem ihrigen machen?

Man mag es vielleicht für nicht edel halten, während der verhängnißvollen Zeit der Belagerung eine Vergleichung anzustellen, obgleich die Scenen der nachfolgenden Periode eine Vergleichung für die Franzosen noch ungünstiger ausfallen lassen würde.

Sollen wir uns dagegen nach Paris wenden, wie es in seinen früheren glücklichen Tagen ausgesehen, ehe sein Mißgeschick begann? Es ist dies nicht schwer. Manche haben gesehen, Alle aber gehört von jenen Julitagen, als die „heitere Stadt" — die man besser als Venedig nennen könnte:

> Die heit're Stätt' jedweder Völlerei,
> Die Lust des Erdballs, Mask' — (der Teufelei?)

erfüllt war von wahnsinnigem Freudengeschrei, da Festtagsstimmung und fortwährendes Umarmen an der Tagesordnung war. Und was war es, das die Straßen mit Militärmusik und die Herzen der Pariser mit Freude belebte? Nichts anderes, als daß die französische Regierung, wie der Minister erklärte, „mit einem leichten Herzen" in den Krieg zog. Unter einem falschen Vorwande, und wegen eines unehrenvollen Zweckes! Sicher werden Engländer auch bei dieser Gelegenheit ihre Stammverwandten oder ihre eigenen Grundsätze nicht auf jener Seite wiedererkennen, die westlich von der deutschen Grenzscheide liegt.

Von den beiden Nationen, die sich kürzlich bekriegten, ist die eine der Abstammung, der Religion und der Sprache nach, uns verwandt. Selten ist sie unser Feind, oft unser Freund gewesen. Sie hat streng genommen nicht ein einziges Interesse, das dem unsern entgegenliefe, weder schmerzliche Erinnerungen noch bittere Traditionen. Was

die Veranlassung zum Kriege betrifft, so haben wir anerkannt, daß diese Nation das Recht für sich hatte.

Mit der andern Nation, dem angreifenden Theil, der unsern Rath verwarf, uns als Schiedsrichter zurückwies, — haben wir kaum etwas gemeinsam. In vergangenen Zeiten sind wir, wenn nicht im Kriege miteinander begriffen, so doch meistens eifersüchtige Nebenbuhler gewesen. In gegenwärtiger Zeit gehen unsere socialen, moralischen und religiösen Grundsätze und Anschauungen weit auseinander. Was die Zukunft betrifft, so ist es — falls jene Nation oder England sich nicht sehr verändern — schwer zu sagen, welche Bande sittlicher oder politischer Sympathie uns wieder vereinigen könnten.

Finden wir aber in Frankreich Symptome einer solch fundamentalen Umgestaltung vor, wie jene, welche die Verjüngung Preußens nach der Demüthigung von Jena herbeiführten? Aus jener großen Niederlage und trotz des rohen Despotismus, mit dem der erste Napoleon sich bemühte, das nationale Leben in Preußen zu ersticken, trat es wahrhaft groß und bewunderungswürdig hervor. Aber wo ist die Reihe französischer Patrioten, die sich mit einem Stein, Scharnhorst, Gneisenau, York, Blücher, vergleichen ließen; wo die Redner und Schriftsteller, die mit Freimuth ihren Landsleuten die Wahrheit sagen könnten? Preußen, damals ein sehr kleiner Staat, wurde von einer ungeheuren Macht niedergeschmettert; man sagte jedoch nicht, daß die Vorsehung „dem Sieger den Erfolg gegeben hätte, ihm aber (Preußen) den Ruhm." Statt honigsüßer Worte und verlogener Prahlereien, sagten jene treuen Söhne ihrem Vaterlande, daß seine Niederlage, zum größten Theil wenigstens, das Resultat seiner eigenen Fehler gewesen. Um sich frei zu machen, so sagte man ihm, müsse es sich über die Verdorbenheit, über den Verfall seiner Sitten, die seinen Fall herbeigeführt, erheben, und es that dies. Unter dem grausamen Joche Frankreichs bereitete sich Preußen zu der größten und edelsten nationalen Wiedergeburt neuerer Zeit vor. Unter jener Tyrannenherrschaft begann und reifte die patriotische Auferstehung von 1813/14 uud erstarkte jene Disciplin, welche das zweite Kaiserreich noch entscheidender als das Erste stürzte.

Kann man sich noch darüber wundern, daß das große deutsche Volk sich der damals von Preußen geleisteten Dienste erinnert und ihm in dankbarer Erinnerung jener unaussprechlich großen Wohlthaten so manche Fehler verziehen hat?

Aber es sind keine Anzeichen einer derartigen Reformation in Frankreich vorhanden. Um Zuhörer zu gewinnen, müssen seine Lehrer ihm sagen, daß die Nation ohne Schuld ist, wenn sie auch verrathen wurde, daß sie unbesiegbar ist, aber schlecht geführt wurde und bei all ihren Umwälzungen der Gegenstand der Bewunderung, des Neides und die Lehrerin der ganzen Welt ist. Keine Restauration eines Volkes läßt sich auf Falschheit und Eitelkeit gründen; noch läßt sich ein umgestürztes Gebäude wieder aufbauen, ohne daß man den Schutt wegräumt; aber gerade der Schutt ist es, der den Franzosen ans Herz gewachsen ist. Ein englischer Schriftsteller * der Frankreich gut kennt, äußert sich über die politische Unfähigkeit der Franzosen folgendermaßen: „Jedem, welcher lange in Frankreich lebt, wird es klar, daß das „Scheitern der Franzosen, ein politisches Gemeinwesen herzustellen, „das sowohl der Ordnung wie dem Fortschritt Rechnung trägt, weder „durch örtliche noch zeitliche Verhältnisse bedingt ist, sondern durch „die Geistesverfassung des französischen Volkes......... Was die „Franzosen von ihren eigenen Bourbonen sagten, läßt sich auf einen „Jeden unter ihnen anwenden: Sie lernen nichts und vergessen „nichts. Was Jedem, der mit ihnen in Berührung kommt, „auffallen wird, ist ihre besondere Unfähigkeit, Anderen Gehör zu „schenken. Es ist eine Tugend, deren Anfangsgründe sie nicht einmal „kennen.

Das Prognostikon, das man einem eitlen und wankelmüthigen Volke stellen muß, das seine alten Illusionen nicht vergessen kann und aus seiner Niederlage keine heilsame Lehre zu ziehen vermag, das sogar auf keine Stimme als auf seine eigene hört, ist kein günstiges. So aber ist Frankreich im Jahre 1872. Welche Dimensionen würde erst

* Die „Pall Mall Gazette," December 7, 1872. Der Verfasser dieses Artikels kennt allem Anscheine nach Frankreich sehr gut, und schreibt in einem günstigen — vielleicht nur zu günstigen Sinne.

eine Eitelkeit, die solch unerhörte Niederlagen überlebt hat, nach einer Reihe von Erfolgen, angenommen haben?

Von Deutschland dagegen hat Europa keine ruhmredigen Prahlereien zu hören bekommen. Wir finden geschäfts- und berufsmäßig geschriebene Geschichten, aber keine Triumphgesänge. Die deutschen Gerichte haben ihre alten Namen (und Schmacklosigkeit) behalten. Man betritt Berlin nicht durch einen Triumphbogen, obgleich man aus den genommenen Geschützen einen kolossalen in Bronze hätte herstellen können. Sie haben nicht, wie Napoleon I. bei Roßbach, auf hämische Weise das Ruhmesmonument eines Feindes zerstört, und den Triumphbogen stehen lassen — ein Merkmal französischer Siege — sich mit dem Bewußtsein tröstend, alle diese Siege übertroffen zu haben.

Von einem Volke, das sich durch solche Erfolge nicht berauschen läßt, kann man mit Wahrheit sagen, daß es dieselben verdient hat.

Kapitel V.

M. Thiers.

In diesem Augenblicke, wo die Ereignisse des nächsten Tages die bestbegründeten Voraussetzungen widerlegen dürften, über die Zukunft Frankreichs grübeln zu wollen, würde, wie schon gesagt, eine vergebliche Arbeit sein. Alles ist provisorisch und befindet sich in einem Uebergangs-Stadium.

Und doch ist in dem seltsamen politischen Chaos Frankreichs ein Element von verhältnißmäßiger Stabilität geblieben, eine „bekannte Größe," eine berechenbare Kraft—der veterane Staatsmann, der Präsident der vulkanischen Republik.

Es ist schwer, eine Nation zu beurtheilen, aber es steht fest, daß wir in H. Thiers den Inbegriff und die Verkörperung der nationalen Eigenthümlichkeiten Frankreichs finden; die glänzenden Eigenschaften, welche seine Größe ausgemacht, die beklagenswerthen Fehler, welche seinen Fall verursacht haben. Wenn Jemand H. Thiers als einen Staatsmann richtig zu würdigen vermöchte, so würde er wenigstens eine der herrschenden Ideen verstehen, welche die Geschichte Frankreichs seit 1815 beeinflußten. Er würde sehen, wie tief die grundsatzlose, aber blendende Periode des ersten Kaiserreiches, jenes Land demoralisirt hat. Und doch war es weniger der militärische Ruhm jener Zeit, so blendend er auch sein mochte, als vielmehr der falsche Schein und die unmoralische Lehre der Napoleon-Legende, die Frankreich geschädigt haben. Für jene Perversion der öffentlichen Meinung in Frankreich ist offenbar Herr Thiers verantwortlich. Es war vielleicht der größte, aber unheil-

vollste Triumph seines Genies, daß er aus dem Militär-Despoten, der die Revolution erstickte und die Democraten von Herzen verachtete und unterdrückte, einen populären Helden, den „Verfechter der Revolution" und das „Kind der Demokratie" machen konnte. Napoleon I., der so zum Ideal Frankreichs gemacht wurde, war sogar seiner Abstammung und Sprache nach, nicht einmal Franzose; sein Name verrieth, ehe er durch das Fallenlassen eines Vokals eine Veränderung erlitt, seine italienische Abkunft. Ein bloßer politischer Zufall, der Korsika beinahe englisch * gemacht hätte, hatte es zwei Monate vor der Geburt des jungen Bonaparte zu einer französischen Besitzung gemacht, wodurch dieser ein Unterthan Frankreichs wurde. Aber die aufrichtigen Sympathien des unverdorbenen Jünglings waren entfernt davon, französisch zu sein; sie waren für Paoli und Korsikas Unabhängigkeit. Frankreich war ihm ein fremdes Land und die Franzosen die Unterdrücker seiner heimathlichen Insel. † Hätte er um jene Zeit im Sinne einer korsischen „Venedetta" Rache gegen Frankreich gelobt, wie vollständig würde er sie jetzt befriedigt sehen. Ob Napoleon, neben seinem eigenen Interesse, jemals Anhänglichkeit für Frankreich gefühlt, kann bezweifelt werden. Gegen englische Offiziere sprach er sich in den Jahren 1814—15 wegwerfend über die Franzosen aus, die kein Volk, sondern Pöbel seien.

Von H. Thiers konnte man mehr, als von allen andern öffentlichen Persönlichkeiten sagen, daß die wirklichen Resultate seiner Anstrengungen seinen Absichten widersprachen, während sie an Größe seine eigenen Erwartungen übertroffen haben müssen. Seine wahre Biographie würde in gewisser Hinsicht unglaublich scheinen und seine Grabschrift

* Ein unbedeutender Zufall — die Abwesenheit eines Kabinets-Ministers oder die Krankheit eines Andern mag England bestimmt haben, die angebotene Herrschaft über Korsika abzulehnen. Wie vollständig änderte in diesem Falle jener Zufall die Geschichte der Welt! Minorka wurde kurz vorher englisch und die Annahme Korsikas würde der brittischen Politik jener Zeiten, nicht widerstrebt haben. Welches Elend wäre der Welt erspart worden, wenn der junge Bonaparte als brittischer Unterthan auf die Welt gekommen wäre.

† Siehe Lanfrey's Geschichte Napoleons I., Band I., S. 10, 15, 16, 17.

wird, wenn sie dereinst geschrieben, unter jenen sprüchwörtlich falschen Compositionen, wahrscheinlich die am mindesten wahre sein, obschon sie vielleicht keine einzige wirkliche Lüge enthalten dürfte. Seine Lobredner mögen ihn in Wahrheit als den glänzenden Verfasser des Konsulat und Kaiserreich schildern; ein Genie mit ausgebreiteten Kenntnissen und großer Beredsamkeit; als den überzeugenden öffentlichen Redner, Staatsmann, Minister, Patrioten, den Dulder für die Sache der Freiheit; den unermüdlichen Freund seines Vaterlandes, der trotz seines hohen Alters Europa nach allen Seiten hin durchreiste, um Erlösung für Frankreich zu suchen; er, in dem die Franzosen aller Parteien den einzigen Mann erblickten, der noch im Stande sei, sein Land zu retten. Alles dies könnte man schreiben, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen; und doch würde die Grabschrift, die ihm die Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit setzen würde, ganz anders lauten; ihm, dessen glänzende Eigenschaften als Schriftsteller und Redner die schlimmsten Traditionen des ersten Napoleons wieder belebten und befestigten, seine grundsatzlosen Aggressionen in französischen Augen rechtfertigten; der dem militärischen Ehrgeize fröhnte, wofür er nicht die Entschuldigung eines Soldaten hatte, und so die Ursache zum Ruine und zur Demüthigung Frankreichs wurde.

Der Verfasser der Grabschrift dürfte, jedoch in mehr epigrammatischer und passender Sprache, sagen—

Louis Adolph Thiers,

Geboren am 15. April 1797; starb den 1— September* 18— (Procul esto),

Der glänzende Schriftsteller, Redner, Staatsmann dreier Regierungen;

Präsident der französischen Republik während —— Jahren.

Keiner liebte Frankreich, sein Vaterland mehr;

Keiner trug mehr zu seinem Ruine bei.

Seine Schriften steigerten den militärischen Ruf Frankreichs auf's Höchste;

Jene Schriften legten den Grund zu Frankreichs tiefster Demüthigung.

Seine glänzende Verherrlichung des ersten Kaiserreiches und seiner Eroberungen,

Legte den Grund zum Zweiten und seinen Unglücksfällen.

Sein Patriotismus, der an keine französische Niederlage glauben wollte,

* Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Herrn Thiers, anzunehmen, daß, wenn seine Stunde geschlagen, er jenen verhängnißvollen Jahrestag überleben könnte.

War bestimmt, das Aeußerste französischer Erniedrigung zu sehen.
Ganz Europa Frankreich zu unterwerfen, war sein Ziel,
Die Unterwerfung Frankreichs durch eine einzige Macht, was er erreichte.
Die Befestigung, die er 1840 errichtete, um ganz Europa zu trotzen,
Mußte er in den Händen eines Deutschlands sehen, dem kein Allürter zur Seite stand.
Er war der Erfinder der napoleonischen Legende,
Und die Ursache seines vollständigsten Mißcredites.
Nie wurde historische Wahrheit mehr durch den Patriotismus gefälscht,
Nie augenscheinlicher durch die Ereignisse geahndet.
Hätte Thiers über Waterloo die Wahrheit geschrieben,
So hätte Frankreich kein Sedan zu beklagen.

Es besteht in der That ein Widerspruch und eine Ungereimtheit, die weder der Unredlichkeit noch einem anerkannt schlechten Zweck zur Last fallen, welche die Carriere des Herrn Thiers zu einem der seltsamsten Räthsel machen. Liberal, constitutionell, Minister unter einem constitutionellen Könige und ein Parlamentsredner ersten Ranges, verwandelte er sich in einen Bewunderer und Lobredner des militärischen Tyrannen, der, nachdem er erst Frankreich selbst all seiner Freiheit beraubt, es zu einem Werkzeuge zur Bedrückung anderer Völker machte. Thiers, der Verfechter und die Zierde einer parlamentarischen Regierung und selbst für's bürgerliche Leben geboren, erweckte durch seine Schriften jenen militärischen Geist, der in Frankreich eine friedliche Regierung unwiderruflich stürzen mußte. Durch die Verherrlichung des ersten Kaiserreiches trug er in hohem Maße zur Herstellung des zweiten bei,—auf den Ruinen einer constitutionellen Monarchie, die er erhalten wollte. Durch seine Erfindung der napoleonischen Legende, weckte er den alten Aggressionsgeist, der als eine nothwendige Folge zu jener militärischen Organisation Preußens führte, die den Sturz Frankreichs besiegelte. So wurde das Wiederauffrischen napoleonischer Prinzipien durch Herrn Thiers * zu einer Kriegsdrohung, die Preußen ermahnte, sich auf einen Krieg vorzubereiten; die italienischen und mexicanischen Feldzüge—willkürliche

* Daß Herr Thiers als Minister 1840 vollständig entschlossen war, die arrogante Politik des ersten Kaiserreiches auszuführen, wird im weiteren Verlaufe dieses Capitels gezeigt werden.

militärische Unternehmungen, die aus dem Geiste, den Herrn Thiers geweckt hatte, hervorgegangen—beschleunigten diese Vorbereitungen. Der Schlußact, die Kriegserklärung—welche sich nur durch das von Herrn Thiers aufgestellte Princip, daß Frankreich ein historisches Anrecht auf schwache Nachbarn habe, rechtfertigen läßt, führte als gerechte Strafe Frankreichs Demüthigung herbei.

Wenn Jemand mehr zu jenem Resultate beigetragen, als Herr Thiers, so ist sein Name unbekannt geblieben. Der Ex-Kaiser war es sicher nicht; erstens, weil er niemals Kaiser geworden wäre, hätte Herr Thiers Frankreich nicht für jene Usurpation vorbereitet, und zweitens, weil Napoleon III. gerne der „Napoleon des Friedens" geblieben wäre, hätte jener Geschichtsschreiber die militärischen Traditionen des ersten Kaiserreiches nicht in solchen glühenden Farben reproducirt. Es gab zwei Wege, die Geschichte Napoleons I. zu schreiben: unpartheiisch, wie Herr Lanfrey es gethan hat, der den Heldenthaten jenes großen Befehlshabers (welche keiner Färbung bedurften) und seinen hervorragenden militärischen Talenten gerecht wurde, während er seine moralischen Mängel und die verderblichen Resultate seines wahnsinnigen Ehrgeizes zugab. Es gab einen andern Weg, der von Herrn Thiers betreten wurde, welcher sich bemühte, einen volksthümlichen Helden und Wohlthäter Frankreichs aus einem Manne zu machen, der, trotz all seines Genies und seiner Fähigkeiten, moralisch nicht groß* war und auf die Nation Uebel häufte, deren ganze Ausdehnung wir noch nicht bestimmen können, da sie möglicherweise uns alle überleben werden. Das Genie des Herrn Thiers befähigte und seine Neigung drängte ihn leider dazu, einzig und allein jene Seite des Gemäldes darzustellen, welche die Eitelkeit Frankreichs schüren und seine öffentliche Moral verfälschen mußte. Von Sieg, Ruhm, „großer Nation" hören wir viel, aber nichts von der kleinen Na-

* De Quincey sagt von Napoleon I.: „Napoleon war hinsichtlich seiner moralischen Anlagen, sogar was den gewöhnlichen Großmuth betrifft, von Hochherzigkeit gar nicht zu reden, ungefähr das ärmste „Wesen," das uns bekannt ist. — Man füge zu diesem Fehler den Mangel an Wahrheitsliebe und Ehrgefühl, mit so Vielem, das an den Charlatan erinnert hinzu und es reducirt den Riesen auf kleinere Verhältnisse.

tion, deren Freiheit unterdrückt, deren Zunge gefesselt war; die Nation, welche die Siege Napoleon's theilte, wie sein Lieblingspferd, aber gerade so viel über seine Kriege oder Verträge befragt wurde. Ueber diese wesentliche Thatsache geht Herr Thiers nebst vielen andern hinweg und erschwerte sich dadurch die Aufgabe, für die Art und Weise, in welcher das französische Volk seinen Helden im Stiche ließ, eine Entschuldigung zu finden. Jener Held war, der Legende nach, zu der Anhänglichkeit und Treue berechtigt, die einem General von einer Armee zukam, die er oft zum Siege geführt hatte. Da Frankreich (darunter einige von Napoleon's Marschällen) keine derartige Dankbarkeit zeigte, sondern gerade das Gegentheil, so fühlte man, daß jene Pflichtversäumniß einer Erklärung bedurfte. Sie wurde gefunden, indem man die Aufmerksamkeit von der Treulosigkeit Frankreichs auf die Unbilden des „Märtyrers von St. Helena" und die Tyrannei, Perfidie, ꝛc. England's hinüberlenkte. Durch eine sehr begreifliche Folge von Ereignissen führte diese falsche Darstellung zur Unpopularität und zum Sturze der Regierung Louis Philipps und der Herstellung des zweiten Kaiserreiches mit seinen napoleonischen Anmaßungen und der großen Katastrophe.

Die große und einflußreiche Rolle, welche der greise Staatsmann und Geschichtsschreiber Thiers in den Angelegenheiten Frankreichs seit seinem Unglück gespielt, ist wohl Jedermann bekannt; aber verhältnißmäßig Wenige nur, die über die mittleren Jahre nicht hinaus sind, kennen den bei weitem wichtigeren Antheil, den er an dem Hervorbringen dieses Unglücks hatte. Denn er war nicht allein der leitende Staatsmann und Redner, ein Minister und zu verschiedenen Malen an der Spitze des Kabinets, sondern er wurde auch bei zwei Gelegenheiten, vor und nach dem verhängnißvollen Jahre 1870, von Frankreich als der nothwendige und einzig mögliche Führer betrachtet. Seine Landsleute mögen über seine Verdienste verschiedener Meinung sein, keiner aber wird läugnen, daß zum Guten oder Schlimmen, er der einzige Mann war, der in jenem Augenblicke die erste Stelle ausfüllen konnte.

Herr Thiers ist das lebendige Glied, welches das kaiserliche Frank-

reich in seiner Blüthe, mit dem Frankreich in seiner Erniedrigung verbindet. Von ihm darf man sagen, daß er nicht nur als Zeitgenosse und Geschichtsschreiber, sondern bei Weitem mehr, als eine lebende Verkörperung und in gewissem Sinne als der officielle Uebermittler der napoleonischen Politik, Traditionen und Empfindungen, die geschichtliche Fortdauer des ersten Kaiserreichs herbeigeführt und dadurch das Frankreich von 1870 für die Excesse verantwortlich gemacht habe, die so schwer geahndet wurden.

Louis Adolph Thiers,* am 15. April 1897 geboren, sah und lebte inmitten von Scenen militärischen Ruhmes, welche den Parisern die Köpfe verdrehten und ihre sittlichen Principien vergifteten. Für die Generation, deren Erinnerung nicht über dreißig oder vierzig Jahre hinausgeht, gehört der erste Bonaparte eben so sehr einer vergangenen Periode an, wie Louis XVI. und weder sein Character noch seine Politik scheinen von wirklichem Interesse oder augenblicklicher Bedeutung zu sein. Ganz verschieden ist dies bei Herrn Thiers, der sich der Person, Züge, „Umgebung" des Kaisers persönlich erinnert, der zu einer Zeit, da die Eindrücke am tiefsten, die Gefühle am wärmsten sind, eine glühende Bewunderung für den Befehlshaber, seinen militärischen Ruhm, seine ausgedehnte Herrschaft, und sein glänzendes aber vorübergehendes Glück einsog. Wer aber schon vor sechszig Jahren ins Mannesalter getreten, pflegt mit der Zeit nicht wie junge Leute oder Personen mittleren Alters zu rechnen. Ereignisse vor sechszig Jahren sind für sie noch ein Theil ihrer eigenen Geschichte und deshalb der Geschichte ihrer Zeit; denn das Leben eines jeden Mannes ist der Maßstab für das, was man die Geschichte unserer Zeit heißt.

Jedoch nicht allein in Beziehung auf seine persönlichen Erinnerungen ist Herr Thiers der lebendige Depositär und der Erhalter napoleonischer Traditionen. Als der populäre Geschichtsschreiber verzeichnete er die üble Politik des Ideals seiner Jugend und des Gegenstandes der Verehrung seiner reiferen Jahre; als Redner brach er ihr

* Herr Thiers scheint auf die Namen: Maria Joseph, Louis Adolph, getauft zu ein, die ersteren aber haben fallen lassen.

mit Gewalt Bahn, und als Premier-Minister suchte er sie auszuführen.

Herr Thiers war nach seinem Biographen, Herrn Alexander Laya, — einem ergebenen Bewunderer, der zwei Bände „historische Studien" über das „Privat-, politische und historische Leben" des Staatsmannes geschrieben hat, — ein frühreifes Geniekind. Der zukünftige Geschichtsschreiber Napoleons I. verdankte seine erste Erziehung der Vorsorge, welche jener Herrscher getroffen, seinen Ruhm und seine Dynastie in den Herzen der Franzosen zu verewigen. Die Präfecten der Departements wurden ermächtigt, begabte Knaben aus den unteren Klassen zur unentgeltlichen Ausbildung in den Napoleon-Lyceen, auszuwählen; und der junge Thiers wurde für das Lyceum von Versailles ausgewählt. Hier, wie überall im späteren Leben, wurden seine Talente bald erkannt; und der junge Stipendiat (boursier) wurde der Erste der Schule. Nach seinem Abgange studirte er in Aix die Rechtsgelehrtheit, um Advocat zu werden; auch hier zeichnete er sich dadurch aus, daß er den ersten Preis erhielt. Da seine liberalen Grundsätze ihn von jener Ehre ausgeschlossen haben würden, so ersann er eine ganz characteristische Kriegslist, indem er seine Abhandlung durch die Pariser Post einschickte. Dadurch blieb er als Verfasser unbekannt und gab, dem Richter gegenüber, seinem Manuscripte, das Prestige der Hauptstadt.

Im Jahre 1821 ging Thiers nach Paris, wohin ihm sein treuer Freund Mignet vorausgegangen und in Verbindung mit dem Courrier français gekommen war. Dies waren die Tage, wo die Journalisten den Grund zu jener Macht legten, welche bald den Thron umstürzen sollte. Thiers fand bald in jenem Zweige der Literatur, ein Feld für seine außergewöhnlichen Fähigkeiten. Von Herrn Monuel beim Herausgeber des Constitutionnel eingeführt, erregte er bald durch seinen kräftigen Styl Aufmerksamkeit. Das Glück des Constitutionnel war merkwürdig, und der Gewinn des Blattes, das man durch Ausgabe von einigen Actien im Betrage von je 1000 Francs, die sogar nicht einmal voll eingezahlt worden, gegründet hatte, stieg auf 600,000 Francs. Die Ueberlegenheit der von Herrn Thiers geschrie-

benen Artikel fiel Jedem auf; die Sensation, die er in den politischen Salons erregte, war der Art, daß sich die Eigenthümer viel darauf einbildeten. Thiers wurde durch einen Freund in Stand gesetzt, eine Actie des Blattes zu nehmen; es war dies der Anfang von einem großen Vermögen, das er ganz seinem eigenen Talente und Fleiße verdankt.

Allein dies war nur die Morgenröthe seiner literarischen Triumphe. Er wurde jetzt mit allen Tagesgrößen bekannt; sein Genie überwand jedes Hinderniß, wozu auch ein bis ins Lächerliche gehendes linkisches Wesen und eine grenzenlose Unkenntniß gesellschaftlicher* Umgangsformen gehörte. Er war „in den Salons der H.H. Talleyrand, De „Flahaut und Ternaux zu sehen, wo alle seine berühmten Zeitgenossen „sich trafen, als wäre es, um vor diesem neuen Maler von Menschen „und Sitten Revue zu passiren.“ Für den ernsten, energischen Sinn und glühenden Patriotismus des Herrn Thiers hatte die Politik jener Zeit ein alles Andere absorbirendes Interesse. Hinsichtlich der inneren Politik galt sein ehrlicher und aufrichtiger Wunsch der Herstellung einer parlamentarischen Regierung nach englischem Muster, und Keiner arbeitete mit größerem Eifer oder Urtheil darauf hin. Seine Ansichten über auswärtige Politik waren natürlich durch die besonderen Zeitverhältnisse gebildet, die für den Stolz und Patriotismus der Franzosen etwas sehr Drückendes hatten. Von einer gebietenden Stellung in Europa war Frankreich in eine Lage der Abhängigkeit und Inferiorität gesunken. Die Occupationsarmee hatte zwar kurze Zeit vorher Paris verlassen, aber Alles, sogar der königliche Hof und seine Umgebung, sprachen von den noch unvergessenen Siegen. Beranger blühte damals, „der Dichter-Staatsmann, der unsterbliche „Tyrtäus moderner Zeiten, dessen Lieder jedes Kind, welches sie sang, „zu einem Soldaten“ und gründlichen Hasser der Fremden machte. Eine große Umwälzung hatte seit 1814—15 stattgefunden, wo sogar die Niederlage willkommen war, da sie allein den endlosen, vernichtenden Kriegen und grausamen Konscriptionen ein Ende machen konnte.

* Dictionnaire des Contemporains.

Einige Jahre später hatte die unbeständige Bevölkerung die Thatsachen vergessen, und gefiel sich in fixen Ideen. Napoleon, jüngst noch verflucht, war zum populären Helden und „Märtyrer von St. Helena" geworden, obgleich keine französische Phrase je eine böswilligere Unwahrheit oder falschere Darstellung einbegriff. Natürlich war England, dessen „Perfidie" gesiegt und dessen Grausamkeit den Märtyrer zur Strafe gezogen hatte, am meisten verabscheut, und dies um so mehr, als es die Stellung eingenommen, die Frankreich verloren hatte. Dem glänzenden Patriotismus des H. Thiers, der damals an seiner Geschichte der französischen Revolution arbeitete, mußte der Gegensatz zwischen vergangenen Triumphen und der gegenwärtigen Demüthigung natürlich schmerzlich sein. Obgleich der verhaßte Trommelwirbel der Engländer in Paris nicht weiter gehört wurde, und der Herzog von Wellington aufgehört hatte, dessen Militär-Gouverneur zu sein, so sah doch ganz Europa auf ihn, der einen ganz und gar ausnahmsweisen Einfluß ausübte und gleichsam Generalissimus der Verbündeten war. H. Thiers, der dafür den Ausdruck „das Agamemnonat Wellingtons" hatte, war dieser alles umfassende Einfluß um so verhaßter, weil er sowohl Frankreichs innere wie auswärtige Politik berührte. Der König war durch den Sieg Wellington's auf den Thron gesetzt, und konnte sich möglicherweise auf denselben machtvollen Arm stützen, um die Opposition im Innern darnieder zu halten. So wirkten bei dem jungen, ehrgeizigen und thätigen Geiste Thiers die Betrachtungen über die Vergangenheit, Gegenwart and Zukunft zusammen, seine Erbitterung gegen England zu steigern. So nahm dieser Groll, welcher unter den obwaltenden Umständen natürlich und zu entschuldigen war, die Form jener festen und starken Abneigung an, die sich in den Schriften und Handlungen eines langen Lebens leicht verfolgen läßt. Diese Thatsache ist der Aufmerksamkeit wohl werth, da kein Mann seiner Zeit in größerem Maße die öffentliche Stimmung und Politik Frankreichs beeinflußt hat; zu jener öffentlichen Stimmung und Politik hat das eifersüchtige Uebelwollen gegen England oftmals den Grundton angegeben.

Daß der Einfluß des Herrn Thiers auf die öffentliche Stimmung in Frankreich nicht übertrieben ist, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß von 1823 bis 1827 seine Geschichte der Revolution fünfzehn Ausgaben erlebt hatte, von denen 150,000 Copien verkauft wurden! Dieses Werk war jedoch hinsichtlich seiner literarischen Verdienste und Popularität bedeutend geringer, als das folgende: Geschichte des Consulates und Kaiserreiches, welches fast zwanzig Jahre später veröffentlicht wurde. Wenn von dem Ersten gesagt werden kann, daß es durch sein Auffrischen revolutionärer Traditionen gewaltig den Sturz der Monarchie von 1830 befördert, so hat das Zweite, durch das Erwecken des Napoleonismus, in erhöhtem Maße zur Entthronung Louis Philipps im Jahre 1848 beigetragen. So finden wir die Spuren des Einflusses des Schriftstellers und Staatsmannes, der nun in Frankreich regiert, in dem Sturze zweier Dynastien innerhalb zwanzig Jahren. Seine erstaunlichen Arbeiten hatten aber noch ein erstaunlicheres Resultat zur Folge. Eben die von H. Thiers verherrlichten Grundsätze des Ehrgeizes und kriegerischer Unternehmungen, welche einen friedliebenden König unpopulär machten und einen Napoleon entthronten, machten seinen eigenen Sturz zu einer bloßen Zeitfrage. Ein sich selbst achtendes Europa wird nie eine solche Herrschaft Frankreichs dulden, wie sie den Patriotismus eines Thiers befriedigen würde.

Während die Geschichte der Revolution die Saaten zu zukünftigen Veränderungen ausstreute, war der jugendliche Verfasser zu ungeduldig, ihre Entwickelung abzuwarten. Ermuthigt durch seinen Erfolg im Constitutionnel, gründete H. Thiers gemeinsam mit seinem Freunde Mignet und Armand Carrel im Januar 1830 ein neues Tagesblatt: La Nationale. Sein Erscheinen war ein großes Ereigniß in der französischen Geschichte, und beinahe ein Todesstoß für die Monarchie der Restauration. In seinen Spalten erklärte H. Thiers, in bündiger, kräftiger, lebendiger und logischer Sprache, die Theorie parlamentarischer Regierungen, für welche Frankreich damals wenig Verständniß hatte. Vielleicht fanden sich nie derartige Auslegungen einer constitutionellen Regierung auf

so schmalem Raume zusammengedrängt oder in so populäre und überzeugende Sprache gekleidet. Die Auslegungen gipfelten in dem nun berühmten Satze: „Der König herrscht, aber regiert nicht." Auf die unwiderlegbarsten Beweise sich stützend, in der anziehendsten Form gegeben, wurde die Theorie vom Volke angenommen, und vom Könige verworfen. Von nun an war das Schicksal der Monarchie entschieden.

Der heftige Kampf zwischen der Presse der Opposition und der Regierung entbrannte mehr und mehr; die Ereignisse eilten einer Krisis entgegen und die verhängnißvollen Ordonnanzen, welche die Freiheit der Presse aufhoben, erschienen. Der Muth des H. Thiers kam seinen übrigen Eigenschaften und der Situation gleich. Im Bureau der National e war er es, welcher zuerst erklärte: Wir müssen den Ordonnanzen den Gehorsam verweigern, indem er zugleich einen Protest gegen dieselben vorschlug. Jenes Redactionszimmer, welches der „Focus der intellectuellen Revolution" gewesen, wurde zum Mittelpunkt der bewaffneten Insurrection und Herr Thiers war gewissermaßen die Seele derselben. Als ihr militärischer Erfolg gesichert war, befürwortete H. Thiers die Wahl des Herzogs von Orleans, und entwarf jenen kurzen, klaren, aufregenden Aufruf ans Volk, welcher Louis Philipp seine Krone gab. In den wenigen kräftigen Worten, welche Karl X. für unmöglich, die Republik für unpraktisch und Louis Philipp für die passendste Wahl erklärten, richtet er es ein, diesen mit der Revolution, der Tricolore und den französischen Siegen zu identificiren. Die Proclamation, die in der Presse der National e gedruckt war, wurde schleunigst verbreitet und H. Thiers als Gesandter auserlesen, um dem zukünftigen Könige den Thron anzubieten. Von jenem Augenblicke an, wurde der Sohn des geringen Leinwandhändlers in Marseilles, einer der leitenden Staatsmänner Frankreichs, und der Mann, der mehr als alle Andern seine Geschicke formte!

Im Jahre 1832 war H. Thiers Minister des Innern und am Schlusse desselben Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, in welcher Eigenschaft er die Statue seines Götzen wieder auf die Vendome-Säule zu setzen und den „Triumphbogen" zu vollenden ver-

mochte. Diese Acte des Napoleon-Cultus waren an und für sich natürlich und zu entschuldigen, bildeten aber nichts desto weniger Glieder der verhängnißvollen Kette, welche den Ehrgeiz und die Excesse des ersten Kaiserreiches mit dem schmählichen Sturze des Zweiten verbanden. Die stürmischen Jahre, welche auf 1832 folgten, boten dem jungen Minister hinreichende Gelegenheit, all seinen Muth und seine Festigkeit und Fähigkeiten zu zeigen und zu beweisen, daß er im Stande, seine Popularität aufs Spiel zu setzen, wenn seine Ueberzeugung dieß erheische. In den kritischen Tagen des Jahres 1834 wurde er wieder Minister des Innern und als solcher stellte er sich vor die Barrikaden, der Pariser Insurgenten. Als im selben Jahre eine Ministerkrisis eintrat, zeigte er, welche Meinung er von seinem eigenen Werth habe, indem er die Ansprüche von weit älteren Staatsmännern auf das Präsidium im Kabinet bestritt und von seiner Einwilligung abhängig machte. Im December 1834 wurde er ein Mitglied der französischen Akademie und war Anfangs des nächsten Jahres an der Seite des Marschalls Mortier, als dieser durch Fieschie's „Höllenmaschine" getödtet wurde—ein Verbrechen, das zu den Gesetzen gegen die Presse und der Unterdrückung der Geschworenengerichte für gewisse politische Verbrechen führte—Gesetze äußerster, obwohl nothwendiger Strenge, die zu befürworten H. Thiers sich nicht scheute. Im Jahre 1835 war er wieder Minister-Präsident, resignirte jedoch früh im Jahre 1836 wegen einer Finanzfrage und erhielt nach einigen Wochen denselben Posten wieder mit dem weiteren Amte der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher zeigte er seine beharrliche Neigung für eine kriegerische Politik, welche zu den friedlichen Anschauungen Louis Philipp's nicht stimmte und wiederum fand sich der Minister außer Amt. Zu rastlos, um unthätig zu bleiben, leitete er 1838 die Opposition; stürzte das Molé-Ministerium und zwang den König, sehr gegen dessen Wunsch, den ersten Posten nicht Marschall Soult, sondern Thiers zu geben.

Während der Jahre 1830 bis 1840 war die größte Schwierigkeit für den friedliebenden König, dem Kriegsgeschrei zu widerstehen, das dem Rachegefühle gegen England und Hasse gegen die Verträge von

1815 entsprang. Zu dieser Strömung hatte kein Franzose so viel beigetragen als H. Thiers. Die Anschuldigung einer „Friedenspolitik um jeden Preis" und der Unterwürfigkeit, England gegenüber, waren die beständigen Waffen der Opposition; von den Gefühlen, welche diese Anklagen erregten, begannen nun sowohl die Bonapartisten als auch die Republikaner Vortheil zu ziehen. In der populären Geschichte der Revolution von H. Thiers konnten die Feinde Englands und Louis Philipps (der nur ein sehr schlüpfriger Freund war) reichliches Material für Verläumdung finden und das Kukuk-geschrei über das „treulose Albion" erfüllte die Presse und sehr oft di Kammern. Als Minister des Auswärtigen, konnte man H. Thiers zum Mindesten kein ungebührliches Hinneigen zu England zum Vorwurf machen. Er hatte bereits (1836) eine Bahn betreten, die 1840 eine Krisis erreichen mußte, und die nur im napoleonischen Projekte eines französischen Aegyptens oder in einem Kriege, dieß zu verhüten, endigen konnte. Da ein Protektorat Frankreichs über Aegypten den englischen Interessen höchst gefährlich geworden wäre, so wurden große Anstrengungen gemacht, unsere Mittelmeer-Flotte zu verstärken; allein die bessere Verwaltung in der französischen Marine setzte Frankreich in den Stand, eine überlegene Macht zu unterhalten; und die Lage wurde kritisch. In strikter Uebereinstimmung mit seinen napoleonischen Ideen, suchte Thiers dieselben durch die Herstellung einer Suprematie Frankreichs im Mittellandischen Meere, der sich nicht England alleine, sondern ganz Europa beugen sollte, zu verwirklichen. Palmerston jedoch, der unsere auswärtige Politik leitete, und dessen Standpunkt alle anderen Mächte theilten, war nicht zu bewegen, diese Position anzunehmen, und die vierfache Allianz zwischen Oesterreich, Rußland, Preußen und England wurde geschlossen. Das Bombardement von Akre und der glückliche Feldzug in Syrien entschied die Sache zu Gunsten der Türkei und der vier Mächte, trotz der Drohungen des H. Thiers. Er rüstete darauf zum Kriege, baute die neuen berühmten Festungswerke von Paris und suchte dem Willen Frankreichs vor dem des geeinten Europas Geltung zu verschaffen. Die Klugheit Louis Philipps verhütete einen europäischen Brand, der in der Nieder-

lage Frankreichs geendet haben müßte. Aber es zeigte sich bald, daß sein Minister ein Verfahren im Sinne gehabt hatte, das mehr mit den Traditionen des Kaiserreiches übereinstimmte, als mit der völkerrechtlichen Moral. Napoleon I. hatte niemals Bedenken getragen, sich neutralen Gebietes zu bemächtigen, um einen Feind zu schädigen; Thiers, dessen ägyptische Politik nachahmend, schlug vor, Minorka zu nehmen—das Gebiet des neutralen Spaniens*—wie Napoleon I. sich Maltas bemächtigt hatte. Außer der unhaltbaren Ungerechtigkeit des Projektes, würde es Frankreich einen weiteren, sechsten Gegner gegeben haben; aber der eingeschlagene Weg war so gefährlich, daß verzweifelte Maßregeln allein ihm einige Aussicht auf ein Gelingen geben konnten, und sehr verzweifelte Maßregeln waren, wie man annimmt, in Erwägung. Capefique, der französische Geschichtschreiber, berichtet Band XVI. Seite 78, daß der französische Admiral im Mittelmeer vorschlug, die brittische Flotte, die damals nur halb bemannt war, ohne Kriegserklärung anzugreifen, und dieß war unzweifelhaft der allgemeine Wunsch der französischen Marine-Officiere, den Prinzen von Joinville, so glaubt man, mit einbegriffen. Daß Thiers selbst dazu hinneigte, ist wenigstens wahrscheinlich; glücklicherweise war aber, während dieser ganzen Episode ehrgeiziger Pläne und kühner Ausflüchte der König klüger als sein Minister.

Zwei geheimnißvolle Zwischenfälle, welche die zukünftige Geschichte aufklären mag, die aber gerade jetzt eine beunruhigende Deutung zulassen, begleiteten diesen Uebergang in der Geschichte.† Der türkische

* Sir H. Bulwer sagt in seinem Leben Lord Palmerstons, Band II. Seite 241: „Ich citire einen Brief von Lord Granville vom 20. October, weil er sich „auf ein sonderbares Vorhaben bezieht, welches jenes unstäte Verlangen bezeugt, etwas zu „thun, wenn es nicht thun kann, was es wünscht, das so oft die französische Regierung „charakterisirt hat. Lord Palmerston schreibt an Lord Granville: „„Können Sie „„durch Ihnen zu Gebote stehende Mittel ausfindig machen, was der Staatsstreich „„ist, für welchen das französische Geschwader nach Toulon gebracht worden ist? Ich „„nehme an, um das russische Geschwader aufzusuchen und zurück zu treiben.""

† Die Einzelheiten dieses schändlichen Verrathes sind nie veröffentlicht worden, indem die Diplomatie, vielleicht weislich, ihre Augen Thatsachen gegenüber verschloß die, wenn festgestellt eine andere Macht compromitiren and ein zukünftiges gutes Einverständniß

Capitan Pacha ging verrätherischerweise zum Pascha von Aegypten über, dem damaligen Feinde der Pforte, und brachte die ganze türkische Flotte nach Alexandrien. Bei einem solchen Acte des Verrathes, der türkischer Ehre und Tradition so sehr zuwiderlief, glaubte man, daß eine Diplomatie ihre Hände im Spiel gehabt, welcher Frankreich durchaus nicht fremd gewesen. Dieser Verrath bot Frankreich die Mittel, eine der brittischen bei weitem überlegene Seemacht zusammenzubringen, und wenn wir französischen Schriftstellern glauben dürfen, so beschäftigte man sich wirklich mit dem Plan, die gestohlene Flotte mit Matrosen von Toulon zu bemannen. Einige Artikel in der Revue des Deux Mondes aus dieser Zeit spielen auf das Project an.

Noch würden die in den brittischen Häfen vorhandenen Reserveschiffe zur Zeit das Gleichgewicht wieder hergestellt haben, aber diese Schwierigkeit für Frankreich sollte durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen beinahe aus dem Wege geräumt werden. So kam es, daß, als die Regierung des Herrn Thiers ihre Absichten in Aegypten durch die vierfache Allianz scheitern sah und die Aufregung gegen England in Paris auf ihrem Höhepunkte war, unser Geschäftsträger Sir Henry Bulwer (der verstorbene Lord Dalling und Bulwer) eine Privatmit-

---

gefährden könnten. Ein jüngst veröffentlichter Theil der Correspondenz des Lord Palmerston lüftet eine Ecke des Schleiers. Wir finden, wie er dem Gesandten in Paris, Lord Granville, am 22. November 1839 schreibt:—

„Mein lieber Granville—

„Ich erfahre, daß Louis Philipp neulich zu einem fremden Gesandten sagte daß der „Grund, weshalb er Mehemet Ali schütze der sei, daß Frankreich vor Ablauf von zwei „Jahren wahrscheinlich Krieg mit England haben, und daß die französische Flotte dann „der Unterstützung der Flotte Mehemet Alis im Mittelmeere bedürfen werde—eine „sehr freundschaftliche Rede, wenn wirklich gehalten; ich empfing jedoch „die Mittheilung auf geheimem Wege und theile Sie Ihnen mit, damit Sie etwas zum „Sondiren haben, und nicht als etwas Bestimmtes, das Sie wiederholen könnten.

„Ihr aufrichtiger „Palmerston."

Nach dem cui bono? Princip des röm. Gesetzes, und zieht man das durch und durch hinterlistige Verfahren der französischen Regierung bei dieser Gelegenheit in Betracht, so erscheint es wenigstens als sehr wahrscheinlich, daß Frankreich im Einverständniß mit Capitan Pacha gehandelt hat.

theilung des Inhaltes erhielt, daß Versuche gemacht werden würden, unsere Dockyards niederzubrennen. Diese Nachricht theilte er natürlich seinem Chef, Lord Palmerston mit; Lord Dalling gibt (Leben des Lord Palmerston, Band II, S. 335) folgenden Bericht über die Angelegenheit:

„Dieser Brief bezieht sich auf eine etwas sonderbare Angelegenheit. „Da ich, so jung in meiner Carriere, zu so wichtiger Zeit auf einem „so wichtigen Posten gelassen wurde, hatte ich die besten Schritte ge„than, die ich thun konnte—ohne eine auffallende Geschäftigkeit an „den Tag zu legen—um mich in den Besitz aller nöthigen Mit„theilungen zu setzen, und wurde nun von einer Person, die im „Allgemeinen zuverläßig war, informirt, daß ein Versuch gemacht „werden solle, unsere Flotte niederzubrennen.

„Die betreffende Person konnte oder wollte keine Details geben. „Lord Granville* war eben zurückgekommen und ich sagte ihm, was „geschehen sei. Er glaubte nicht, daß eine in dieser Weise gemachte „Mittheilung, sogar wenn korrekt, viel helfen könne und schenkte ihr „in der That durchaus keinen Glauben, glaubte jedoch, ich müßte Lord „Palmerston davon Kenntniß geben.

„Seltsamer Weise, wurde am gleichen Tage oder den Tag darauf ein „Versuch gemacht, einige von unseren Schiffen zu verbrennen, und „Lord Palmerston's Brief spielt auf diesen Versuch an. Wie „ich gesagt habe, war mir das Vorhaben bekannt. Damals konnte „ich nicht mehr erfahren, als ich gemeldet hatte, und Lord Palmerston „und Lord Granville waren beide geneigt, das Feuer als einen bloßen „Zufall, und meine Information als ein zufälliges Zusammentreffen „anzusehen. Einige Monate später aber sagte Lord Granville eines „Tages zu mir: „Sie erinnern sich des Berichtes, den Sie bezüglich „„der Absicht, unsere Schiffe in Brand zu stecken, erhielten? „„Damals schenkte ich demselben keinen Glauben, aber ich habe „„guten Grund, zu glauben, daß viel mehr an dem Plane war, von „„dem Sie gehört hatten, als ich voraussetzte.“ Und dann sagte er „mir den Namen der Person, die, wie er aus guter Quelle erfahren,

* Der Vater des jetzigen Earl.

„ dabei im Spiele gewesen war; ein in Frankreich nicht unbekannter
„ Name—den ich, da er einer achtbaren Familie angehört, nicht nennen
„ will. Ich kann ferner noch hinzusetzen, daß ich glaubte, diese An=
„ gelegenheit hänge mehr mit einem Börsenschacher und nur indirekt mit
„ Politik zusammen.

„Um die Sache näher zu beleuchten, kann beigefügt werden, daß zwei
„ Brandstiftungsversuche gemacht wurden; einer bei Sheerneß, welcher
„ ohne Schaden ablief; ein anderer in Devonport, um dieselbe Zeit,
„ bei welchem die Talavera, 74, und die Imogene, 28, nieder=
„ brannten, die Minden, 74, beschädigt, und die Gallerie der
„ Adelaide (Royal Adelaide) vernichtet wurde."

Wer immer diese Brandstiftungen verursacht haben mag, sie waren eine Bagatelle im Vergleich zu dem europäischen Brande, den Herr Thiers angelegt hatte, und dessen Ausbruch der König der Franzosen nur dadurch verhütete, daß er Thiers im Oktober 1840 des Postens als Minister=Präsident enthob. Ob sein Standpunkt sich mit etwas Anderem als einem dominirenden Frankreich und einem unterworfenen (oder verworfenen) Europa vertrug, können wir nach der Rede beurtheilen, in der Herr Thiers seine Politik auseinandersetzte. Am 27 November jenes Jahres äußerte sich der wilde Minister folgender Maßen in der Kammer:

„ Ich wollte rüsten, um eine Modification des Vertrages zu er=
„ langen. Ich war entschlossen, sie zu erlangen, und ich würde sie er=
„ langt haben; wenn nicht, so würde ich, ich erkläre es jetzt offen, zum
„ Kriege übergegangen sein, denn die Ehre und das Interesse meines
„ Landes erheischten es. Als ich sah, daß der Vertrag frech ausge=
„ führt werden sollte, schrieb ich folgendermaßen an Herrn Guizot:*
„ „Wir waffnen, waffnen ununterbrochen und wenn, sobald Frank=
„ „ reich bereit ist, kein Vergleich zu Stande gekommen, so werden
„ „ wir Krieg haben." (Große Erregung.) Ich zaudere nicht,
„ eine extreme Richtung einzuschlagen, wenn ich sehe, daß die Ehre
„ meines Landes compromittirt werden soll. Ja, meine Herren, ich
„ würde die Modification des Vertrages verlangt haben. Ich würde

* Damals französischer Gesandter in London.

„ sie gefordert haben, sobald Frankreich zur Action bereit gewesen
„ wäre, und wenn man sie verweigert hätte, so würde ich, obwohl ich
„ als Staatsmann vollkommen wußte, wie schrecklich das Wort Krieg
„ für ein Land ist, dennoch Krieg! Krieg! gerufen haben, und ich
„ würde im Lande ein Echo gefunden haben. („Bravo! Bravo!" von
„ der Linken, und große Erregung in der Kammer,) Man halte mich
„ fern von der Macht, man verbanne mich für immer, aber man sage
„ nicht, daß ich als französischer Minister eine Sprache geduldet hätte,
„ welche die Ehre Frankreichs insultirt. Ja, meine Herren, wenn
„ je Europa — das ganze Europa, — uns sagen sollte: „Wenn du
„ „ dich nicht zu Diesem oder Jenem entschließest, so werden wir es
„ „ ohne und trotz dir thun," so würde ich rufen, Krieg! Laßt uns
„ sein, was unsere Väter waren, und nie von der Rangstufe herunter-
„ steigen, auf welche sie uns erhoben." So lautete die Sprache des Herrn Thiers, als Europa im Jahre 1840, da es Frankreich entschlossen fand, der orientalischen Frage keine andere Lösung geben zu lassen, als die, welche ihm passe, den Enschluß faßte, ohne es zu handeln.

Der englische Minister jener Zeit indessen, (Lord Palmerston) war durchaus nicht der Mann, sich von Drohungen einschüchtern zu lassen, und seine Ansichten finden eine scharfe Präcisirung in einem Briefe von 8. Oktober 1840 an Lord Granville:—

„......Bitte, gehen Sie sofort zum Könige und sagen Sie in der
„ freundlichsten aber gleichzeitig ernstesten Weise, daß Sie angewiesen,
„ gegen Schritte Verwahrung einzulegen, die, wie wir hörten, in Er-
„ wägung genommen seien, und die, wenn sie zur Ausführung kämen,
„ Krieg unvermeidlich, oder wenigstens die Fortsetzung und Wieder-
„ aufnahme freundschaftlicher Beziehungen (wenn diese aufgehört haben)
„ äußerst schwierig machen würden

„ Zwei Dinge sollen, dem Vernehmen nach, in Erwägung sein: —
„ erstens, was man jetzt eine Anconade* zu nennen beliebt, zweitens:
„ eine Erklärung dessen, was Frankreich erlauben wolle und was nicht.

* Indem man Truppen in der Türkei oder sonstwo landete, wie die Franzosen sie früher in Ancona gelandet hatten.

„Was nun das Erste anbelangt, so würde das (und Sie werden
„ den Gedanken in höflichen Ausdrücken zu übermitteln verstehen)
„ nichts mehr oder weniger als ein Akt Seeräuberei * sein. Die fünf
„ Mächte, Frankreich einbegriffen, hatten ihren Entschluß zu erkennen
„ gegeben, die Integrität des türkischen Reiches aufrecht zu erhalten.
„ Vier von den fünfen bemühten sich, ihre Grundsätze znr Aus-
„ führung zu bringen. Die fünfte lehnt es aus selbstsüchtigen
„ Gründen ab, bei der Ausführung mitzuwirken, und deshalb,
„ weil die vier Anderen dem Princip Frankreichs conform handeln,
„ will dieses von einem Theil des Gebietes desselben Herrschers Besitz
„ ergreifen, den es zu unterstützen sein Wort verpfändet hat. Ein
„ solches Verfahren würde so wenig mit den Grundsätzen überein-
„ stimmen, welche bei dem Verkehr zwischen einzelnen Individuen oder
„ auch Nationen maßgebend sind oder sein sollten, daß wir überzeugt
„ sind, der König der Franzosen werde nie in Etwas einwilligen, das
„ einen unauslöschlichen Flecken auf die Ehre seiner Krone werfen
„ würde. Es würde das überdieß zwanzig oder dreißig Linienschiffe ins
„ Mittelmeer bringen; was zu thun, wenn diese dorthin kämen, ist
„ unsere Sache nicht, zu sagen. England aber könnte solchen Vor-
„ gängen gegenüber, kein zahmer Zuschauer bleiben; man sollte über-
„ haupt der üblen Stimmung zwischen den beiden Ländern keinen
„ frischen Zündstoff zuführen.

„Was schließlich eine Erklärung anbelangt, so werden wir, wenn
„ Frankreich uns eine freundschaftliche Mittheilung macht, die zu einer
„ befriedigenden Discussion des jetzigen Standes der Dinge führen
„ könnte, dieselbe entgegennehmen und in dem Geiste, in dem sie ge-
„ macht, in Berathung ziehen; wenn aber Frankreich sich anmaßt, den
„ vier Mächten zu sagen, daß es denselben gewisse Schritte zur Unter-
„ stützung des Sultans erlauben, andere Schritte aber nicht erlauben
„ werde, so ist es klar, daß eine solche Mittheilung nur dazu beitragen
„ kann, jede Versöhnung unmöglich zu machen. Ihr Diener

„Palmerston."

* Eine Art Seeräuberei, vor der Napolion I. nie — wie in Aegypten und Malta u. s. w. u. s. w. zurückschrak und die deshalb sein Lobredner Thiers wohl nachahmen dürfte.

So hielt Herr Thiers im Jahre 1840 an der napoleonischen Anmaßung, den Willen Frankreichs zum Gesetze für Europa zu machen, fest; sie wurde jedoch mit dem vollen Beifalle der andern Mächte von Lord Palmerston auf Entschiedenste zurückgewiesen. Wenige Engländer, sogar unter denen, welche den Widerstand Preußens gegen französisches Uebergewicht als einen Act der Usurpation ansehen, werden die Sprache Lord Palmerstons für ungeziemend halten oder behaupten, daß bei einer Frage von höchster Wichtigkeit für englische Interessen, England sich dem Befehle Frankreichs fügen solle.

Einige Wochen der Gefahr für Europa gingen hin, während welchen Louis Philipp zwischen Frieden und Krieg schwankte; als er sich schließlich für den Frieden entschied, resignirte sein Minister Thiers.

Bei den meisten Staatsmännern hört ihre politische Verantwortlichkeit mit ihrer Entlassung aus dem Amte auf; bei Herrn Thiers erwies es sich jedoch anders. Er hat unzweifelhaft mehr dazu beigetragen, die gefährlichen Traditionen des ersten Kaiserreiches zu verewigen und populär zu machen, so lange er ohne Amt war, als da er den höchsten Posten im Ministerium bekleidete.

Ein anderes Ereigniß vom Jahre 1840 finde jedoch hier Platz, bevor wir zu dem Eindruck übergehen, welchen die Schriften des Herrn Thiers hervorbrachten, besonders seine Geschichte des Consulats und Kaiserreiches, die in der That die Rechtfertigung des ersten Kaiserreiches—in französischer Phrase seine Wiederherstellung—und der Besitztitel des Zweiten war. Jenes Ereigniß liefert einen Markstein, an dem wir beurtheilen können, in welch verhängnißvoller Weise es Herrn Thiers gelang, die Bewunderung, welche er selbst für das erste Kaiserreich fühlte, weiter zu verbreiten und so für das Zweite und Sedan den Weg zu bahnen.

Unter dem Ministerium des Herrn Thiers wurde der König überredet, mit Englands Einwilligung die Ueberreste Napoleons von St. Helena heimzuholen; und einer der Söhne des Königs wurde mit der Mission betraut. An und für sich war dieser Act damals von geringer Bedeutung, obwohl wir heute in demselben einen Schritt zur Auffrischung des Bonapartismus in Frankreich sehen können.

Im August machte Louis Napoleon, welcher ohne Zweifel der Meinung war, daß das Frankreich, welches sich angelegen sein ließ, den todten Onkel zu ehren, auch mit Vorliebe auf seinen lebenden Neffen und Erben hinsehen dürfte, seinen Putsch in Boulogne.

Das Unternehmen näherte sich jener undeutlich begrenzten Linie, die, wie die Franzosen sagen, das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Aber die Frucht war nicht reif. Die wahre Geschichte des ersten Kaiserreiches war damals noch dem Gedächtniß einer lebenden Generation eingeprägt, welche selbst die Catastrophe der kaiserlichen Episode erlebt, die von Marengo, Austerlitz und Jena gehört, aber auch eine zweimalige Besetzung von Paris mit angesehen hatte, mit den Zügen Wellingtons als Gouverneur und englischer und anderer fremder Soldaten als Garnison der Hauptstadt vertraut geworden war. Herr Thiers hatte damals die „napoleonische Legende," noch nicht erfunden, die dazu bestimmt war, den Franzosen zu beweisen, daß die ganz außergewöhnliche Stellung, die ihnen ein ganz außergewöhnliches Genie gewonnen hatte, nur der natürliche und normale Stand der Dinge sei — ein, moralisch betrachtet, berechtigter und vernünftiger Stand der Dinge, den wiederherzustellen, Frankreich verpflichtet sei, und in welchen Europa sich zu fügen habe. Der Mann, welcher zehn Jahre später, nachdem er durch den Verfasser des Consulats und Kaiserreichs wieder rehabilitirt worden, über sieben Millionen Stimmen zu seinen Gunsten vereinigen konnte, wurde bei dieser Gelegenheit von einigen National-Gardisten arretirt und wie ein gewöhnlicher Uebertreter der Gesetze ins Gefängniß geworfen.

Wie wohl wäre es für Frankreich, wie wohl für Europa, für die Tausende von Wittwen, Waisen und hülflosen Krüppeln, die nun ein erbarmungswürdiges Dasein fristen, wie wohl für historische Wahrheit und politische Moralität gewesen, hätte der Napoleonismus mit seinen paar eifrigen Freunden ein nasses Grab gefunden—wäre er unweit des Hafens von Boulogne untergegangen—und hätte Herr Thiers nie seine glänzende, aber unmoralische und verderbliche Geschichte geschrieben!

Es sollte jedoch die Bestimmung jenes wirklich glühenden Patrioten und Anbeters des Napoleonismus sein, eine Revolution in den volksthümlichen Gefühlen und dem politischen Glaubensbekenntniß des französischen Volkes herbeizuführen; den Franzosen ein Gemälde, von einem solchen Frankreich vorzuführen, wie es ein Napoleon geschaffen hatte, wie es kein geringerer als ein Napoleon wiederherstellen aber auch selbst ein Napoleon nicht lange behaupten konnte. Der Verantwortlichkeit des Ministeriums enthoben, unternahm Herr Thiers die schwierigere und verhängnißvolle Verantwortlichkeit, durch Verdrehung der Geschichte die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Volkes anzustacheln. Wenn man die Geschichte die „Philosophie nennt, die durch Beispiele lehrt," so ist es wesentlich, daß ihre Lehren nicht verdreht werden dürfen, und groß ist das Verbrechen des Geschichtschreibers, der Erfolg mit Ruhm verwechselt, eine erfolgreiche Aggression rechtfertigt und ihre unausbleibliche Bestrafung in ein falsches Licht stellt, der, wie Herr Thiers einer Combination von Zufällen die unausbleiblichen Resultate der allgemeinen Entrüstung über unersättlichen Ehrgeiz und Eitelkeit zuschreibt.

Jedoch nicht nur in dieser Hinsicht war Herr Thiers schuldig. Aus seinem historischen Gemälde eines triumphirenden Frankreichs unter dem ersten Kaiserreiche entwickelt er eine politische Theorie von einem dominirenden Frankreich und unterworfenen Europa. Er sucht, seine Leser zu überreden (wie er wahrscheinlich sich selbst überredet hat) daß ein solcher Stand der Dinge der moralischen, intellectuellen und militärischen Ueberlegenheit der Franzosen zugeschrieben werden und darum den anderen Ländern ganz erträglich erscheinen müsse; sollten sie sich aber dagegen wehren, so müsse er ihnen durch den Krieg aufgezwungen werden. Daß dies keine bloße politische Speculation, sondern eine Theorie sei, die Herr Thiers practisch durchzusetzen entschlossen, zeigte er 1840, als Europa in der orientalischen Frage von Frankreich abwich. So lud er nicht nur als der politische Geschichtschreiber die Verantwortlichkeit auf sich, seine Landsleute irre zu führen, sondern auch dadurch, daß er in seiner Persönlichkeit alle Umstände und Antecedentien vereinigte, welche seinen Lehren entweder Nachdruck oder Po-

pularität verleihen konnten. Als Schriftsteller hatte er wenige Nebenbuhler, und die Academie hatte seinen literarischen Arbeiten das Siegel der Mitgliederschaft aufgedrückt. Aber neben seiner hervorragenden literarischen Berühmtheit war er ein leitendes Glied der französischen Kammer, ein Staatsminister, zweimal Premier-Minister, und schon 1834—5 eine politische Nothwendigkeit, der unersetzliche Mann der Epoche. Als der glänzende Verfasser seine Geschichte beendigte, durfte er ausrufen "Exegi monumentum aere perennius," unverwüstlicher vielleicht als Metall; aber sicher von längerer Dauer als der nationale Ruhm, den es verherrlichen sollte.

Wenn ein so weit berühmter, einflußreicher und erfahrener Mann es unternahm, seinen Landsleuten aus der Geschichte der Vergangenheit Lehren für die Zukunft zu ertheilen, so ist es natürlich, daß die Aufgabe gewichtige Folgen zum Guten oder Bösen haben mußte. Lehren, faßlicher und heilsamer Art ließen sich aus der Carriere, des italienischen Abenteurers ziehen, der im Dunkel einer unfruchtbaren Insel geboren, sich selbst einen Thron erworben und seinen Brüdern Throne geschenkt, durch seinen Ehrgeiz aber alle anderen Mächte sich zum Feinde gemacht hatte und das Opfer ihrer gerechten Vergeltung wurde.

Es bedurfte der mannigfachen Talente eines Thiers nicht, die Moral einer solchen Geschichte zu zeigen, oder die ins Auge fallenden Schlüsse zu ziehen. Die wahre Lehre, obschon so alt wie die Welt, und die alltäglichste, war es gerade, welche den Franzosen von damals Noth that und zu allen Zeiten Noth thut. Jene Lehre hätte sie vor Sedan bewahrt, oder hätte ihnen, wäre ein preußischer Angriff gegen ein friedliebendes Frankreich möglich gewesen, Bundesgenossen von allen Seiten zugeführt, die zu seiner Hülfe bereit gewesen wären. Eine ganz andere Lehre schärfte ihnen Herr Thiers ein, da er seines Postens entsetzt, in einer unheilvollen Stunde für Frankreich die Feder ergriff, die solches Unheil herbeiführte.

Stützen wir unser Urtheil auf die überführenden Beweise, welche die Geschichte des Consulats und Kaiserreichs enthält und die Umstände, welche seine Entlassung im

Jahre 1840 begleiteten, so ist es augenscheinlich, daß eine politische Verstimmung beim Verfasser die Feder führte. Treu den napoleonischen Traditionen, denen er stets huldigte, war Herr Thiers entschlossen, friedlich jenen Halt in Egypten zu erlangen, den der erste Napoleon durch den Krieg zu gewinnen suchte. Jener Plan eines französischen Protectorats, war an der vierfachen Allianz und dem entschiedenen Auftreten Englands in Syrien gescheitert, wie die französisch-egyptische Expedition 1798 gescheitert war; und Herr Thiers grollte ohne Zweifel wegen dieser Niederlage. Jener Groll giebt den Grundton zum Consulat und Kaiserreich an, wo auf jeder Seite hinsichtlich Englands eine unwürdige Verkleinerungssucht hervortritt. Auch ist es wahrscheinlich, daß er gegen seinen König einigermaßen erbittert war, — der einen sichern Frieden einem verwegenen Kriege vorgezogen — und schon aus diesem Grunde sich bemühte, dem „ruhmlosen Frieden" der Regierung Louis Philipps die glänzenden Siege des ersten Kaiserreichs gegenüberzustellen. War das seine Absicht, so gelang sie ihm, was den Herrscher, den Geschichtsschreiber und vor Allem Frankreich betrifft, nur zu wohl. Die antienglische Stimmung in Frankreich, die seit Waterloo nicht ausgestorben war, hatte 1840 unter Thiers Ministerium Fieberhitze erreicht; die Anklage, welche die öffentliche Stimme gegen Louis Philipp erhob, war: Kriecherei gegen England und ein Verlangen nach „Frieden um jeden Preis." Dies Geschrei nahm natürlich an Stärke zu, als 1845 die Geschichte des Consulats und Kaiserreichs erschien. Je mehr sich die Köpfe über den täuschenden Bildern vergangenen Ruhmes erhitzten, desto mehr verabscheuten sie ein Regime, das den Wohlstand im Innern über auswärtige Siege stellte. Auch war dies nur natürlich, denn Herr Thiers hatte seinen Lesern ein glänzendes Gemälde von einem Frankreich vorgeführt, das triumphirend nach Außen und glücklich im Innern, einen Gegenstand der Bewunderung für seine Freunde und des Neides für seine Feinde bildete; ein Gemälde, welches berechnet war, auch nüchterne Köpfe als die, welche die Franzosen im Durchschnitt besitzen, zu blenden. Aber nicht allein durch eine solche Färbung von Thatsachen ist das Unheil

herbeigeführt worden. Man könnte Herrn Thiers seinen „Chauvinismus" verziehen haben, obwohl er seiner bedeutenden Geistesgaben kaum würdig ist, hätte er nicht die Geschichte verfälscht und wider die politische Moralität gefrevelt.

Sein Wunsch scheint gewesen zu sein, eine „goldene Legende" oder vielmehr ein Epos zu verfassen, in welchem das gute Princip von Frankreich und das böse, durch seine von England inspirirten Feinde dargestellt werden sollte. Die gewöhnlichen Regeln des Dramas erfordern den schließlichen Triumph des guten Princips; allein die Ereignisse schlugen eine andere Bahn ein, und Herr Thiers kann ihnen diese Verkehrtheit nicht verzeihen. Seine Iliade sollte mit dem Falle von Ilium und dem Triumph des korsischen Achilles geschlossen haben; Ilium jedoch hatte einen Ausfall gemacht, Achill gefangen genommen und verbannt, wodurch das Epos verdorben und eine eigenthümliche Verschiebung der Hauptfakta nöthig wurde. Es wäre leicht gewesen, den unbestreitbaren militärischen Eigenschaften Napoleons oder dem militärischen Ruhme Frankreichs vollständig gerecht geworden zu sein, ohne auf die moralische Gerechtigkeit seiner Aggressionen oder die Unbesiegbarkeit der französischen Soldaten zu bestehen, wie dies Herr Thiers mit so großem Eifer gethan. Er ist natürlich gezwungen, zuzugeben, daß gewisse Schlachten verloren wurden, behauptet aber stets, daß die Niederlagen der Franzosen unfehlbare Siege* hätten sein können, sein sollen, ja sogar sein *müssen*, wenn nicht außergewöhnliche Umstände eingetreten wären. Sein Held Napoleon war, obgleich einer der größten Feldherrn moderner Zeiten, nicht frei von Irrthümern, sogar nicht in seiner Beurtheilung militärischer Angelegenheiten, aber Herr Thiers will dies nicht zugeben. So war die Expedition nach Egypten eine glänzende

* Man wähle zum praktischen Vergleiche die Landung der Engländer in Egypten und die darauf folgende Schlacht bei Alexandrien. Nach Herrn Thiers war das brittische Corps doppelt so stark als das französische, hatte eine bessere Position und wurde an beiden Flügeln von Canonenbooten gedeckt. Diese Vortheile könnten sicher für einen so einzig dastehenden Umstand wie einen Sieg der Engländer über eine französische Armee genügt haben. Herr Thiers denkt nicht so, und füllt Seite auf Seite, um den Erfolg der Engländer zu erklären.

Idee, obgleich sie, wie der Ausgang bewies, verwegen war und scheitern konnte. Napoleon kannte wahrscheinlich sowohl die mißlichen, wie die günstigen Umstände; sein Lobredner aber will nicht zugeben, daß ein kleines französisches Heer, von seiner Zufuhr abgeschnitten und von seinem Führer verlassen, unterlegen sein würde, wäre sein General Menou nicht absolut untüchtig gewesen. Er redet ein Breites davon, daß Egypten Frankreich bis 1815 würde verblieben sein, trotz der Herrschaft der Engländer zur See und der Thatsache, daß Frankreich factisch jede überseeische Besitzung verloren hatte. Wie kein Mensch in den Angelegenheiten des Friedens frei von Fehlern ist, so ist es auch Keiner im Kriege; und hätte Herr Thiers mit seinen Schriften kein politisches Ziel verfolgt, so würde er einen so klaren Satz zugestanden haben. Das Ziel des Herrn Thiers jedoch war, eine historische Verwirklichung jener dominirenden Aggression Frankreichs herbeizuführen, der er stets das Wort geredet hat; ja er hoffte, dieselbe nicht allein mit dem politisch-practischen, sondern auch mit dem, was moralisch gerechtfertigt ist, aussöhnen zu können. Diese Aufgabe überstieg jedoch die Fähigkeiten des Herrn Thiers, so groß sie auch sind. Niemand außerhalb Frankreichs wird zugeben, daß jener Ehrgeiz, der nicht zurückschreckte vor dem Blutvergießen eines Prinzen, vor dem ebenso schändlichen Ueberfall eines verbündeten Monarchen und der Annectirung vieler unabhängiger Staaten aus bloßer Herrschsucht, „ruhmvoll" für Frankreich gewesen. Allerdings verwirft Herr Thiers den gemeinen Mord des Herzogs von Enghien; in Ausdrücken jedoch, die er eher bei einem verhängnißvollen politischen Fehler, als bei einem moralischen Verbrechen angewandt haben würde; schon auf der nächsten Seite, die dem Bericht über jene Blutscene folgt, wird von dem Verbrecher gesprochen als „dieser außergewöhnliche Mann, so großen „Geistes, so gerecht, so edelmüthigen Herzens." Herr Thiers gesteht, daß diese Handlung (er nennt sie kein Verbrechen) seines Helden „ihn „in eine Lage moralischer Opposition Europa gegenüber brachte, die „bald einen allgemeinen Krieg unvermeidlich machte;" sofern derselbe ihm jedoch eine Veranlassung gab, an den „äußersten Grenzen Europas" einen großartigen Frieden zu suchen, war die Mordthat

vielleicht verzeihlich. Ob jener Friede, der Fürsten und Völker ihrer Länder und Schätze beraubte, weil sie die Handlungen des „gerechten und edelmüthigen" Frevlers mißbilligten, für Frankreich wirklich ruhmvoll war, läßt sich bestreiten.

Der nächste Zwischenfall in der Geschichte Napoleons, der keine Entschuldigung zuließ, und in all seiner ungeschminkten Niederträchtigkeit und Perfidie erzählt werden mußte, (das verübte Bubenstück an Karl IV. und Ferdinand VII.) muß den Napoleon-Cultus des Herrn Thiers hart auf die Probe gestellt haben. Die Pflicht des Geschichtschreibers wurde jedoch in diesem Falle dadurch leichter gemacht, daß die Verrätherei Napoleons Frankreich weder Vortheil noch Ehre brachte. Sie brachte Schmach und Schande, die Capitulation zweier Armeen, die Niederlage mancher andern, die Vertreibung des usurpirenden Königs Joseph und das stetige Fortschreiten Wellingtons von Sieg zu Sieg, bis er, ein Sieger, auf französischem Boden stand. Für ein Verbrechen, das so wenig Gewinn brachte, hatte Herr Thiers keine Sympathie; darum bezeichnet er auch mit „Gemeinheit" „Spitzbüberei" und „Treulosigkeit" diese Acte des Mannes, für den er sonst die Liebe und Achtung aller Franzosen beanspruchte. Während Herr Thiers jedoch die an einem Alliirten (Spanien) verübte, beispiellose Verrätherei offen denuncirt, zeigt er anderseits, daß er die napoleonische Politik gegen Neutrale vollständig billigt. Frankreich war in Portugal unter keinem anderen Vorwande eingefallen, als daß dieses kleine und schwache Land, mit England im Handelsverkehr zu verbleiben gewünscht und sich geweigert hatte, einen äußerst grundlosen Krieg gegen dasselbe zu erklären. Diese Invasion aber war, in Herrn Thiers Augen, ganz gerechtfertigt, weil Portugal England in commercieller Hinsicht nützlich gewesen war; und indem er Napoleons Politik gegen Spanien kritisirt, giebt er seine eigenen Ideen über die Bahn, welche Frankreich hätte betreten sollen. Herr Thiers glaubt, daß der König von Portugal, der wirklich den tyrannischen Forderungen Frankreichs nachgegeben, und England den Krieg erklärt, sowie überhaupt keine Ursache zur Beleidigung gegeben hatte, hätte entthront und sein Land mit Spanien einverleibt werden sollen; als

ein Entschädigungsobject für eine Abtretung spanischen Territoriums an Frankreich.*

Es ist von einem englischen Schriftsteller† gesagt worden, daß die Geschichte des H. Thiers über das Consulat und Kaiserreich das unmoralischste Buch sei, das geschrieben wurde, und, so streng die Censur auch lautet, so kann sie nicht verworfen werden, ausgenommen von Jenen, welche die napoleonische Politik billigen, die jenes Buch verherrlichen soll. Erfolg oder Mißlingen scheinen die einzigen Prüfsteine zu sein, an denen die napoleonische Politik sich beurtheilen läßt, und in keinem einzigen Falle verurtheilt H. Thiers einen Angriff auf einen schwachen Neutralen (wenn erfolgreich), wenn Frankreich einen Nutzen davon gezogen hat.

Zwei Sätze erscheinen H. Thiers unbestreitbar:

1. Der Ruhm und das Interesse Frankreichs gehen über alles internationale Recht.

2. Der französische Soldat ist unbesiegbar; außer bei Ausnahmezuständen, die leicht vermieden werden können.

Der Folgesatz aus diesen beiden Sätzen ist im höchsten Grade „unmoralisch," und muß nothwendigerweise jeden Herrscher Frankreichs zu einer Politik führen, die entweder für die Freiheit Europas oder die Integrität und Unabhängigkeit Frankreichs gefährlich werden muß; mit andern Worten, zum fortwährend triumphirenden Napoleonismus oder Sedan.

Die nothwendige Consequenz einer Unterordnung der Rechte anderer Nationen unter den Ruhm und das Interesse Frankreichs und des Factums einer französischen Unbesiegbarkeit, ist, daß Frankreich das moralische Recht und die Macht hat, seinen Willen unumschränkt zu machen; ob es nun unter Napoleon halb Europa beansprucht, oder unter H. Thiers sich mit seinen „natürlichen Grenzen

* Dieser Plan, von dem Herr Thiers zu denken scheint, daß er mit Ehrlichkeit harmonire, wird gegeben Bd. VIII. Seite 428—429, Brüsseler Ausgabe.

† Der anonyme Recensent der Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs, in der „Times.

der Alpen und des Rheines"* begnügen würde. Kann, bei den Gesetzen, welche die menschliche Gesellschaft sich gegeben, eine unmoralischere Doctrin ausposaunt werden, als daß ein Gemeinwesen oder ein Individuum das moralische Recht und die Macht habe, das Gut eines Nachbars an sich zu reißen? Würde nicht H. Thiers der erste sein, der einen solchen Anspruch von Seiten Preußens etwa zurückwiese?

Dies ist keine Frage literarischer oder historischer Kritik. Vom verstorbenen Kaiser wurde H. Thiers, in einem officiellen Dokument, das eine Stelle aus der Geschichte des Konsulats und Kaiserreiches anführte, der „nationale Geschichtschreiber Frankreichs" genannt, und er besitzt die nationalen Eigenschaften, die guten und schlimmen — Glanz, Durchsichtigkeit, Fleiß im Sammeln von Einzelnheiten; aber Gleichgültigkeit gegen moralisches Princip und eine strafbare Rücksichtslosigkeit gegen die Wahrheit, wo sie die nationale Eitelkeit verletzen würde. Es mag den patriotischen Gefühlen des Geschichtsschreibers großes Vergnügen gewährt haben, die siegreichen Aggressionen Frankreichs zu verherrlichen, seine Siege zu vergrößern, und seine Landsleute durch ruhmeseitele Vorstellungen von ihrer eigenen Unbesiegbarkeit zu kitzeln; aber das Vergnügen wurde zu theuer erkauft, die Lektion mit allzu großem Erfolg eingeprägt. Die Pariser wollten das linke Ufer des Rheines haben; sie wollten rufen: „Nach Berlin!" und wir kennen das Resultat. Zu diesem Resultate hat Niemand so viel beigetragen, wie H. Thiers; nicht nur durch sein Aufstacheln des Hanges der Franzosen zur Aggression, sondern auch durch die Wunde, die er den Gefühlen und moralischen Anschauungen anderer Mächte versetzte. Der Engländer kann hier, ohne irgend welche Gefühle verwundeter Selbstliebe, sein Urtheil abgeben, weil er die Erklärung der englischen

* H. Thiers ist so mäßig in seinen Anschauungen, daß er nur diese Grenzen will, d. h. er wollte nur ganz Belgien und Theile von Holland und Preußen verschlingen. (Siehe Bd. XVI., S. 763.) Dann aber kann jedes neutrale Gebiet, wie die Balearischen Inseln, wenn es wünschenswerth ist, genommen werden, wie H. Thiers als Minister 1840 vorschlug.

Siege durch H. Thiers, als seien dieselben weiter nichts als die natürliche Folge der Incompetenz irgend eines französischen Marschalls gewesen, der statt H. Thiers commandirte, mit einer Behaglichkeit aufnimmt, die einen leichten Beigeschmack von Chauvinismus hat. Anders verhält es sich mit den wackern Deutschen, die, obwohl besiegt, gute Gründe haben, weder die militärische noch politische Theorie des H. Thiers anzunehmen. Sie erkennen weder die moralische Ueberlegenheit noch die Unbesiegbarkeit der Franzosen an, und werden nie wieder in jene französische Herrschaft willigen, zu welcher H. Thiers seine Landsleute für berechtigt hält. Warum sollten sie es auch? Warum sollte ein Engländer meinen, daß ein Volk, tapfer wie sie selbst, ein Joch tragen sollte, dem sich kein Engländer beugen würde? Die Preußen mögen ihre Niederlage bei Jena, durch den größten Feldherrn moderner Zeiten, männlich zugeben, indem sie auf den bei weitem ruhmvolleren Sieg bei Roßbach hinweisen, den 22,000 Preußen über 63,000 Franzosen und Oesterreicher errangen, wo sie siebenundsechszig Kanonen und dreiundzwanzig Fahnen erbeuteten. Eine Reihe glänzender Siege unter einem ganz außergewöhnlichen Führer gab Frankreich kein Recht, sich das Attribut der Unbesiegbarkeit beizulegen; es kann sogar jenen Führer nicht einmal als Landsmann anführen. Napoleon Buonaparte war von Geburt, wie sein Name zeigte, kein Franzose, sondern ein Korse; durch seine Abkunft ein Italiener, und Franzose nur durch den zufälligen Umstand, daß seine heimathliche Insel zwei Monate vor seiner Geburt von Frankreich annectirt worden war. Garibaldi ist ebenso gut Franzose, als es Napoleon war, der sein Blut durch das Auslassen eines Vokals in seinem Namen nicht änderte. Frankreich hatte also nicht die fragliche Ehre, sein Geburtsland zu sein; noch ist es überhaupt festgestellt, daß nicht eine andere Nation — die Deutschen zum Beispiel — unter einem solchen Führer gleich große oder größere Siege errungen haben würden. Rom eroberte die Welt, wurde aber von einem geringeren Volke, das Hannibal führte, geschlagen. Manche andere Nationen alter und neuer Zeiten, und nicht immer die größten der Epoche, haben ihren Siegeslauf gehabt.

H. Thiers sagt uns Band VIII. S. 442, daß „Frankreich drei

„ Viertel Millionen alter Soldaten hatte, die den Soldaten des „ Cäsar wenigstens (!) gleich kamen und von einem Manne ge= „ führt wurden, der dem römischen Führer überlegen war.“ Der Urtheilsspruch über das verhältnißmäßige Verdienst der Soldaten und beiden großen Eroberer mag richtig sein. Möglicherweise dürften Cäsar und Napoleon, sollte diese Frage in den elysischen Feldern aufs Tapet gebracht werden, die Entscheidung eher dem Alexander anheimgeben als Herrn Thiers; in jedem Falle aber ist Napoleon, wie Cäsar, dahin und mit ihm (hoffentlich für immer) die Macht Frankreichs, Europa zu tyrannisiren. Warum sollte denn eine Position, die allein auf militärischem Erfolge beruhen kann, für alle Zeit beansprucht werden, weil außergewöhnliche Umstände sie einmal möglich gemacht hatten? Wenn Frankreich das Land großer Siege ist, so ist es auch das Land großer Niederlagen. Seine Geschichte hat Ruhmvolles aufzuweisen aber auch Niederlagen. Dreier seiner Monarchen sind auf dem Schlachtfelde unterlegen und zu Gefangenen gemacht worden; zwei starben in der Gefangenschaft. Dreimal ist in diesem Jahrhundert unter den Bonapartes das Land erobert und die Hauptstadt eingenommen worden. Zweimal zermalmte, im 14. Jahrhundert, eine viel geringere englische Armee die ganze militärische Aristokratie Frankreichs. Im folgenden Jahrhundert wiederum warf eine ähnliche Schlacht die Monarchie über den Haufen und gab dem französischen Thron einen englischen Fürsten. Am Anfang des letzten Jahrhunderts zwangen die Siege des Herzogs von Marlborough Ludwig XIV., den Frieden nachzusuchen, und im gegenwärtigen Jahrhundert schlug der Herzog von Wellington—so herabwürdigend Herr Thiers auch von demselben spricht—alle französischen Marschälle der Reihe nach und schließlich Napoleon selbst in jener Schlacht, die Europa einen vierzigjährigen Frieden gab. Ganz abgesehen daher von dem Krieg 1870/71 dessen zerschmetternde Niederlagen alle Siege Napoleons in den Schatten stellten, ist die Theorie des H. Thiers vor der Geschichte durchaus nicht haltbar.

Jene verderbliche, obgleich unbegründete Theorie erklärt nicht nur die Entstehung des letzten Krieges, sondern rechtfertigt auch die auf=

fallend harten Friedensbedingungen. Auf dem Festhalten oder Aufgeben dieser Theorie beruht die Zukunft Frankreichs und ein seltsames Geschick hat die Entscheidung dieser Frage keinem anderen Manne überlassen, als dem Erfinder der „napoleonischen Legende," dem Thiers, der 1840 Frankreich beherrschte! Da Männer im Alter von siebenzig Jahren einen lebenslangen Glauben nicht ändern, so ist die Befürchtung nicht unbegründet, daß H. Thiers auf Rache sinnt, die den Ruin seines Landes vervollständigen könnte; Frankreich hat aber in seiner äußersten Noth nur einen Lootsen gefunden, und ihm muß es für den Augenblick zum Guten oder Schlimmen sein Schicksal anvertrauen.

Es liegt etwas Melancholisches in dem Gedanken, daß das Geschick einer großen Nation unwiderruflich auf dem Willen eines einzigen Mannes und einem Leben beruhen mußte, das nur von kurzer Dauer sein kann; schmerzlicher aber ist der Gedanke, daß die Unfähigkeit eines alten Mannes, einzusehen, daß seine Ideen von einer napoleonischen Suprematie sich überlebt haben, die gänzliche Vernichtung seines Landes herbeiführen könnte.

Trotzdem, daß seine Absichten gut und sein Patriotismus ein reiner und uneigennütziger ist, mag er sich dennoch als der schlimmste Feind seines Vaterlandes erweisen. Oft sind es die wohlmeinenden Leute, welche das Unheil anstiften und würde die Geschichte der „Männer, welche ihr Land zu Grunde gerichtet haben," geschrieben, so würde sie vielleicht mehr gute als schlechte Männer aufweisen. Ein schlechter Mann gewinnt das öffentliche Vertrauen nicht, noch erreicht ein Mann, dem es an Patriotismus fehlt, eine gefährliche Popularität. Es war der falsche Patriotismus, der H. Thiers seine Popularität gewann, und seine parlamentarischen Fähigkeiten geben ihm jene dominirende Stellung in der Kammer, die ihn zu einer Nothwendigkeit machen—ob zu einer fatalen Nothwendigkeit oder nicht, wird die Zukunft zeigen.

Jene Eigenthümlichkeit in der Stellung des H. Thiers—seine parlamentarische Ueberlegenheit, die er seinen Talenten verdankt—ist es, die für uns Engländer ein gewisses Interesse hat. Sie führt zu der Frage: Könnte der Fall eintreten, daß ein englischer Staatsmann zur Mach gelangte und dieselbe dem nationalen Interesse zuwider behauptete, weil

seine Ueberlegenheit in der Debatte ihn zum nothwendigen Führer im Unterhause machte. Es ist selbstverständlich, daß kein solcher Minister im Amte verbleiben könnte, wenn nicht seine Popularität außer dem Hause derart wäre, daß sie ihm bei einer allgemeinen Wahl eine Majorität sichern würde.

Nehmen wir aber diese Bedingungen an; könnte ein Minister, von dem es bekannt wäre, daß er politische Ansichten hege, oder zu ihnen hinneige, die, wenn sie zur Ausführung kämen, sich für England ebenso schädlich erweisen würde, wie die auswärtige Politik des Herrn Thiers Frankreich schädlich gewesen, seine Stellung behaupten? Denken wir uns, ein genialer Staatsmann, mit großer Beredsamkeit, langer parlamentarischer Erfahrung, großen Fähigkeiten, der untergeordnete Aemter mit Erfolg bekleidet, der aber trotzdem ein Mann wäre, welcher sich zum Regieren in England durchaus nicht eignete, würde Minister, weil seine Stellung im Unterhause ihn zu einer politischen Nothwendigkeit machten,—könnte ein solcher Mann, wenn die Umstände dazu mitwirkten, nicht England ruiniren?

Wahrscheinlich existirt keine solche Persönlichkeit in England; sollte sie aber existiren oder ein lebender Staatsmann sich in dieser Weise „entwickeln" würde die Gefahr nicht groß sein? Denn einem solchem Minister könnte es bei allen möglichen bewunderungswürdigen Eigenschaften an Urtheil, Menschenkenntniß, Takt und Selbstbeherrschung fehlen. Er könnte voreilig, ungestüm, leidenschaftlich sein, und in Zeiten der Gährung durch seine Behandlung innerer Schwierigkeiten oder auswärtiger Kriege das Land ruiniren, wo ein praktischer Staatsmann, mit weniger Geist, einen sichereren Führer abgeben dürfte.

Theoretisch genommen, könnte England nicht, wie Frankreich in diesem Augenblicke, dem Willen eines gefährlichen Ministers unterjocht werden, blos weil keiner befähigt wäre, seinen Platz einzunehmen, oder genügende administrative Eigenschaften besäße, um das öffentliche Vertrauen zu gewinnen. Es gäbe das constitutionelle Auskunftmittel eines Ministerwechsels oder einer Auflösung. Angenommen, daß der vorerwähnte außergewöhnliche Minister wirklich existirte, so wäre die Gefahr um so größer; bei rastloser und unermüdlicher Energie, wie

wir annehmen wollen, und jenem Ungestüm und jener Liebenswürdigkeit, die sich demokratische Sympathien erwerben, könnte er an die Massen als ihr spezieller Freund und Verfechter appelliren, und mit einer größeren Majorität, und einem noch populäreren Programme aus der Wahl hervorkommen. Nur das moralische und intellektuelle Ungestüm eines solchen Charakters könnte die Unthätigkeit des conservativen Instinkts der Engländer besiegen. Ein solcher Mann jedoch könnte, wie aufrichtig und achtungswerth er auch im Grunde sein möchte, seinen Ehrgeiz für ein patriotisches Streben haltend, eine Katastrophe herbeiführen, die er nie beabsichtigte.

Wie man von dem Menschen sagt, daß er den Keim zu seiner tödlichen Krankheit von seiner Geburt an mit sich trage, so mag das glückliche, gedeihliche England den zeitlichen oder zukünftigen Veranlasser seines einstigen Ruines in sich bergen. Ist dem aber so, so wird er wahrscheinlich der letzte Mann sein, dessen Absicht es wäre, eine solche Rolle zu spielen. „Ist dein Diener ein Hund, daß er dieses Große thun sollte?" mag sein innerster Gedanke sein, wenn er den verhängnißvollen Schritt thut, von dem keine Rückkehr mehr möglich ist. Cromwell meinte nie, alles das zu thun, was er schließlich ausführte, und die Männer, welche Frankreich in seine jetzige Lage gebracht haben, waren meistens patriotisch gesinnt. Wenn französische Autoritäten von Gewicht Glauben verdienen, so ist das allgemeine Stimmrecht die tödtliche Krankheit, an welcher der politische Körper Frankreichs leidet. Es gehört zu den geheimen Recepten, welche in der Zukunft auch in England Anwendung finden dürften, obschon die sociale Organisation dieses Landes sich noch weniger dafür eignet. Wann hätte auch der Ruin des Nachbars einen Mann überzeugt, der sich mit einer Lieblingstheorie getragen?

Thiers, der Mann von untadelhaftem Privat-Character, von reinster und glühendster Vaterlandsliebe und Eigenschaften, wie sie wenige besitzen; Thiers, der erfahrene Staatsmann, der Diplomat, der Geschichtschreiber, der Patriot, der bereit ist, für sein Vaterland zu sterben, führte es in das Verderben, indem er seinen kriegerischen Ehrgeiz schürte. Ein englischer Thiers könnte dies Land nicht durch

solche Mittel in Gefahr bringen; könnte er es aber, indem er den gerade entgegengesetzten Weg einschlüge und eine billige Popularität gewänne—indem er jenes Selbstbewußtsein entmuthigte, das unsere militärische Stärke ausmacht, und unsere nationalen Vertheidigungsmaßregeln vernachlässigte? Eine Reduktion unserer Marine und Armee würde bei den Massen populär sein; wie weit dürfte sie aber gehen? Alle Rüstungen kosten Geld, und ihre Nothwendigkeit leuchet den Massen nicht ein, weil sie glauben, dieselben ließen sich während des Krieges rasch bewerkstelligen. Wir haben aber Kriege bei „vollkommen klaren Himmel," entstehen sehen und nur zehn Tage verfloßen zwischen dem ersten Vorwande und der Kriegserklärung im Jahre 1870. Im Jahre 1870 entschloß sich Frankreich ohne den Schatten eines Vorwandes, Belgien in Besitz zu nehmen, als wir keine Ahnung hatten, daß unser getreuer Alliirter damit umging, eine Mine unter unseren Füßen zu sprengen. Dann haben wir Militärstationen in Gibraltar, Malta, Bermuda, die uns viel Geld kosten; warum sie nicht abschaffen und so die Steuerlast reduciren? Herr Cobden (dem, wie die Rede geht, ein Sitz im Cabinet angeboten wurde) veröffentlichte Gründe für eine Uebergabe Gibraltars, und Herr Gladstone bereitete den Weg vor, die Jonischen Inseln abzutreten. Das Volk in Jonien wünschte es, England behauptet, in Uebereinstimmung mit dem Volkswillen zu regieren, es mußte sich zurückziehen und jenes frei geben. Ein Minister aber, der sich durch Gründe des abstrakten Rechtes und logisch zu vertheidigende Theorien leiten läßt, kann in seinen Koncessionen weiter zu gehen genöthigt sein, als zur Abtretung der jonischen Inseln. Da ist Indien von 80,000 brittischen Truppen besetzt; da ist Irland, das nach Selbstverwaltung verlangt; da gibt es eine Frage,—im Keime bloß für den Augenblick—die der römischen Republik einige Sorgen machte und die wohl unter einer unconsequenten Regierung eine quasi-republikanische Monarchie stürzen dürfte,—die Land-Frage.

Bei der Feststellung der Ballotage und einer weiteren Ausdehnung des Stimmrechts, die halb versprochen wurde, dürfte diese Frage schnell reifen. Das Geschrei „Freie Luft, freies Wasser und freies

Land" würde sich der Gunst der englischen Rothen, irländischen Grünen und Neu=Republikaner * erfreuen. Es ist in der That ein großes und viel versprechendes Feld für jeden englischen Staatsman vorhanden, der es Thiers gleichtthun wollte, und der mit Geist, Beredsamkeit, Energie und populären Sympathien ein wenig intellectuelle Unbeständigkeit verbände.

* Obwohl wir in England nicht, wie die Franzosen, hinter Phrasen her sind, so fehlt es auch uns nicht an Trugschlüssen und Stichworten. „Manche liberale Maßregeln, „welche einstens als der Constitution gefährlich denuncirt wurden, sind es nicht gewesen:" deswegen dürfen wir immerzu auf dem Wege der Demokratie weitergehen, gehört zu den plausibelsten und am wenigsten logischen dieser Trugschlüsse.

Kapitel VI.

Graf Benedetti.

Graf Benedetti ist kein Mann von Bedeutung * wie Herr Thiers und läßt sich mit diesem weder durch die Schärfe seines Verstandes, noch durch den Einfluß, den er auf seine Landsleute ausübte, vergleichen. Der Name Benedetti wird jedoch stets mit zwei Ereignissen verknüpft werden, von denen das eine, zu den verhängnißvollsten, das andere zu den schimpflichsten der Annalen europäischer Diplomatie zählt. Bei dem Bruche Frankreichs mit Preußen 1870 befolgte er seine Instructionen, Krieg unvermeidlich zu machen, mit nur zu großem Erfolg. Bei den früheren Verhandlungen 1866—67, dem geheimen Anschlag gegen Belgien, erndtete er für Frankreich alle Schmach, während der Vortheil, den die projectirte Verrätherei versprach, verloren ging. Dem letzteren Gegenstande, dem Anschlage des Ex-Kaisers, das befreundete und ruhige Belgien in Besitz zu nehmen, das zu respectiren ihm ein Vertrag und die Ehrlichkeit zur Pflicht machten, wird dieses Capitel gewidmet sein.

Es liegt etwas Wunderbares und Unbegreifliches in der Apathie, mit der England über eine Unterhandlung ohne gleichen in der modernen Geschichte hinwegging, die seine Ehre und sein Interesse so nahe berührte. Hätte jedoch die projektirte Besitzergreifung Belgiens stattgefunden, so würde es die Ehre Englands erheischt haben, Frankreich den Krieg zu erklären; kein Land hätte sich in der Zukunft während des Friedens sicherer von einem Angriffe fühlen können als während

* Wir beabsichtigen hiermit keineswegs dem Privatcharacter des Grafen Benedetti zu nahe zu treten. Es war sein Unglück, eine principienlose Politik vertreten zu müssen.

eines Krieges; Europa würde zurückgekehrt sein zur Gewalt und Raublust barbarischer Zeiten, und das einzige bestehende Gesetz würde das des Stärkeren gewesen sein. England als Garantiemacht ist besonders verpflichtet, die Fahne des Rechtes hoch zu halten, und wenn es bei dieser Gelegenheit sich gleichgültig gegen das beabsichtigte Verbrechen zeigte, so mag es von seinem Widerstreben hergerührt haben, an die Unehrlichkeit eines „loyalen Alliirten" zu glauben.

Die Schuld des Ex-Kaisers ist aber so klar wie irgend eine andere historische Thatsache bewiesen; eingeräumter Fakta, welche diese Schuld darthun, sind wenige; sie sind einfach und entscheidend. Sie beleuchten überdieß die Grundsätze des zweiten Kaiserreiches und zeigen, daß sie wesentlich dieselben waren, wie die des Ersten, und deshalb mit der Sicherheit Europas unvereinbar. Ganz abgesehen jedoch von ihrer belehrenden Seite und Wichtigkeit, ist die Geschichte des Benedettischen Anschlages so auffallend, so voll sogar von dramatischem Interesse, daß sie der Aufmerksamkeit wohl werth ist. Hätte Shakespeare die Geschichte dramatisch behandelt und bei seiner Nichtbeachtung der " Einheiten " die Haupt-Charaktere und Ereignisse auf die Bühne gebracht, was für ein spannendes Drama würde er geschaffen haben! Auch würde es geendet haben, wie Dramen enden sollten, mit der völligen Bloßstellung und Beschämung der sträflichen Werkzeuge, der nachdrücklichen Bestrafung der Haupt-Delinquenten und glücklichen Befreiung des auserlesenen Opfers Belgien. Welches sind nun die zugegebenen Facta (die bestrittenen vorerst bei Seite lassend) welche die Absicht Frankreichs feststellen, im tiefen Frieden in des Gebiet eines befreundeten Nachbars einzufallen und dasselbe wegzunehmen?

Erstens ist zugegeben, das Frankreich 1866-67 „Gebietsentschädigung" für die deutschen Erwerbungen und die Allianz Preußens im östreichisch-deutschen Kriege suchte. Graf Benedetti theilt uns mit, daß er angewiesen war, dies und jenes deutsche Gebiet und Festung, und das Herzogthum Luxemburg zu verlangen. Er sagt uns weiter, daß Preußen solche Concessionen verweigerte, und Frankreich vorgeschlagen habe, den gewünschten Ersatz anderswo zu suchen. Es wird ferner von Benedetti zugegeben, daß die Annexion Belgiens durch Frankreich

der Gegenstand einer Besprechung war; die Anregung hierzu soll aber von Bismarck ausgegangen sein. Diese Forderungen und die nachfolgenden Verhandlungen blieben bis 1870 ohne Resultat.

Als Frankreich in jenem Jahre Preußen den Krieg erklärt hatte, veröffentlichte Graf Bismarck im Juli „den" geheimen Entwurf zu einem Vertrage zwischen Frankreich und Preußen; und gab an, daß derselbe von dem französischen Gesandten Benedetti im Jahre 1867 in Vorschlag gebracht worden sei.*

Die französische Regierung läugnete voll Entrüstung die Existenz des Projektes, worauf Prinz Bismarck ein lithographirtes Fac=Simile des Original=Dokuments, mit all seinen Radirungen, Korrekturen und Veränderungen veröffentlichte, und dabei bemerkte, daß das in seinem Besitze sich befindliche Original in Graf Benedettis Handschrift und auf das gewöhnliche Kanzlei=Papier der Französischen Gesandtschaft geschrieben sei.

Hierauf gab Benedetti zu, daß das angeführte „Project" in seiner Handschrift sei; behauptete jedoch, daß es nur ein roher Entwurf von ihm wäre, der die von Graf Bismarck hingeworfenen, von Frankreich aber verworfenen Andeutungen wiedergebe.

Da diese Behauptung durch keinerlei Beweise unterstützt wurde, so überließ Graf Bismarck, der damals noch nicht im Besitze der in Cerçay weggenommenen Briefe war, diese Ausrede des Grafen Benedetti dem Urtheil der Welt.

Nach dem Frieden unternahm es Herr Benedetti, seine Sache durch ein Buch, Meine Mission in Preußen† zu vertheidigen, worin er in großer Länge seine frühere Behauptung gänzlicher Unschuld

* Hinsichtlich des Datums ist Graf Benedetti wahrscheinlich im Recht, der es in das Jahr 1866 und nicht 1867 verlegt. Dies ist aber von geringer Bedeutung.

† Meine Mission in Preußen, S. 194. „Man wird mich fragen, warum „ ich nicht, zur Feststellung meiner Beweisführung, meine Correspondenz aus den letzten „ Tagen des Jahres 1866 bringe. Dies ist der Grund. . . . . Es gab damals „ keinen Minister des Auswärtigen; Herr Rouher hat die Correspondenz, die ich einige „ Tage lang mit ihm gewechselt habe, nicht im Ministerium des Auswärtigen deponirt, „ da er die Direktion nicht übernommen hatte."

an dem „Projekte" wiederholte. Da die Documente, welche seine Abläugnungen unterstützen konnten, noch fehlten, so erklärte er diese Thatsache, indem er angab, dieselben befänden sich in Herrn Rouhers Händen, der sie nicht im auswärtigen Amte deponirt habe.

Als Antwort veröffentlichte von Bismarck gerade die Dokumente, auf welche sich H. Benedetti berufen. Dieselben waren von den Deutschen in H. Rouher's Hause nahe bei Cerçay weggenommen worden. Diese Dokumente jedoch, weit entfernt davon, H. Benedetti zu rechtfertigen, lieferten gerade die noch fehlenden Glieder, welche das Vertragsprojekt mit den Instruktionen seiner eigenen Regierung bezüglich der Erwerbung Belgiens und Luxemburgs für Frankreich verketteten. Graf Bismarck fügte hinzu, daß er „andere interessante Papiere" in derselben (Benedetti's) Handschrift besitze, die, wenn es Noth thäte, veröffentlicht werden würden. Graf Benedetti jedoch versuchte keine weitere Antwort, und ließ seines Gegners letzte Beschuldigung unerwiedert.

Dies sind die eingeräumten Thatsachen; welches Urtheil würde ein unparteiisches Gemüth über sie fällen? Wenn ähnliche Beweise bei einem Falle des täglichen Lebens in England vorlägen, so könnte es bezüglich der zu ziehenden Schlüsse kaum zwei verschiedene Ansichten geben. Die meisten englischen Grundbesitzer, sei es in ihrer Eigenschaft als Magistratspersonen oder als Geschworene in den großen oder speciellen und kleinen Juries, sind im Stande, Beweisbelege zu beurtheilen, und daran gewöhnt, je nach dem Werth derselben, über Leben, Freiheit und Eigenthum ihrer Mitbürger zu bestimmen. Wie würden dieselben nun mit einem Gefangenen verfahren, der unter Umständen, die denen des Benedetti'schen Projektes genau ähnlich wären, der Fälschung angeklagt wäre? Es ist leicht, die Züge des wirklichen Falles auf einen erdichteten Fall zu übertragen, der unserer gewöhnlichen Erfahrung näher steht.

Nehmen wir an, daß zwei Geschäftsfirmen durch ihre respectiven Agenten A und B vertreten, geschäftliche Verhandlungen mit einander geführt, wobei B ausgesprochener Maßen angewiesen gewesen, von dem durch A vertretenen Hause Geld zu erlangen. Räumen wir ferner ein,

daß in dem Verlaufe der Unterhandlung hinsichtlich des Geldes, ein ungesetzlicher Weg, dasselbe zu erlangen, diskutirt worden war — auf den Vorschlag des B wie A angiebt, oder auf den Vorschlag des A, wie B aussagt.

In Folge eines Rechts-Streites, der zwischen beiden Häusern ausbricht, behauptet A, B habe einen Wechsel gefälscht und vorgeschlagen, die durch A repräsentirte Firma sollte behülflich sein, Geld darauf zu erlangen. B läugnet voll Entrüstung das Faktum; A jedoch präsentirt den Wechsel in B's Handschrift. B erkennt seine Handschrift an, sagt jedoch, er habe den Wechsel nur auf A's Anweisung ausgefüllt, und ohne jede betrügerische Absicht, was, wie er hinzusetzt, leicht bewiesen werden könnte, wäre nicht seine Korrespondenz mit A verloren gegangen. Hierauf bringt A die Korrespondenz (von welcher B geglaubt, sie wäre längst verbrannt), und dieselbe enthält Privatbriefe von der Firma an ihren Agenten B, welche zur Fälschung des Wechsels deutlich auffordern. B verstummt, als er diese Briefe sieht.

Würde ein englischer Richter, Geschworener, Magistrat unter diesen Umständen wegen der Schuld des B. unschlüssig sein, welche mutatio mutandis genau die des Benedettischen Falles waren.

Allein Graf Benedetti, dem es natürlicherweise darum zu thun war, sich von der Schuld, einen schändlichen Plan in Vorschlag gebracht zu haben, freizusprechen—um so mehr als derselbe ohne Resultat geblieben—schreibt, während er die überführenden Beweisstücke in seines Gegners Händen läßt, zu seiner eignen Vertheidigung ein Buch. Und was finden wir in jenem Buche? Manches zur Rechtfertigung der diplomatischen Carriere Benedettis; wie er sich mit dem Erfolge in drei verschiedenen Missionen brüstet—nämlich der Erlangung der Abtretung von Nizza und Savoyen, des zwischen Preußen und Oesterreich nach Sadowa abgeschlossenen Friedens, der verlangten Zurückziehung der hohenzollerschen Candidatur. So weit mag das Buch seinem Zwecke entsprochen haben, aber es macht sogar nicht einmal den Versuche das einzige Vertheidigungsmittel, welches der „Projektsfall" zuließe, in Anwendung zu bringen. Die klaren vorliegenden Fakta waren die Existenz eines schimpflichen „Projekts" zu einem geheimen Vertrage

mit Preußen (anerkanntermaßen in Benedettis Handschrift), und der Umstand, daß das „Projekt" Frankreich wesentlich das gegeben hätte, was er zu verlangen instruirt war—Gebietsentschädigung. Wenn, wie Benedetti behauptet, das „Projekt nicht sein eigenes—obwohl es seine Handschrift trug—sondern Bismarcks war, und von Frankreich verworfen wurde, so könnte der Thatbestand sich leicht durch die Correspondenz zwischen dem Gesandten und seiner Regierung beweisen lassen. Es muß eine erste Depesche von ihm vorhanden sein, welche den überraschenden Vorschlag nebst seiner eignen Antwort mittheilte; sei es nun, daß er das Projekt der Entscheidung seiner Regierung unterstellt oder dasselbe auf eigene Verantwortlichkeit hin abgelehnt habe. Es muß die Antwort der Französischen Regierung vorhanden sein, die ein Anerbieten zurückwies, das für jede achtbare Regierung beleidigend gewesen sein würde, und wahrscheinlich noch eine weitere Correspondenz über diesen Gegenstand. Authentische Briefe solchen Inhalts würden affirmative Beweise geliefert haben, gerade wie die gänzliche Abwesenheit jeder Erwähnung des „Projektes," hinsichtlich seiner Wirklichkeit als negatives Beweismittel gelten dürfte. Herr Benedetti jedoch bringt keine derartigen Briefe zum Vorschein, noch andere gleichzeitige Documente, obwohl er Seite 195 einen Brief von Rouher, datirt 6. August 1866, Cercay, und ein Schreiben des Ex-Kaisers vom 26. August 1866 anführt. Der Brief des Ex-Kaisers, sofern er etwas beweist, beweist die Bereitwilligkeit desselben, sich mit den Ländern anderer Völker zu beschäftigen (in diesem Falle Sachsen) und enthält den verdächtigen Paragraphen, „Aber alles dieß, darf nur auf freundschaftliche „ Weise beigebracht werden. Der Vertrag muß geheim bleiben." Warum geheim, wenn er ehrlich war? Wo Benedetti seine eignen Briefe gibt, stellen sie das sehnliche Verlangen der französischen Regierung fest, deutsches Gebiet zu erlangen, und die seiner Ansicht nach, gänzliche Hoffnungslosigkeit eines Erfolges. Sie sprechen von dem Bewußtsein der deutschen Nation, daß französischer Ehrgeiz eine wirkliche Gefahr für sie sei. So schreibt er S. 172 :—„Der Kronprinz, auf „ den die Gefahr der Politik, die man verfolgt, einen tiefen Eindruck „ macht, sagte kürzlich zu einem meiner Collegen mit äußerster Erregt-

„ heit, daß er den Krieg einer Abtretung der Grafschaft Glatz, im „ Austausch gegen die erworbenen Herzogthümer, vorzöge. Kurz, Herr „ Minister, ich kann in der öffentlichen Stimmung Preußens das „ Eintreten einer wirklichen Beruhigung constatiren; wenn sie jedoch „ aufgehört hat, uns offen feindselig zu sein, so ist sie darum noch „ keineswegs eine günstige und erheischt noch immer die äußerste Vor- „ sicht. Trotz augenblicklich obwaltender Umstände und der vorherrschen- „ den Ueberzeugung, daß man möglicherweise unserer Unterstützung „ bedürfen könne, vergißt man hier nicht, daß Preußen den Ehrgeiz „ anderer Mächte nicht zu fürchten brauche; daß man aber in Frank- „ reich von der Eroberung der linken Rheinseite träumt. Diese „ Ueberzeugung beunruhigt die öffentliche Stimmung, und verhindert „ sie, dem Kaiser die gebührende Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. „ (Die Preußen mögen denken, ihm jene Gerechtigkeit bei Sedan „ erwiesen zu haben.) So weit also gibt Graf Benedetti nur zu, was „ die ganze Welt wußte—daß Frankreich gierig nach dem Gebiete seines „ Nachbars trachtete, und daß Preußen entschlossen war, keines abzutreten. Verknüpft man diese Geständnisse mit der Thatsache, daß der Ex-Kaiser das Herzogthum Luxemburg verlangte, als er kein preußisches Gebiet bekommen konnte, so wird dadurch die frühere Wahrscheinlichkeit des „Projektes" keineswegs geschwächt.

Graf Benedetti aber wußte, daß er nicht nur sich selbst zu reinigen, sondern die Schuld und das Odium des „Projekts" auf von Bismark wälzen mußte; und in seiner Vorrede, S. 10, scheint er dieß Ziel vor Augen zu haben:—" Sie werden bemerken, daß ich Ihnen nichts über „ den vermeintlichen Vertrag gesagt habe, den ich, wie man annimmt, „ Herrn v. Bismarck zur Genehmigung vorgelegt hätte. Ich habe die „ Sache bereits erklärt, aber ich werde auf sie zurückkommen in dem „ Werke, das ich Ihnen anzeige," (sein Buch ist hier gemeint.) Benedetti stellt ferner in seiner Vorrede die Behauptung auf, daß wenn Preußen unterlegen, statt siegreich gewesen wäre, Graf Bismarck einen Akt solcher schändlichen Treulosigkeit nicht hätte überleben können; der Sieg aber decke jede Schändlichkeit. „Die Vorsehung jedoch hat ihr „ letztes Wort nicht gesprochen, und wenn das Glück uns wieder lächelte,

„ oder die nun von Preußen angeregte Frage neue Verwicklungen ver-
„ ursachte, so würden gewisse Kabinete, wie die von London und Brüssel
„ weniger Reserve zeigen, als sie bis jetzt gethan haben," (eine diploma-
tisch geheimnißvolle Phrase): „Sie würden dann vielleicht den klaren
„ Beweis erlangen, daß das Projekt, Belgien wieder mit Frankreich
„ zu vereinigen, eine rein preußische Idee war. Was würde
„ dieser Streich des Herrn von Bismarck überhaupt weiter beweisen?
„ Daß jeder, der mit ihm zu thun hat, eine Hintergehung zu befürchten
„ hätte."

Was der Verfasser mit diesem Ausfalle meinte, ist nicht sehr verständlich. Wenn der Beweis für seine Behauptung erst kommen soll, wenn das Glück Frankreich wieder lächelt, mögen wir lange zu warten haben; welche weiteren Beweise hat er unterdessen vorzubringen, die seine behauptete Unschuld und die Schuld des Grafen Bismarck feststellen würden? Absolut nichts! Seite 194 sagt Benedetti sehr wahr,
„ Man wird mich fragen, warum ich nicht meine Correspondenz vom
„ Ende des Jahres 1866 zur Unterstützung meiner Argumente vor-
„ bringe? Der Grund ist folgender:—In jenem Augenblicke gab es
„ keinen Minister des Auswärtigen. Herr Rouher hatte die Corres-
„ pondenz, die ich mehrere Tage lang mit ihm geführt, nicht im aus-
„ wärtigen Amte hinterlegt, weil er es nicht übernommen hatte."
Fatale Behauptung! Graf Bismarck erscheint als Nemesis der Französischen Diplomatie. Im Jahre 1870 trat er Frankreich mit dem Original-Texte des skandalösen „Projektes" entgegen, und 1871 rief er die fehlenden Documente aus ihrem Verstecke hervor, die seinen Gesandten vernichten sollten. Diese Dokumente waren wirklich für Herrn Benedetti verloren, der sehnlichst gehofft haben muß, daß dieselben das Licht nie wieder erblicken; aber sie wurden in der Rüstkammer seines Gegners sicher aufbewahrt, um im kritischen Momente vorgewiesen zu werden.

Es ist eine Eigenschaft des starken, ungestümen und etwas herrschsüchtigen Charakters des Grafen Bismarck, sich sehr klar auszusprechen und gerade aufs Ziel los zu gehen. Seine Antwort auf Graf Benedettis versuchte Rechtfertigung war die Veröffentlichung der eigenen

Correspondenz des unglücklichen Gesandten mit seiner Regierung und der Instruktionen, nach denen er handelte, im deutschen Reichs-Anzeiger. Die Veröffentlichung fand am 20. Oktober 1871 statt, und wenn jemand vorher den französischen Ursprung des berühmten Projektes bezweifelt hatte, so ließ sie für eine solche Ungläubigkeit keine weitere Entschuldigung übrig.

Ein erster Brief vom Gesandten, bei seiner Ankunft in Berlin, an den auswärtigen Minister Frankreichs ist von 5. August datirt, und bestätigt den Empfang des "Textes der geheimen Bedingungen." Er spricht den eifrigen Entschluß des Gesandten aus, die Ansichten seiner Regierung durchzusetzen; er glaube, Festigkeit werde die beste Politik sein. Er setzt hinzu—was den Grafen Bismarck beim Lesen amüsirt haben muß,—daß, wenn er das Temperament dieses Ministers bedenke, es nicht in des Schreibenden Absicht liege, anwesend zu sein, während Bismarck zur Ueberzeugung gelange, daß wirklich das linke Rheinufer verlangt würde; daß er aber eine Copie des Schriftstückes in seinen Händen lassen, und ihn des andern Tages besuchen wolle und dann Bericht erstatten werde, in welcher Laune er ihn gefunden habe. Ueber jenen Punkt ließ der furchtbare Kanzler bei der nächsten Zusammenkunft keinen Zweifel aufkommen. Er sagte Benedetti, daß die Forderung Krieg bedeute, und daß er, um ihn zu verhüten, wohl daran thun würde, die Dinge persönlich in Paris auseinanderzusetzen. Benedetti ging nach Paris zurück, und der Ex-Kaiser veröffentlichte einen Brief, der die Aufregung legen sollte, welche das Verlangen nach deutschem Gebiete in ganz Deutschland hervorgebracht hatte. Als Benedetti nach Berlin zurückgekehrt war, wurde ihm eine schriftliche Instruktion geschickt, die den wesentlichen Inhalt des „Vertrags-Projektes" enthielt, jedoch auch Abweichungen zuließ, die in Anwendung kommen sollten, je nachdem die Laune Preußens, d. i. des Grafen Bismarck sie räthlich erscheinen lasse. Die Grenzen von 1814 und die Annexion von Belgien und Luxemburg wurden verlangt, nebst einem geheimen Offensiv- und Defensiv-Vertrag zwischen Frankreich und Preußen. Wenn die Grenze von 1814, welche Frankreich Saarbrücken, Saarlouis, und Landau gäbe,—„letzteres wäre ja, wie der Text lautet, nur ein verfalle-

nes Nest," unannehmbar gefunden würde, so sollte das Herzogthum Luxemburg in dem öffentlichen Vertrage genannt werden, und die Wiedervereinigung Belgiens der Gegenstand eines geheimen Vertrages sein. Um England zu versöhnen, könnte Antwerpen zum Freihafen gemacht werden; es dürfe jedoch nicht an Holland kommen, noch dürfe Preußen in den Besitz von Maastricht gelangen. Was schließlich Frankreich zum wenigsten verlange,—wenn über andere Punkte Schwierigkeiten entständen—sei die Erwerbung Luxemburgs in einem offenen Vertrage, und Belgiens durch eine geheime Convention. Aber es müsse ein Offensiv-und Defensiv-Vertrag zwischen Frankreich und Preußen geschloßen werden, der Frankreich die Wahl der Zeit für eine Annektirung Belgiens ließe und Preußen zu einer Unterstützung vermittelst Waffengewalt verpflichte; * wahrscheinlich gegen englische oder russische Einmischung.

Dies waren die allgemeinen Grundzüge der Forderungen, die Graf Benedetti nach der in einer Depesche vom 16 August enthaltenen Instruktion in Berlin stellen sollte. Auf diese Depesche antwortet er am 23., indem er einen Entwurf zu einem Vertrage einschickte, welcher ganz im Sinne jener Instruktionen abgefaßt war. Der Entwurf ist in Paris mit Zusätzen und Verbesserungen in einer anderen Hand versehen und nimmt, so geändert, die genaue Form des bekannten „Vertrags-Projektes" an. Man darf wohl sagen, daß es keines weiteren Beweises bedurfte und kein Beweis so weit gehen konnte, die Thatsache festzustellen daß, das Vertrags-Projekt in Graf Benedettis Handschrift in Uebereinstimmung mit den Instruktionen seiner Regierung entworfen war. Daher folgt, daß die Behauptung, Graf Bismarck habe ihn angerathen, gänzlich falsch ist. Jener Minister aber, der die ganze offizielle Correspondenz zwischen Benedetti und der französichen Regierung in seinen Händen hatte, hielt es für passend, noch mehr von den vermeintlich fehlenden Dokumenten ans Licht zu ziehen. Er ver-

* Da Frankreich solche Hülfe gegen Belgien nicht nöthig haben konnte, so suchte es offenbar die Unterstützung Preußens gegen die befürchtete Einmischung Englands oder Rußlands.

öffentlichte den Brief des auswärtigen Ministers von Frankreich, worin er Graf Benedetti den Empfang des Vertrags=Entwurfes meldet. Er ist auf offizielles Kanzlei Papier geschrieben. Er spricht von einer Entschädigung an Holland für den Verlust Luxemburgs,* von den Kosten des Uebereinkommens, und kommt zurück auf die sofortige Besitznahme von Luxemburg und die zukünftige Annexion Belgiens nach dem geheimen Vertrage. Die Depesche ist lang, und zeigt in manchen verschiedenen Wendungen, daß die Annexion Belgiens beim Kaiser feststand. Ein Antwortschreiben von Graf Benedetti vom 29. August, drückt Zweifel darüber aus, ob Graf Bismarck wirklich entschloßen, seine Rolle in dem geplanten geheimen Vertrage durchzuführen. Benedetti äußert einen Argwohn, daß Preußen mit Rußland in Unterhandlung gestanden, und solche Versprechungen seiner Hülfe erhalten habe, und geringen Werth auf eine französische Allianz legen dürfte.

Dieß scheint der Anfang des Endes der Intriguen des Grafen Benedetti gewesen zu sein. Er hatte um diese Zeit seinem Gegner die Waffen in die Hand gegeben, die dieser stets zum Verderben gegen ihn kehren konnte. Er war in Unterhandlungen hineingezogen worden, die Zeitverlust brachten; Preußen hatte unterdessen seine Magazine wiedergefüllt, die Lücke, welche der letzte österreichisch=preußische Feldzug verursacht, ausgefüllt, und sich möglicherweise die Allianz Rußlands gesichert. Die Unterhandlungen wurden jedoch damals noch nicht abgebrochen. Obgleich Benedetti genug Scharfsinn besaß, um schon damals einzusehen, daß es Preußen nicht um einen Vertrag zu thun war, der Frankreich allein Vortheil bringen mußte, so war er einem Bismarck doch nicht gewachsen. Das Ziel dieses scharfsinnigen Ministers war, wie er uns erzählt, im Interesse des F r i e d e n s; doch überlassen wir die „französischen Diplomaten jenen Illusionen, die ihnen so eigenthümlich „sind."

Graf Bismarck hielt es nicht für nothwendig, mehr von der in Cerçay weggenommenen Correspondenz zu veröffentlichen, obgleich er von

* Die Anspielung auf diese Entschädigung an Holland für den Gebietsverlust, widerlegt gänzlich die Behauptung, daß Preußen selbst in Holland Besitz ergreifen wollte.

einem der Briefe spricht, der in Benedettis „Handschrift sei, wie so viele „andere interessante Dokumente derselben Art." Er schließt die veröffentlichte Correspondenz mit den Worten: „Wir haben jedoch keinen „Wunsch, uns in Enthüllungen einzulassen, außer denen die durchaus „nothwendig sind, um uns zu vertheidigen. . . . Bis wir gezwungen „werden, diese Arbeit wieder aufzunehmen, werden wir der Versuchung „widerstehen, einen rückhaltloseren Gebrauch von dem disponiblen „umfangreichen Material zu machen."

Es ist unnöthig zu sagen, daß Graf Benedetti eine Verwirklichung dieser Drohung nicht herausforderte. Ganz und gar durch dieselben Dokumente wiederlegt, auf die er sich zu stützen vorgab, um seine Unschuld festzustellen, da er an ihre Nicht-Existenz glaubte, stand er durch seine eigene Zeugen, die gleichsam aus dem Grabe hervorgerufen waren, vor Europa überführt da. Und wessen ist das napoleonische Frankreich in der Person seines Gesandten überführt worden? Es kann ohne Scheu erwiedert werden: Eines wortbrüchigen, schändlichen und seeräuberischen Planes gegen einen schutzlosen, harmlosen Nachbar, den zu vertheidigen es durch einen Vertrag verpflichtet war. Es verlohnt sich der Mühe, diesen Punkt zu untersuchen, weil er den Maßstab für die politische Moralität in einem Lande abgibt, das nach napoleonischen Grundsätzen regiert wird, und für die Sicherheit, die jedes schwache oder unvorbereitete Land genießen würde, sollte diese verderbliche Regierung wieder hergestellt werden.

Wenn wir dieses benedettische Projekt als „seeräuberisch" qualificiren, so ist das Wort in demselben Sinne gebraucht, in dem es Lord Palmerston einmal gebrauchte * zur Bezeichnung eines Angriffes gegen eine friedliebende, harmlose Macht, ohne Anlaß und vorausgegangene Kriegserklärung. Denn wir können annehmen, daß keine derartige

* Als Lord Palmerston 1840 erfuhr, daß Frankreich vorhabe, Minorka, das Besitzthum Spaniens wegzunehmen, um sich an den andern Mächten zu rächen, schrieb er in einem Briefe an Earl Granville vom 8. Oktober 1840, „Was nun das Erste anbelangt, so würde es (und Sie werden den Gedanken in höflichen Ausdrücken zu übermitteln verstehen,) nichts mehr und nicht weniger als ein Akt der Seeräuberei sein."—Leben Lord Palmerstons, B. II., S. 339.

Erklärung stattgefunden haben würde, wo sogar für diplomatische Vorstellungen kein Schatten von einem Grunde vorhanden war. Es ist für die französische Regierung die günstigste Voraussetzung, wenn man annimmt, daß sie einem vorher beschloßenen Akte gesetzloser Gewalt nicht unnöthige falche Vorwände hinzugefügt haben würde, sondern eine oder zwei Armeen nach Belgien haben marschiren lassen und Besitz genommen hätte. Es dürfte eine Proklamation an das belgische Volk erlassen worden sein, worin man ihm zu seiner Wiedervereinigung „mit Frankreich gratulirt hätte, mit den gewöhnlichen Phrasen über die Gemeinschaftlichkeit der Sprache und Abkunft; vielleicht auch hätte der moderne Cäsar zum Beweise hiefür die Stelle seines großen Vorbildes citirt: Horum omnium fortissimi sunt Belgæ." Auch dürfte man eine diplomatische Note an die verschiedenen Cabinete Europas gerichtet haben, welche die Rechtlichkeit der „Wiedervereinigung" vom napoleonischen Standpunkte aus, dargelegt haben würde. Aber nichts konnte natürlicherweise ihre klare Ungerechtigkeit mildern oder entschuldigen. Was Napolen III gegen Belgien beabsichtigte, dürfte er mit eben so geringer oder vielmehr geringerer Ursache gegen England, als einem mächtigeren Staate, oder gegen irgend ein Land in Anschlag bringen, das sich dem täuschenden Glauben hingäbe, daß eine Invasion nur im Kriege geschehen könne.

Eine solche Verletzung allen Völkerrechts würde zu den napoleonischen Traditionen passen. Sie würde minder gemein sein, als des ersten Napoleons verrätherischer Angriff Spaniens; eines Landes, das damals im engsten Bunde mit ihm war, und ihn thatsächlich mit Kriegsschiffen und Soldaten versah. Der projektirte Angriff Belgiens würde wahrscheinlich nicht mit all dem Truge und den Lügen eingeleitet worden sein, wie die hinterlistige Gefangennahme der spanischen Königsfamilie und verrätherische Besitzergreifung der spanischen Festungen. Die zwei Akte jedoch gleichen sich in ihren Hauptzügen hinlänglich, um den Satz zu rechtzufertigen, daß ein napoleonisches Frankreich, wie es stets der Fall gewesen, eine Gefahr für Europa und ein Fluch für Frankreich sein müsse. Das wahre Wesen des Napoleonismus ist die Unterschiebung des Flittergoldes „Ruhm" für das solide Gold der Ehre und Ehrlichkeit.

Es kann nicht zu häufig wiederholt werden, daß Herr Thiers, indem er aus einem Manne, der weder verläßig, ehrlich, noch achtbar war, den nationalen Helden machte, seine Landsleute—und wie sein Betragen 1840 zeigte—sich gleichfalls demoralisirte. Die alles durchdringende Idee des napoleonischen Frankreichs ist, daß „Ruhm," der dort wiederum nur ein Synonym für französischen Erfolg ist, alles heilige—sogar einen offenbaren Verstoß gegen Wahrheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Völkerrecht. Diese Perversion des nationalen Gewissens machte die schändlichen geheimen Unterhandlungen hinsichtlich Belgiens im Jahre 1866 möglich. Es war dieselbe Ursache, die zu den falschen Vorwänden im Juli 1870 führte. Der beste Freund Frankreichs kann nicht bedauern, daß es sich sogar durch die größten militärischen Unglücksfälle und eine noch schmachvollere diplomatische Bloßstellung von der sittlichen Degradation des Napoleonismus los machen sollte. Seine Schande ist trotz der deutschen Occupation seines Territoriums in diesem Augenblicke geringer, als sie gewesen sein würde, wenn die Besitzergreifung Belgiens nach dem benedettischen „Projekte" zur Ausführung gekommen wäre.

Von der Klausel in dem projektirten Vertrage, die eine Offensiv-und Defensiv-Allianz mit Preußen als eine Waffe gegen England stipulirte, ist nicht nöthig, zu sprechen. Sie war natürlich eines „loyalen Alliirten" sehr unwürdig; mit der beabsichtigten Besitznahme Belgiens verglichen, erscheint sie freilich von geringerer Unbilligkeit. Sie sollte jedoch die Augen der Engländer öffnen über die Stellung derjenigen Staaten des Continents, welche das Unglück hatten, zur Zeit der napoleonischen Regierung Grenznachbarn von Frankreich zu sein. Jene Engländer ebenfalls, welche gegen die vermeintliche Härte der deutschen Friedensbedingungen disputirten, oder diejenigen, welche behaupteten, das was auch der erste Napoleon nach Jena gethan habe, die moderne Civilisation und Humanität das Zurückhalten des Gebietes eines Feindes verwerfe, können vom benedettischen „Projekte" lernen, wie weit ein solches Raisonnement sich auf Frankreich anwenden läßt. Das Land, welches die Aneignung des ganzen Gebietes seines Nachbars im Frieden in Vorschlag brachte, kann sich über den Verlust zweier eigenen Provinzen im

Kriege nicht beschweren. Das benedettische „Projekt" hat noch eine andere, kaum minder wichtige Seite als die, welche bereits besprochen wurde. Bis zu welchem Punkte war Graf Bismarck der Mitschuldige des Grafen Benedetti?

Der Vertrag ist projektirt zwischen Frankreich und Preußen, wahrscheinlich zu ihrem gegenseitigen Nutzen und auf Kosten Belgiens und des Königs von Holland—sollte er die angebotene Entschädigung für das Herzogthum Luxemburg ausschlagen. Es ist gezeigt worden, wie man leicht hätte schließen können, daß das „Projekt" von Frankreich ausging, um dessen Interessen es sich am sichtbarsten handelte; ermuthigte oder förderte nun Graf Bismarck wirklich den Plan, und wenn sich dies so verhällt, bis zu welchem Grade?

Es gibt zwei Operationslinien, die der preußische Kanzler muthmaßlich eingeschlagen haben könnte; den dritten, von Graf Benedetti angedeuteten, kann man, als den erwiesenen Thatsachen zuwiderlaufend, außer Auge lassen.

Erstens kann er die Vorschläge des Grafen Benedetti mit Wohlgefallen und der Absicht, sie auszuführen, aufgenommen haben.

Zweitens mag er das Projekt, vom Grafen Benedetti blos entgegengenommen haben; und da er sah, daß eine direkte Weigerung einen Krieg beschleunigen konnte, sich den Weg der Unterhandlungen offen gehalten haben, um Zeit zu gewinnen.

Es ist unnütz zu sagen, daß das erstere für Preußen kaum eine geringere Schmach gewesen wäre, als es für Frankreich war, die erste Idee zu dem Anschlage gegeben zu haben. Die Frage ist: Wurde jener Weg eingeschlagen? Um uns eine Meinung zu bilden, haben wir erstlich zu erwägen, daß der Vertrag, der Frankreich alles gegeben hätte, was es begehrte, nie abgeschloßen wurde, und daß das Hinderniß, wohl kaum von Frankreich hervorgerufen wurde; daß Benedetti in seiner Correspondenz als die Unterhandlungen noch nicht weit gediehen waren, seine Ueberzeugung ausspricht, daß Prenßen in seiner Bereitwilligkeit den Vertrag abzuschließen, nicht aufrichtig sei; daß, während der Vertrag Frankreich viel geben würde, er Preußen oder Deutschland (an Land) absolut nichts gäbe—ein Einwand, den der Ex-Kaiser vorgesehen hatte;

daß nicht anzunehmen ist, die Antwort auf diesen Einwand, wie sie die Correspondenz von Benedetti gibt, habe Preußen befriedigt, da sie nur in der Behauptung bestand, daß der Vertrag Preußen die Allianz Frankreichs sichere. Schon das Ziel des Vertrages muß die Werthlosigkeit solcher Versicherungen bewiesen haben, da dasselbe für den Mangel aller und jeder Aufrichtigkeit und Ehrbarkeit der Contrahirenden Beweis ablegte. Wollte man ferner sagen, daß Preußen nichts durch den Vertrag gewinnen würde, so hieße das die Sache zu gering schätzen. Es war sehr gegen sein Interesse, einen ehrgeizigen militärischen Nachbar an seine eigene Grenzen, von Maastricht bis zur südlichsten Spitze Luxemburgs zu placiren. So hätte Preußen also, durch die Annahme des Vertrags, sich der Schande einer grundsatzlosen Verschwörung ausgesetzt, einen möglichen Feind statt eines Neutralen an seine Grenze gestellt, sich dem gerechten Groll Englands ausgesetzt und, ohne einen Fußbreit Landes zu gewinnen, einen gefährlichen Nebenbuhler bedeutend stärker gemacht.

Vergleichen wir ferner noch Graf Bismarck mit seinem diplomatischen Gegner, und wissen wir, daß er auch, ohne sich einer solchem Gefahr oder Nachtheil auszusetzen, alles erlangte, was der Vertrag ihm könnte gegeben haben, so erscheint die Schlußfolgerung unwiderlegbar. Die reichlich bewiesene Geschicklichkeit des Grafen Bismarck berechtigt mindestens zu der Annahme, daß er nicht in die Falle gegangen, die sein unbeholfener Gegner auch nicht einmal mit einem Köder zu spicken für nöthig gefunden hatte.

Man hat hier kein Gewicht auf die Erwägungen der Moral gelegt, die dessenungeachtet, Preußen hierbei mehr oder weniger beeinflußt haben müssen. Obgleich es ein betrübendes Faktum ist, daß ein europäischer Herrscher sich gefunden, der den Plan zu einem verrätherischen Angriff auf einen friedfertigen Nachbar schmieden konnte, so würde sogar die Theorie des Zufalls darauf hinweisen, daß sich deren nicht zwei fänden, die gleich bereit dazu gewesen wären. Es ist eine unwürdige Sitte einiger Männer der Oeffentlichkeit in England gewesen, den König von Preußen zu verläumden; wirkliche Gründe hierfür existiren nicht, während anderseits wesentliche Gründe vorhanden sind, ihn einer

unehrenhaften Handlung unfähig zu halten. Es muß auch daran erinnert werden, daß die Deutschen, ein moralisches und religiöses Volk, das den Krieg und seine Opfer scheut, eines Tages mit offenem Abscheu gehört haben würde, daß ihr Land verpflichtet sei, für Frankreich zu streiten, um dieses in dem Besitz eines gestohlenen Landes zu erhalten. Endlich, wenn Preußen die lästigen Verpflichtungen des projektirten Vertrages übernommen hätte, so müßte sein einziges Motiv eine unwürdige Furcht vor Frankreich gewesen sein, und daß es Schande der Gefahr vorzog. Ist das der persönliche Charakter des Königs, des Kronprinzen, oder Bismarcks?

Die zweite Erklärung des Antheils, den der preußische Unterhändler hinsichtlich des Benedettischen „Projektes" genommen haben kann, läßt keine derartigen Einwände zu. Obwohl der „Vertrag," wie wir ihn kennen, Preußen offenbar schädlich war, wenn er abgeschlossen wurde, so konnte derselbe ihm als ein Gegenstand weiterer Verhandlungen höchst nützlich werden, da Frankreich, so lange die Verhandlungen schwebten von jeder Aggression abgehalten wurde. Wenn man die Verhältniße Preußens zu jener Zeit betrachtet, so wird man sehen, wie wichtig ein Aufschub für dasselbe war, wenn Frankreich, wie möglich schien, einen Angriff vorhatte, die begehrten Territorien an sich zu reißen.

Die süddeutschen Staaten, auf deren Mitgehen Preußen hätte bestehen müssen, wenn es hoffte, dem Feinde gewachsen zu sein, hatten ihm erst zwei Monate vorher im Bunde mit Oesterreich gegenübergestanden. Die annectirten Provinzen waren in dem Kriege auch Feinde gewesen und ihre Einwohner, obwohl Deutsche ihren Gesinnungen nach, fern davon, Preußen zu sein. Die Gluth wilder Leidenschaften, welche der Krieg geschürt hatte, konnte sich der Natur der Dinge nach, in zwei oder drei Monaten nicht vollständig gelegt haben; noch hatte in der That die Organisation, in der Verwaltung und beim Militär des neuen Königreiches Preußen, mehr denn gerade begonnen. Der große preußische Minister hatte eine Riesenarbeit unter Händen in jenem Monate August, als der französische Gesandte zu ihm kam, mit dem Anerbieten einer schändlichen Allianz, und der nicht dunklen Andeutung, daß die Ablehnung ein Bruch sei. Ein Krieg mit Frankreich in jenem Momente

konnte das Wiederauflodern des Bürgerkrieges in Deutschland und die Vernichtung des großen deutschen Einigkeitswerkes bedeuten, das Preußen auszuführen im Begriffe war. Es ist daher sehr begreiflich, daß ein Minister, der dieselben Eröffnungen einige Monate später mit Entrüstung zurückgewiesen, und dem Gesandten vielleicht die Thür gewiesen hätte, sich gezwungen sehen konnte, in so höchst kritischem Momente, eine Politik der Aufschiebung zu befolgen. Daneben stimmt es mit dem Charakter des deutschen Kanzlers überein, daß er ein Vergnügen daran gefunden, „die französischen Diplomaten jenen Illusionen zu über„lassen, welche ihnen eigen sind," wie er sich ausdrückte, und sich in ein diplomatisches Schachspiel eingelassen, bei welchem er seiner eigenen Ueberlegenheit sicher war. Daß Graf Bismarck seine eigene geistige und diplomatische Ueberlegenheit gefühlt haben muß, ist klar, denn er setzte seinen Gegner nicht nur Schachmatt, sondern machte ihn auch lächerlich, indem er ihn dazu veranlaßte, die Beweise für den beabsichtigten Verrath in seiner eigenen Handschrift zu liefern—die einzige Waffe, mit welcher der Verrath selbst, parirt werden konnte.

Dieser Punkt ist, da er den Charakter der Großmacht, die das Primat von Europa angetreten hat, kennzeichnet, von europäischem Interesse; auf ihm scheinen die zukünftigen Hoffnungen dieses Continents zu beruhen. Es wäre eine traurige Aussicht, wenn eine principlose und aggressive Macht durch einen auffallenden Akt der vergeltenden Gerechtigkeit fallen sollte, nur um einem andern, weder besseren noch gewissenhaftern Nebenbuhler Platz zu machen. Glücklicherweise erscheint, bei gewissenhafter Prüfung der Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten, die Geschichte des deutschen Kanzlers so zusammenhängend und wahrscheinlich, wie seines Gegners Geschichte das Gegentheil. Ein anderer französischer Diplomat der Zeit, der Herzog von Gramont fühlte sich veranlaßt über den übelersonnenen und schlecht ablaufenden Bruch von 1870 zu schreiben. Auch er war in diplomatische Berührung mit dem furchtbaren Kanzler gekommen, und hat kürzlich zu seiner eigenen Rechtfertigung wie sein Agent Graf Benedetti ein Buch * veröffentlicht. Es hatte

* „Frankreich und Preußen vor dem Kriege," von dem Herzoge von Grammont, dem ehemaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Seite 158-9.

keinen großen Erfolg, noch konnte es seinem Hauptzwecke nach einen solchen haben; aber es ist grausam gegen den Grafen Benedetti, indem es seine Wahrhaftigkeit angreift, gerade den Punkt, wo dieser in seinem Streite mit Graf Bismarck der Hülfe bedürfte. Benedetti will in seiner eigenen Geschichte über den Bruch von 1870, die Verhandlungen glücklich zum Abschluß gebracht haben, als sein officieller Vorgesetzter der Herzog alles umwarf, indem er ihn anwies, eine neue Forderung zu stellen. Hierauf antwortet der Herzog von Grammont, indem er seinen Gesandten „höflichst der Lüge" zeiht, in einer originellen und etwas wunderlichen Phrase. Nachdem er gesagt hat, daß er „einige klägliche „Irrthümer im Buche des Grafen Benedetti corrigiren müße," fährt er fort: „Es schmerzt mich, in formellster Weise den Behauptungen „eines Agenten zu widersprechen, mit dem ich lange auf gutem Fuß „gestanden hatte, und der mein College war, bevor Verhältnisse ihn „unter meine Befehle stellten; aber Fakta haben bisweilen ihrer „Natur nach etwas Strenges und Unbeugsames, das sich nicht mildern „läßt (Les faits ont quelquefois par eux-mêmes une espèce „de brutalité, dont il est presque impossible de tempérer „l'expression.)" und die Thatsachen, wie sie der Herzog gibt, scheinen dem Gesandten zu widersprechen. Die Beiden mögen jedoch die Frage über ihre beiderseitige Wahrhaftigkeit unter sich abmachen; Fürst Bismarck wird aber ohne Zweifel den seinem Gegner ertheilten Wischer sehr opportun gefunden haben. Der Herzog lieferte gelegentlich noch eine andere Waffe gegen Benedetti, indem er (in keineswegs überzeugender Weise) den Beweis zu führen sucht, daß Preußen, nicht Frankreich 1870 den Krieg wünschte, und hinzusetzt "*Is fecit cui prodest.*" Sicher war es Frankreich, nicht Preußen, dem der projektirte Vertrag Vortheil bringen sollte; derselbe mußte somit nach des Herzogs Theorie auch von Frankreich ausgehen.

Gegen die zahlreichen Beweise, welche die Behauptung des Grafen Bismarck feststellen, scheint anderseits nur einer von einiger Bedeutung, der Beachtung werth. Es scheint beinahe unglaublich, daß ein französischer Diplomat von einiger Fähigkeit ein so fatales Dokument, wie das „Projekt" seinem Gegner in die Hände geben sollte, ohne seinen

Weg klar vor sich zu sehen und sich seines Bodens sicher zu fühlen. Auf diesen schwierigen Punkt wirft die Erzählung des Grafen Benedetti kein Licht, denn es kann natürlich Niemand die Theorie annehmen, daß er in harmloser Einfalt alles niederschrieb, was ihm sein verschmitzter Gegner diktirte, und er ihm das verhängnißvolle Papier ohne einem Gedanken des Argwohns übergab. Wenn dem so ist, „Wozu „verbrachte er dann, wie die Times schrieb, sein früheres Leben in der „Levante, oder war er, der Sohn eines griechischen Vaters * in Corsika „geboren?"

Die Lösung der Schwierigkeit läßt sich in der Thatsache finden, daß der französische Gesandte, der französische Minister des Auswärtigen und der Ex-kaiser selbst, dem Grafen Bismarck nicht gewachsen waren. Zweimal traf es sich für den Ex-Kaiser, dem es durchaus nicht an Fähigkeiten fehlte, daß er mit Männern, von bei weitem größerer Verstandeskraft als er selbst besaß, in Berührung kam,—nämlich Cavour und Bismarck. In beiden Fällen wurde er geschlagen und verlor seinen Kopf. Es hielte schwer sich zwei Männer zu denken, die einander weniger glichen als Cavour und Bismarck, und Verhältnisse, welche in gewissen Hinsichten mehr von einander abweichen, als die in Italien und Preußen; aber der schmiegsamere Italiener und mannhafte Teutone schlugen in gleicher Weise den Mann, der nie daran zweifelte, daß er der Herr der Situation sei, und der es in Wirklichkeit war. Aber ob aus übergroßem Vertrauen oder aus irgend einem andern Grunde übertrug Napoleon das auswärtige Amt einem Manne, der nach

* Die Worte des Artikels mögen vom Gedächtniße nicht correkt wiedergegeben sein. Diejenigen, welche das Mittelmeer kennen, wissen wohl, daß die Corsen nicht die arkadische Unschuld repräsentiren, und daß von den Griechen noch gilt, was einst Byron sang:

„Nach des Nachbar's Häfen die Segel er hiſſ't
Mit dem Sprichworts-Trug—und der alten List."

Was die Bewohner der Levante anbetrifft, so leben sie noch genau nach den Worten der Schrift, die man nur unmerklich zu ändern braucht: Ein jeder betrüge und thue es seinem Bruder zuvor." Aber sogar da würde ein Grieche-Korse im Wettstreit noch beträchtlich im Vortheil sein.

Bismarck * „stets als der mittelmäßigste Diplomat galt, und als solcher Napoleon III. bekannt war.“ Von jenem „höchst mittelmäßigen“ Diplomaten erhielt Benedetti natürlich seine Instruktionen; ein Spiel aber zwischen dem ersten Staatsmane seiner Zeit und einem beschränkten Kopfe, mußte natürlich zu Ueberraschungen und auffallenden Resultaten führen. Welchen Antheil die den französischen Diplomaten eigenen Illusionen bei der Verhandlung hatten, oder welches die Natur derselben war, hat Graf Bismarck nicht erörtert. Wenn sie in dem Glauben bestanden, daß andere Nationen die Franzosen ansehen, wie die Franzosen sich selbst, oder daß jeder französische Diplomat natürliche Vortheile voraus hat, die seinem Gegner fehlen, so dürften diese Illusionen zur Niederlage des Grafen Benedetti beigetragen haben.

Fassen wir alle bekannten Einzelnheiten der denkwürdigen Verhandlung mit den ersichtlichen Interessen der streitenden Parteien, und das wirkliche Resultat ins Auge, so ist es nicht schwer, die fehlenden Verbindungsglieder in Uebereinstimmung mit der Wahrscheinlichkeit und den Aufstellungen des Grafen Bismarck zu finden. Graf Benedetti wurde nach Berlin geschickt, mit Forderungen nach deutschem Land und Festungen, deren Abtretung weder die Ehre noch die Sicherheit zuließ. Die Forderung war so übel gewählt und so beleidigend, daß der friedliebendste Deutsche Krieg bei weitem vorgezogen hätte. Graf Bismarck erkannte sofort seinen Vortheil; denn sein Gegner hatte gerade das Schlachtfeld angeboten, auf dem sich ganz Deutschland vereinigen würde und müßte. Er erwiderte Benedetti einfach, daß die Forderung Krieg bedeute und daß er, wenn der Kaiser denselben nicht wünsche, besser nach Paris zurückginge und auseinandersetzte, wie die Sachen ständen. Benedetti erklärte prahlerisch auf seinen Forderungen bestehen zu müßen, kehrte nach Paris zurück und theilte seinem Gebieter mit, daß deutsches Gebiet nur durch einen glücklichen Krieg erlangt werden könne.

* Jules Favre sagt in seiner Regierung der Nationalen Vertheidigung, Bd. I., S. 177, daß Graf Bismarck in seiner Unterhandlung mit ihm zu Ferrières äußerte: „Ein solcher Entschluß von Männern wie Herr de Grammont und „Herr Ollivier; der erstere ist stets nur der mittelmäßigste Diplomat gewesen. Napo„leon III beurtheilte ihn gleichfalls so.“

Napoleon III erkannte seinen Fehler und überlegte, daß so lange er seine Besitzungen vergrößern und angrenzendes Gebiet haben könnte, es nichts ausmachte, auf wessen Kosten dies geschähe. „Es ist übel, einen Wolf scheren," sagt das Schottische Sprichwort, und da war das belgische Schaf mit seinem reichen, unbeschützten Fließ, das den Scherer lockte. Graf Benedetti kehrte mit seinen neuen Instruktionen zurück. Es war nicht länger preußisches noch sogar deutsches Gebiet, (Luxemburg ausgenommen, das in einem politischen Sinne, deutsch war,) das verlangt werden sollte. Luxemburg gehörte dem Könige von Holland, der entschädigt werden konnte. Belgien war vorher französisch gewesen und konnte mit Frankreich wieder vereinigt werden. („Wiedervereinigung und Rektificirung der Grenzen" sind diplomatische Ausdrücke für Räuberei.) Durch diesen Plan würde Deutschland selbst nichts verlieren und konnte offen darum angegangen werden, bei der Beraubung Anderer mitzuhelfen. Dies war augenscheinlich der rohe Entwurf zu dem berühmten „Vertrags-Projekte." Er wurde zuerst ohne Zweifel versteckt und später in seiner ganzen Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit, seiner principlosen Gier und kurzsichtigen Schlauheit dem—von allen Männern in der Welt—Grafen Bismarck vorgelegt! Daß dieser mit einem Blicke die Schwäche seiner Gegner und den gewaltigen Vortheil sah, den Preußen von einem solchen Mißgriffe ziehen konnte, heißt einfach sagen, daß es Graf Bismarck war. Die Politik des Ex-Kaisers hatte Frankreich ohne einen einzigen Freund gelassen, England ausgenommen, und hier war ein Plan, der sich auf Verrath gegen diesen Freund gerade stützte.

Alles, was Preußen für sich bedurfte, hatte es bereits erreicht. Seine Politik ging dahin, den status quo aufrecht zu halten, und keineswegs das Territorium und die militärische Macht Frankreichs zu vergrößern; noch weniger, ihm seinen Raub gegen den begreiflichen Groll Englands oder Rußlands zu garantiren. Das Spiel des Grafen Bismarck war einfach Aufschub; jeder Monat stärkte die neue Organisation Deutschlands. Wenn sich der französische Unterhändler nur der Illusion hingeben wollte, daß er seinen scharfsinnigen Gegner überliste, und irgend einen Beweis von dem beabsichtigten Verrathe, der

Frankreich England gegenüber compromittiren sollte, beibrachte, so war das diplomatische Spiel gewonnen; und gewonnen war es sicher—mit wie vieler Geschicklichkeit von Seiten des preußischen Spielers, dürfte die Welt nie erfahren. Der erstaunlich falsche Zug seines französischen Gegners, wird aber stets die Schande französischer Diplomaten bleiben.

So gelesen, ist die ganze Geschichte vollständig verständlich, zusammenhängend und wahrscheinlich. Sie wirft einen ganz unauslöschlichen Schandflecken auf die Ehre des napoleonischen Frankreichs, compromittirt jedoch Preußen nicht.

Eines aber bleibt unerklärt und unverständlich. Einige Engländer, die wissen, daß ein französisches „Projekt" zu einem verrätherischen Angriffe Belgiens mit einer ebenso verrätherischen Vorsichtsmaßregel gegen englische Einmischung, und noch dazu in der Handschrift des französischen Gesandten existirt, schwatzen dessenungeachtet noch heute von unserm „getreuen Alliirten!"

Zum Nutzen solcher Personen ist im Appendix eine unparteiische Anschauung eines Amerikaners über die ganze Sache hinzugefügt, nebst einem lithographirten Fac-Simile des berühmten „Vertrag-Projektes."

Kapitel VII.

Rückblick auf die englisch-französische Allianz.

Die größte politische Thatsache in der Geschichte der letzten vierzig Jahre und der Mittelpunkt um den sich, man darf so sagen, die Geschichte Europas gedreht hat, ist die Allianz oder das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und England gewesen. Zum Glück ist für die gerechte Würdigung jenes Bündnisses, diese Allianz zu keiner Parteifrage in England gemacht worden, da jede Partei im Staate in gleicher Weise den Werth und das Wünschenswerthe dieser Verbindung anerkannt hatte. Sie hat ihre Wechselfälle, Schwierigkeiten und sogar Gefahren gehabt; sie ist für England nicht in allen Fällen vortheilhaft gewesen; aber doch sind ihre Resultate im Allgemeinen für den Frieden und die Freiheit Europas, die Ruhe und Sicherheit Frankreichs und Wohlfahrt Englands günstig gewesen.

Dieß zugegeben, läßt sich die Frage noch von einer andern Seite betrachten, die man nicht übersehen sollte; sei es um einen Maßstab für die Vergangenheit zu erlangen, oder um einen Führer für die Zukunft zu haben. In jenem Lichte betrachtet, wird es sich zeigen, daß das englisch-französische Bündniß precär, einseitig und voll von Gefahren war, die den kaum vermutheten Ansprüchen der Franzosen entsprangen; Ansprüche die eine englische Regierung zu keiner Zeit anerkannte. Vereinzelte Facta aus der Geschichte der Vergangenheit mögen für die Zukunft vergleichsweise von geringer Bedeutung sein; wo aber jene Thatsachen einer arroganten, übelbegründeten und unzuläßigen politischen Theorie entsprangen, da verleiht jene Theorie den Thatsachen Bedeutung. Es ist hier behauptet, daß so lange jene Allianz bestand, die französische Politik mehr oder weniger von der Theorie beeinflußt

war, daß Frankreich Europa, nicht aber Europa Frankreich befehlen dürfe. Mit anderen Worten, daß Frankreich eine Suprematie hergestellt, der sich andere Nationen unterwerfen sollten. Jene politische Anmaßung, die bei aufgeklärten Franzosen in einer falschen Auffaßung der Geschichte, und bei der Mehrheit darin wurzelte, daß sie überhaupt nichts von Geschichte wußten, mag Engländern unglaublich erscheinen; diese Anmaßung beherrschte jedoch die Politik des Herrn Thiers, der als Repräsentant französischer Staatsmänner betrachtet werden kann, und verwickelte vor dreißig Jahren Frankreich nahezu in einen Krieg mit ganz Europa.

Um diese Ansicht festzustellen, ist es nur nöthig—obgleich wir dadurch den Ereignissen, für die wir diesen Rückblick bestimmt haben vorgreifen—auf die Begebenheiten von 1840 zurückzublicken. Bei jener Gelegenheit wich in einer hochwichtigen Frage von europäischem Interesse, dem türkisch-ägyptischen Kriege, die Ansicht Frankreichs von der der andern Großmächte ab. Im Verlaufe der Verhandlungen gab das französische Cabinet, welches hinsichtlich Aegyptens seine eigenen Anschauungen hatte, aber mit England dafür war, daß man sich dem Einfluße Rußlands in Constantinopel widersetze, dem Admiral Roussin folgende Instruktionen:—„Es ist sehr unwahrscheinlich, daß „ der Sultan zu der bewaffneten Einmischung Rußlands seine Zuflucht „ nehmen sollte, bevor der Kourier seine Bestimmung erreicht; sollte „ er es jedoch thun, so müßten Sie in Gemeinschaft mit Lord Ponsonby, „ *oder sogar ohne ihn, wenn er sich weigert, mit* „ *Ihnen zu gehen*, zu einer bewaffneten Intervention schreiten," (französischen.) Die französische Regierung hielt sich somit für berechtigt, in der orientalischen Frage für sich allein zu handeln. Spät im Jahre 1840 kamen die vier andern Großmächte zu einem vollkommenen Einverständniße über jene Frage; Frankreich aber, das Aegypten unabhängig von der Pforte machen wollte, weigerte sich, ihre Politik zu adoptiren, und sie handelten ohne es. Herr Thiers sagte hierauf in der französischen Kammer (wie früher erzählt wurde) daß er gegen ganz Europa Krieg angefangen haben würde, weil dieses es gewagt, in einer Sache allgemeinen Interesses ohne die Mitwirkung

Frankreichs * vorzugehen. Herr Thiers glaubte also, daß während Frankreich unabhängig von Europa handeln dürfe, jenes Recht nicht gegenseitig sei. Solche Anmaßung von Seiten eines aufgeklärten Staatsmannes wie Herr Thiers, kann nur dadurch erklärt werden, daß er über einem zu emsigen Studium der blendenden Epoche des französischen Kaiserreiches den allgemeinen Lauf der Geschichte und den Umstand vergessen hatte, daß England zu keiner Zeit, sich von Frankreich Gesetze vorschreiben ließ. Was die weniger hervorragenden Franzosen anbelangt, welche denselben Standpunkt einnahmen, so rührte ihre Anmaßung von der wirklich staunenswerthen Unkenntniß der Geschichte her, die von Ausländern in Frankreich bemerkt worden ist. † Die jämmerliche, unglaublich jämmerliche Verwaltung der brittischen Marine ‡ in den

* Siehe Seite 145.

† Die in Frankreich herrschende Unwissenheit in der Geographie ist sprichwörtlich, und gab den besser unterrichteten Deutschen während des letzten Krieges viel Stoff zum Lachen. Herr Ernst Feydeau sagt in seinem unterhaltenden aber etwas gehäßigen Werkchen, L'Allemagne en 1871, von den Deutschen, "S'ils connaissent mieux que nous la géographie de la France," als wenn es die Schuld der Deutschen gewesen wäre, daß französische Lehrer keinen besseren Unterricht gäben. Aber auch in ihrer Kenntniß der Geschichte scheinen die Franzosen nicht weiter vorgeschritten zu sein. Als ein Beispiel das einem französischen Schriftsteller dem Herren M. A. Laya entnommen, siehe S. 134, von dem man als einem Advocaten, einem früheren *Chef de cabinet du Ministre de l'intérieur* und einem Politiker hätte erwarten können, er wisse etwas von Geschichte, als ein Beispiel, sage ich, diene eine Aeußerung des Herrn Laya, Band II, S. 169, "Le capitaine "Anglais qui prit Gibraltar fit ce haut fait d'armes dans le même temps que "le grand Marlborough rapportait à Londres les trophées de la Hollande!" und etwas weiter, "La Hollande n'est plus par elle" (*i. e.* England) "qu'un "trophée et qu'un souvenir." Herr Laya denkt augenscheinlich, daß "Le grand "Marlborough" Holland nahm, und daß England jene Trophee noch besitze. Es würde wahrscheinlich eine Ueberraschung für ihn sein, wenn er erführe, daß Marlborough, weit davon entfernt Holland zu nehmen, im Gegentheil von jenem Lande beträchtlich unterstützt wurde, französische Festungen einzunehmen, und daß außer diesen, seine Tropheen in französischen Kanonen, Fahnen und nicht wenigen Gefangenen bestanden, worunter ein Französischer Marschall sich befand. Sicher verdiente es Marlborough, daß die Franzosen ihn im guten Andenken behalten, wenn auch nicht in einem dankbaren.

‡ Im Jahre 1834-5 reducirte das brittische Ministerium aus ökonomischen Rücksichten sogar die Ausgaben welche zur Vervollständigung unserer Kriegsschiffe in Friedenszeit nöthig waren, und sandte sie mit halber Bemannung auf die See, und die Linienschiffe

Jahren (1835-1839) ermuthigte wahrscheinlich das französische Cabinet zu der Sprache, die es zu führen für gut fand.

Welche wirkliche und unläugbare Kennzeichen finden wir nun, wenn wir auf die ganze Geschichte dieser wichtigsten politischen Periode zurückblicken?

Gleich im Beginne des Jahres 1830 fand sich auf Seite Englands die vollständigste Herzlichkeit, und auch nicht die Spur von Eifersucht und Argwohn; es lag factisch kein Grund vor, letzteres Gefühl aufkommen zu lassen. Wir hatten damals keine Interessen, die denen Frankreichs entgegen gelaufen wären, und keinen Groll. Die jüngste Revolution, die Frankreich eine parlamentarische Monarchie gegeben hatte, welche der unsern sehr ähnlich war, ließ eine politische Sympathie zwischen uns Platz greifen und der tapfere Kampf, durch den die Franzosen erreicht hatten, was wir als ihr gesetzliches Recht ansahen, gewannen ihnen unsere Bewunderung und Gunst. Ein jeder der sein eigenes Gedächtniß in Bezug auf jene Krisis befragen kann, wird sich erinnern, das wir unsere ehrliche und aufrichtige Sympathie unseren französischen Nachbaren geschenkt hatten, und daß sich auf unserer Seite nicht der Schatten eines Grundes fand, warum die beiden Nationen nicht gute Freunde werden sollten. Warum sollte ein solcher vorhanden gewesen sein? Unter uns selbst war die größte Einigkeit—ein guter Grund für ein Wohlwollen gegen Andere. Unsere Lage zur See betrachteten wir geradezu als unangreifbar. Die Admiralität, (wie sie von früheren Boards übernommen war) hatte damals unsere glänzende Stellung als Herrin über die Meere, die wir in hundert Kämpfen gewonnen hatten, noch nicht eingebüßt. Die Lorbeeren von Spanien und Waterloo waren noch grün auf der Stirne unserer Soldaten, unser Einfluß in Europa war noch unumschränkt; und während wir uns im eigenen Lande für unverwundbar ansahen, nährten wir eine etwas weit-

---

mit halber Ausrüstung. Wir waren um diese Zeit einem Bruche mit Frankreich nahe, und doch schickten wir unsere Admirale auf entfernte Stationen in Linienschiffen, denen die tiefere Bestückung fehlte, und die leicht als Beute in die Hände einer französischen Fregatte hätten fallen können.

gehende Idee von dem, was wir, wenn die Noth es verlangen sollte, auswärts thun könnten.

Was eine Eifersucht auf Frankreich anbelangt, so ließ sie schon unser Chauvinismus nicht zu! Unsere gutmüthigen brittischen Philister hielten es für ihren ersten Glaubensartikel, daß wir zur See stets die Franzosen geschlagen und, wenn wir die Sache mit Ernst in die Hand nahmen, zu Land ebenfalls. Was die Colonien betrifft, so hatte Frankreich kaum irgend welche, außer denen, welche wir ihm beim Frieden zurückgegeben; in unserer Behaglichkeit, glaubten wir annehmen zu müssen, daß die Franzosen uns als Feinde sehr genützt, da sie unsern Kriegsruhm erhöht hatten. Wir hatten, in der That, keinen schwachen Punkt, keine Niederlagen zu vergeben, keinen Verlust an Territorium zu beklagen, nicht das Gefühl gescheiterter Plane im letzten Kriege, das uns den Gedanken hätte nahe legen können, wir dürften bei einem frischen Streite besseres Glück haben. Der Frieden von 1815 ließ unsererseits nichts zu wünschen übrig.

So weit also unsere eigene Stimmung gegen Frankreich in Betracht kam, war sie äußerst herzlich.

Auf französischer Seite jedoch war jede solche Herzlichkeit unmöglich gemacht, nicht sowohl durch die geschichtlichen Thatsachen als die Einbildung französischer Geschichtschreiber und anderer Schriftsteller. Seit Waterloo war die pariser Presse stets bemüht gewesen, Engländer und englische Politik in gehässigen Farben zu malen, und dabei mit jener Nichtachtung der Wahrheit verfahren, welche, wie französische Gewährsmänner uns berichten, die erste Ursache zu dem Verfalle der Nation war. Wenn Engländer im entferntesten diesen Portraits ähnlich gewesen wären, so würde keine Allianz mit solchen Ungeheuern möglich gewesen sein und die Franzosen schenkten diesen Porträts Glauben. Der harmlose englische Tourist (der sich vielleicht selbst nicht bewußt war, warum er die Reise unternommen hatte) wurde von den Durchschnitts-Franzosen als ein „Emissär des infamen Pitt" betrachtet, dessen Ziel irgend ein erschreckliches Projekt gegen Frankreich sei; thatsächlich entsprach der John Bull, wie ihn unsere Nachbaren sich dachten, der Wirklichkeit, wie es etwa die Bewohner eines anderen Planeten thun möchten.

So war denn beim Beginne der Allianz keine Erwiederung eines freundschaftlichen Gefühles vorhanden, noch, wie gezeigt werden wird, viele Jahre hindurch — etwa ein Viertel Jahrhundert; erwägt man dieses, so wird ihre Geschichte verständlicher sein.

Das Englisch-französische Bündniß mag betrachtet werden, wie es unter der Regierung Louis Philipps, von 1830-1848, und später unter dem zweiten Kaiserreiche bestand. In der ersten Periode waren die Gefühle des französischen Volkes, mit sehr wenigen achtbaren Ausnahmen, England sehr feindlich, während die französische Regierung unaufrichtig war, und eine Politik der Intrigue und Chikane befolgte, welche ihren Höhepunkt in dem heimlichen Anschlag der spanischen Heirathen erreichte.

Unter dem zweiten Kaiserreich hatte die feindliche Gesinnung des französischen Volkes bedeutend abgenommen, war jedoch immer noch stark genug, um zu Zeiten, besonders 1858-9 in voller Kraft sich Bahn zu brechen. Die Regierung oder vielmehr der Kaiser, war persönlich England freundlich gesinnt, und glaubte daß die französisch-englische Allianz sein wahres Interesse sei. Aber in seinem brütenden Conspiratoren-Geist scheint er stets daran gedacht zu haben, daß eine Invasion Englands eines Tages die Politik Frankreichs sein dürfte und so richtig hatte er die Schwäche des Systems unserer Admiralität beurtheilt daß er thatsächlich zweimal eine Ueberlegenheit an verwendbarer Seemacht erlangte, die genügte, eine Invasion * möglich zu machen, während wir damals weder eine Armee noch eine Miliz hatten.

Die Generation, deren urtheilsfähige Erinnerung mit dem Krim-

* Wenn Jemand hieran zweifelt, so werden seine Zweifel wahrscheinlich verscheucht werden, wenn er den Artikel über die Marine in der Quarterly Review vom Januar 1873 liest. Keinem der mit Marine-Angelegenheiten bekannt ist, wird es schwer werden, den Verfasser anzugeben, den Mann, der im höchsten Grade competent ist, über jedes Schiff in unserer eigenen und jeder fremden Marine Auskunft zu geben. Was den Leser wahrscheinlich am meisten auffallen wird, dürfte die Zähigkeit sein, mit der Frankreich, nachdem es uns an Panzerschiffen überlegen war, diese Ueberlegenheit während Jahren behaupten konnte! Natürlich wurde das brittische Publikum in glücklicher Unwissenheit gehalten darüber, was das bessere System Frankreichs zu thun im Stande war und gethan hatte.

kriege beginnt, dürfte etwas überrascht gewesen sein, als sie jüngst in der T i m e s folgende gelegentliche Anspielungen zu lesen bekam: „Zur „Zeit der Regierung Louis Philipps, als Haß gegen England als ein „Prüfstein für französischen Patriotismus galt." Die Ueberraschung wäre wohl noch größer gewesen, wenn man ihnen gesagt hätte, daß wir mit keinem Volke der Welt so häufig im Begriffe gestanden, Krieg anzufangen, wie mit den Franzosen; von den zahlreichen und vollständigen Unterbrechungen aller diplomatischen Beziehungen während jener Allianzperiode gar nicht zu reden. Beides indessen ist für viele eine Sache persönlicher Erinnerung, und läßt sich so leicht feststellen, als andere Thatsachen.

Von einem englischen Minister mag gesagt werden, daß er die Allianz eingeleitet, ihre Kindheit überwacht und dieselbe fast so lange sie existirte, in Kraft gehalten habe. Sie war sein eigenes Werk, für das er ein specielles Interesse fühlte, da er sie mit seinem officiellen Leben identificirte, und kein Mann, ob lebend oder todt, kann eine bessere Autorität für ihre Geschichte sein, als jener Minister. Den Namen des Lord Palmerston erwähnen, heißt jedem Engländer sagen, daß keine bessere Garantie für die Wahrheit in jeder Beziehung gegeben werden kann.

Um nun die wirkliche Natur unserer Beziehungen mit Frankreich unter der Verwaltung des Lord Palmerston kennen zu lernen, sind wir heute im Stande seine Briefe an unseren Gesandten in Paris * zu lesen, die jede Unterhandlung in allen ihren Phasen deutlich zeigen. Für einen Jeden, der sich mit der Idee an jene Correspondenz machte,

* Das Leben des Viscount Palmerston von Sir Henry Lytton Bulwer, 2 Bände, dürfte den Einwand auf sich laden, daß es diplomatische Verhandlungen bekannt mache, die noch lebende Staatsmänner berühren. Auf alle Fälle gibt es dem Publikum die Gelegenheit, die Wahrheit zu erfahren und seine Enthüllungen zeigen, auf welch schlüpferigem Boden wir mit unserem loyalen Bundesgenossen standen. Siehe besonders B. II., Seiten 28-9, 30, 35, 37, 39, 41, 49, 52, 53, 56, 66, 69, 74, 92-3, 100, 101-2 109, 131, 238, 343, 283, 292, 304-5, 310, 311, 318, 321, 323, 327, 328, 334 336, 338, 342, 345, 351, 359, 364, 365. Kein Leser, der an einen getreuen Bundesgenossen geglaubt hat, kann über diese Seiten hinblicken, ohne daß sich sein Gefühl aufs Entschiedenste empört.

daß sie sich auf einen „aufrichtigen Bundesgenossen" beziehe, muß das Resultat ziemlich bestürzend sein. Wir finden, daß bei den vielen internationalen Fragen, über die wir zwischen 1830 und 1840 mit Frankreich in Unterhandlung standen, die französische Regierung auch nicht ein einziges Mal einem offenen und ehrlichen Verhalten auch nur nahe gekommen wäre und daß Lord Palmerston, um „unseren getreuem Alliirten" davon zurückzuhalten, daß er nicht gegen seine Verpflichtungen unerlaubte Vortheile wahrnehme, während dieser Zeitperiode thatsächlich nicht weniger als neunmal zu Kriegesdrohungen übergehen mußte. Dies war überdieß um die Zeit, als die „Juli-Monarchie," wie sie damals hieß, keinen andern Freund in Europa hatte als England und unsere Allianz, als ein Schild gegen das kaum verhehlte Uebelwollen der Großmächte, höchst schätzbar für sie war. Aber die angeborene Zweideutigkeit des Königs und die feindselige Stimmung des Volkes, setzten die friedlichen Anstrengungen Lord Palmerstons auf die härteste Probe. Mehrere Jahre bevor die Unredlichkeit und die Chicanerien des französischen Kabinets in den spanischen Heirathen ihren Höhepunkt erreichten,—die eine Zeitlang die Allianz aufhören ließen— finden wir, wie Lord Palmerston seinen gerechten Unwillen in einem Briefe an Lord Granville vom 16 April 1840 Ausdruck verleiht:

„Mein lieber Granville—

„Es ist seit langer Zeit augenscheinlich, daß die französische Regierung uns in der Angelegenheit von Buenos Ayres getäuscht hat, wie sie dies bei fast allen Gelegenheiten gethan, über welche wir irgendwie mit ihr in Verhandlung getreten sind— wie z. B. in Spanien, Portugal, Griechenland, Türkei, Aegypten, Persien, bezüglich allen welchen, ihre Sprache in directem Widerspruch mit ihrem Verhalten gewesen ist. Die Wahrheit ist, mit welchem Widerwillen man diese Anschauung auch bekennen mag, daß Louis Philipp ein Mann ist, auf den kein festes Vertrauen gesetzt werden kann. So steht es mit ihm, *und wir nennen ihn unsern Bundesgenossen*; nur sollten wir uns durch Erfahrung belehren lassen und seinen Behauptungen und Versicherungen keinen größeren

„ Werth beilegen als ihnen gebührt; besonders wenn, wie in dem „ Falle mit Aegypten, seine Worte nicht nur von seinem Verhalten „ abweichen, sondern sich geradezu widersprechen. Das Kabinet ist „ entschlossen, daß wir ohne Verzug die Franzosen hinsichtlich ihrer „ Flotte zu einem klaren und definitiven Abkommen veranlassen; wenn „ sie nicht die Zahl der Schiffe auf zehn reduciren werden—die Zahl, „ welche vergangenen Juli Soult Ihnen angegeben hat—die beabsichtigte Stärke der activen französischen Seemacht, so müssen wir vor's „ Parlament treten, um ein Supplementarvotum verlangen und als „ besonderen Grund die Rüstungen Frankreichs angeben, für die es „ keine Erklärung abgibt. Ich werde Ihnen und Herrn Guizot hierüber eine officielle Mittheilung machen. Soult und der König „ sagten Ihnen, und Sebastiani pflegte mir zu sagen, daß sie vergangenes Jahr von fünfzehn Linienschiffen als der „ beabsichtigten Zahl gesprochen hätten; Ihre Depesche zu Rathe „ ziehend, sehe ich aber, daß es zehn, und nicht fünfzehn „ waren."

Die französische Regierung, ohne Zweifel durch den schlechten Zustand unserer eigenen Marine und die Unfähigkeit der Admiralität, einige Extraschiffe zu bemannen, ermuthigt, hatte eine sehr überlegene Macht im mittelländischen Meere angesammelt. Etwas später drängte der französische Admiral * seine Regierung, unserer Flotte einen Schlag zu versetzen (ohne irgend welche Kriegserklärung), und einer Periode wirklich gefährlicher Ungewißheit wurde durch die Entlassung des Herrn Thiers aus dem Ministerium ein Ende gemacht.

Die gegebenen Auszüge (denen viele ähnliche hinzugefügt werden könnten) zeigen, daß die französische Regierung wenigstens recht eigenthümliche Ansichten über Treue gegen einen Alliirten hatte. Gleich die nächste Seite (in Lord Dalling's Leben des Lord Palmer-

* Admiral Lalande, der damals das Kommando über die, nach Ansicht französischer Marineofficiere, tüchtigste Flotte hatte, die Frankreich jemals besaß. Die brittische Admiralität hatte natürlich um diese Zeit das System halber Bemannung und halber Bestückung der Schiffe aufgegeben und unsere Flotte erholte sich von dem Zustande der Untüchtigkeit, in den „fähige Administratoren" sie in sieben Jahren gebracht hatten.

ston) zeigt, daß die französische Presse, die französische Kammer, und das französische Volk, in dem Wunsche, es andern zuvorzuthun, durchaus nicht hinter der Regierung zurückstanden. Lord Palmerston schreibt aufs Neue den 23. April 1840 an Lord Granville:

„Mein lieber Granville,—

„Was Sie von den Franzosen im Allgemeinen sagen, „ist sehr wahr; man darf ihnen nicht trauen, und sie spielen stets „eine Doppelrolle. Ich fürchte indeß, daß ihre Zweideutigkeit jetzt „nicht allein der Schwäche und Furchtsamkeit zugeschrieben werden „muß." (Lord Dalling setzt die Bemerkung hinzu: „Lord Granville „hatte Lord Palmerston darauf hingewiesen, daß es ein großer „Unterschied wäre, ob Unaufrichtigkeit aus dem Uebelwollen „oder der Schwäche und Furchtsamkeit entspringe. Der König „mag sich nicht mit uns streiten, so sagte er, aber eben so wenig „mit der französischen Kammer. Er betrachtet Aegypten nicht mit „gierigen Augen, aber er mag nicht mit denen zanken, die es thun;" und dies war vollkommen wahr, aber Palmerston erwiederte: „Ich „kann mich nicht an Motive halten, sondern muß auf Facta sehen, „und wenn ein werthgeschätzter Freund nicht als ein Freund handeln „will, so muß ich denken, er ist keiner.") Lord Palmerston fährt in seinem Briefe fort: „Die Wahrheit ist, daß König Louis Philipp den „auswärtigen Beziehungen Frankreichs ihre Richtung giebt, und man „sich sagen muß, daß wenn er ein sehr offener, gewissenhafter und „hochherziger Charakter gewesen wäre, er nicht auf dem französischen „Throne säße."

So sind die Meinungen, die sich Lord Palmerston und Lord Granville (und keiner verstand das französische Volk besser als sie) von unserem „getreuen Alliirten," in einer höchst kritischen Periode der englischen Geschichte, gebildet hatten. Glücklicherweise fanden wir für die Krisis zuverlässigere Bundesgenossen. Der Jugend und Leuten von mittlerem Alter mögen die Ereignisse des Jahres 1840 wie eine recht alte Geschichte klingen, allein der Premier-Minister Frankreichs im Jahre 1840, ist heute Präsident und der Mann, der mehr als

irgend ein anderer die Denkungsart der lebenden Generation gebildet hat. Kein Franzose, der an dem Glauben an die napoleonische Legende festhält, könnte eine Vorliebe für England haben.

Das Leben des Lord Palmerston ist leider nicht weiter als bis 1840 fortgesetzt, aber die, deren Erinnerung bis auf jenen Zeitraum zurückreicht, werden sich erinnern, daß die Aufrichtigkeit der französischen Regierung sich nicht besserte und die feindselige Stimmung unseres Bundesgenossen durch die Zurückweisung, die seine Politik in Aegypten erfahren hatte, noch verschlimmert wurde. Im Jahre 1844 waren wir einem Kriege nahe wegen Tahiti, wo der commandirende französische Officier gegen den englischen Consul brutal verfahren und ihn von der Insel vertrieben hatte. Lord Aberdeen hatte dem französischen Geschäftsträger in London mitgetheilt, daß der Consul in einem englischen Linienschiffe zurückgeschickt werden würde; als man ihm aber sagte, daß Frankreich einen solchen Act als Kriegserklärung ansehen würde, gab das brittische Kabinet nach. Um jene Zeit war die französische Flotte in einem vortrefflichen Zustande, und ihre Offiziere, unter ihnen ein königlicher Prinz (Joinville), sehnten sich lebhaft nach einem Zusammenstoße mit der unsrigen. In der That war von 1840—1846 die Stimmung unseres Bundesgenossen gegen uns eine so entschieden feindselige, daß sie keinen geringen Grad von Geduld und tactvoller Leitung von Seiten Lord Palmerstons und seines Nachfolgers erheischte.

Von den spanischen Heirathen im Jahre 1846 mag gesagt werden, daß sie für einige Jahre unserer Allianz mit Frankreich ein Ende machten. Wenn Lord Palmerston sechs Jahre vorher aufgehört hatte, an den redlichen Willen unseres Alliirten zu glauben, so würde es interessant sein, seine Empfindungen über jene Treulosigkeit kennen zu lernen, die allem die Krone aufsetzte. Wir kennen indessen das Urtheil Europas über einen Treubruch, welcher gewaltig zu dem Falle der Monarchie im Jahre 1848 beitrug, der man kein Mitleid schenkte, mißtraute, und die allgemein verurtheilt wurde.*

* In den jüngst veröffentlichten Memoiren des Baron Stockmar sagt

Glaubte Herr Thiers, als er (1870) unsere Regierung an die „vierzigjährige Allianz zwischen den beiden Ländern" erinnerte, die achtzehn Jahre der Regierungszeit Louis Philipp's einbegreifen zu müssen, als wenn diese uns schwere Verpflichtungen auferlegten? Wenn dem so war, so konnte er sicher Lord Palmerston nicht als Zeugen für französische Loyalität beibringen, und dieser würde kaum den Hrn. Thiers von 1840 citiren, dessen Bundestreue Europa nahezu in Brand setzte.

Von der englisch-französischen Allianz kann kaum gesagt werden, daß sie von 1846 bis zum Ende der französischen Republik im Dezember 1851 bestanden habe. Die durch die Revolution 1848 zur Macht erhobenen Abenteurer waren zu wenig bekannt, oder genossen zu wenig Vertrauen, um irgend welche cordiale Beziehungen zuzulassen. Sie machten einen sehr verwerflichen Versuch, sich Belgiens zu bemächtigen, indem sie eine Bande Raufbolde hinschickten, die eine Empörung ins Werk setzen sollten, und es wurde geglaubt, daß sie auch in London ihre Agenten hätten. Jedenfalls weist der chaotische, revolutionäre Zustand Frankreichs jeden Gedanken an eine Allianz eher zurück, als daß er dazu verlockte.

Mit der Herstellung des Kaiserreiches traten unsere Beziehungen in ein neues und mehr befriedigendes Stadium. Prinz Louis Napoleon hatte lange in England gelebt, daselbst Gastfreundschaft genossen, unsere Institutionen studirt (und unsere schwachen Seiten auch), und war nicht wenig erstaunt, daß eine Revolution, die in so manchen Ländern triumphirte, in London ohne Blutvergießen wiedergehalten wurde. Wie sein Onkel haßte er Revolutionen und ihre Anhänger, und fühlte wahrscheinlich, daß England, mit seinen soliden Institutionen, für seinen neu errichteten Thron* einen nützlichen Bundesgenossen abgeben

---

jener ruhige und bevorzugte Beobachter von den spanischen Heirathen, daß sie jede Spur von Vertrauen in die Aufrichtigkeit Louis Philipp's vernichtet und seinen Sturz beschleunigt hätten.

* Unter all den falschen Färbungen, durch welche Herr Thiers das Andenken an den ersten Napoleon populär zu machen suchte, ist die schlimmste die, ihn als den „Verfechter der Revolution" darzustellen. Die Kommunisten im Jahre 1871 zeigten ein besseres Verständniß, als sie seine Statue umstürzten.

möchte. Daß wir seine Regierung so schnell anerkannten, muß solche Empfindungen bei ihm gestärkt haben, und Napoleon III. entschied sich für die englische Allianz; jedoch mit dem Vorbehalt, stets für einen zeitgemäßen Bruch vorbereitet zu sein. Er verschwendete unermeßliche Summen, den Seehafen von Cherbourg zu vervollständigen; ein Werk, das fertig zu stellen die Kräfte seines Onkels überschritten hatte, und erlangte so für jede feindliche Operation eine vortheilhafte Basis. Er engagirte Herrn Dupuys de Lome, den besten Schiffsbaumeister seiner Zeit, die französische Flotte umzubauen, und während unsere Admiralität nichts als fehlschlagende Pläne fertig brachte, ließ Frankreich das erste und schönste Dampflinienschiff, den „Napoléon," mit 100 Kanonen, vom Stapel. In kurzer Zeit kam die französische Marine, die nur Dampfschiffe zählte, unserer eigenen gleich, und England hatte einen seiner gewöhnlichen „panischen Schrecken." Der Kaiser Napoleon hatte indeß nicht die Absicht, uns anzugreifen; er verlangte blos nach der Macht, dies thun zu können, und jene Macht sicherte ihm die Imbecilität unseres Admiralitäts-Systems. Die politischen Beziehungen der beiden Länder waren nicht cordial bis zum Krimkriege, während dessen Dauer die Allianz vielleicht zum ersten Mal eine Wirklichkeit war.

Es kann indeß weder factisch noch theoretisch einen größeren Irrthum geben, als die Idee der Franzosen, daß der Krieg ein von Frankreich gebrachtes edelmüthiges Opfer, zum Vortheil Englands war. Faktisch ist Frankreich mehr als England dabei interessirt, Rußland aus Konstantinopel fern zu halten. Von Konstantinopel zu schwatzen, als sei es in irgend einem Sinne der „Schlüssel Indiens," ist blanker Unsinn; und was Aegypten anbelangt, so ist es immer wahrscheinlicher gewesen, daß es in französische Hände als in russische fallen werde. Es ist weder die Absicht Englands noch Frankreichs, Aegypten von Rußland wegnehmen zu lassen, wenn es verhindert werden kann. Es war Frankreich, nicht Rußland, das dahin strebte, aus dem mittelländischen Meere einen „französischen See" zu machen, und deshalb konnte Frankreich weniger als England damit einverstanden sein, daß Rußland sich dort festsetze. Das sind Thatsachen; aber auch in der Theorie

würde es von Frankreich abgeschmackt gewesen sein, wegen eines englischen Interesses Krieg anzufangen, und dazu hatte der Kaiser zu viel gesunden Verstand. Er lud England ein, mit Frankreich gegen Rußland zu gehen, vorerst, wie Jedermann weiß, wegen des Streites Frankreichs mit jener Macht um die Schlüssel zum heiligen Grabe; zweitens, und mit vollem Rechte, weil Frankreich und England beide ein Interesse daran hatten, die Türkei zu vertheidigen. So beruhte das gemeinschaftliche Handeln der beiden Mächte auf der einzigen wahren Basis, dem gemeinsamen Interesse, und Keine konnte auf die Dankbarkeit der Andern Ansprüche erheben. In dem Kriege, der folgte, erwiesen sich die Franzosen als tapfere und tüchtige Bundesgenossen, wie erwartet werden durfte; wenn sie aber davon sprechen, daß sie sich bei Inkermann aufgeopfert hätten, um unsere Armee zu retten, so ist das eine ganz falsche Auffassung. Wenn sie die angegriffene Position nicht zu halten gesucht hätten, so würden sie sich selbst aufgeopfert haben, da die beiden Armeen in Wahrheit nur eine einzige waren und in der Niederlage der einen, die Niederlage der andern gelegen haben würde. Die französische Armee verdankte der englischen, die ihre Stellung gegen überlegene Streitkräfte zu halten suchte, gerade so viel, als die englischen Heere den französischen für ihre rechtzeitige Hülfe. Schließlich machte der Kaiser Frieden, als es seinem eigenen Zwecke paßte, ohne Rücksicht auf die Wünsche seines Alliirten; das war aber vielleicht zu entschuldigen, obwohl es beweist, daß er sich nicht einbildete, er kämpfe für uns.

Die Herzlichkeit, welche sich beim Anfange des Krimkrieges zeigte, währte nicht länger als der Krieg selbst, und während unser militärischer Ruf durch denselben auf dem Kontinent vielmehr Einbuße erlitt, brüsteten sich unsere Alliirten in ungebührlicher Weise,* und setzten unsere Soldaten herunter. Das Gefühl war unter unsern Officieren ziemlich allgemein, daß sich auf Seiten unserer Freunde Mangel an Edelmuth fände.

* Allen, welche die französischen Berichte über den Krieg gelesen, die officiellen einbegriffen, oder die Gemälde von den Schlachten gesehen haben, muß es aufgefallen sein, daß die brittischen Truppen „durch ihre Abwesenheit" glänzen.

Drei Jahre später gab der indische Aufstand dem Kaiser Napoleon eine günstige Gelegenheit, die er nicht versäumte, als ein guter Alliirter zu handeln. England nahm allerdings seine freundlichen Anerbietungen nicht an, da es dieselben nicht für nöthig hielt; sie waren aber deshalb nicht weniger wohlgemeint. Wenn jedoch Herr Thiers einen Anspruch auf brittischen Beistand im letzten Kriege auf die „Loyalität französischen Verhaltens während des indischen Krieges"* gründete, so darf man annehmen, daß nach seiner Auffassung der natürliche Weg der gewesen wäre, die Gelegenheit zu ergreifen, um uns Schaden zuzufügen.

Die öffentliche Stimmung in Frankreich war indessen zur Zeit des indischen Aufstandes, England nicht günstig und man hat Grund anzunehmen, daß der schnelle Triumph unserer Waffen unseren Alliirten eben so wenig willkommen war, als er erwartet wurde. Im Jahre 1858 herrschte, wie man sich entsinnen wird, eine große Gährung in Frankreich wegen der Weigerung Englands, seine Gesetze, hinsichtlich der französischen Verschwörer in London, abzuändern, und gewisse „französische Obersten" erboten sich freiwillig, (ihr Anerbieten wurde im officiellen Moniteur bekannt gemacht) die Mörder aus ihrem Schlupfwinkel (England) hervorzuziehen. Napoleon III. (es muß dies offen zugegeben werden) hatte einigen Grund, unwillig zu sein, da er dem Attentate auf sein Leben kaum um ein Haarbreit entgangen war; der Unwille seiner Unterthanen aber ist, mindestens eben so sehr auf Rechnung des alten Grolles gegen England zu stellen, als auf irgend welches Uebermaß loyaler Gesinnung. Das Jahr 1858 war in der That die Periode des dritten „von den drei panischen Schrecken," die so trefflich in H. Cobden's Pamphlet geschildert sind, und alle durch die maritime Thätigkeit unseres „getreuen Alliirten" hervorgerufen wurden. Da diese Thätigkeit zu einigen denkwürdigen Reden in beiden Häusern, zum bedeutenden Wachsthum unserer Marine, zu einem Votum von vielen Millionen zur Befestigung von Ports-

* Depesche des Herrn Thiers an Herrn Julius Favre, datirt London 13. September, 1870, von Letzterem citirt, Gouvernement de la Défense nationale, Seite 137.

mouth und anderen Plätzen, zur Schaffung unserer Freiwilligen-Corps und andern Vorsichtsmaßregeln führte, so können wir H. Cobdens Versicherung, daß keine Ursache für Besorgniß vorhanden war, nicht annehmen. Es war seine „fixe Idee," daß außer England kein Land zum Kriege und zu einem Angriffe geneigt sei; eine Idee, welche wahrscheinlich der gottlosen Wellington'schen Siegeslegende entstammte. Wirft man aber einen Rückblick auf die Pamphleten-Literatur in Frankreich um diese Zeit, so wird man Beweise genug von dem anti-englischen Grolle finden, um die Sache verständlich zu machen. Auch muß unter den Elementen dringlicher Gefahr unsere brittische Admiralität nicht vergessen werden; ein Departement, welches überall Panik verbreiten mußte, nur nicht bei unsern Feinden. Die Erklärung für jene Unruhe, die ohne Frage hinsichtlich einer französischen Invasion vorherrschte, liegt in einer Nußschale. Wir hatten Schiffe genug, sowie die Mittel, eine beliebige Anzahl zu bauen, und wir hatten Matrosen mehr als genug; aber von der Zeit an, wo das gewaltsame Werben von Mannschaften unmöglich wurde, hatten wir nie (noch werden wir sicherlich je haben) eine Admiralität, die fähig gewesen wäre, unsere Flotte für irgend einen bedeutenden Nothfall zu bemannen. Da die Franzosen das Problem für sich selbst gelöst hatten, so folgte—und wurde von dem ersten Lord der Admiralität im Parlamente zugegeben—daß unsere Nachbarn ihre Flotte jederzeit bemannen konnten, und wir die unsere, einige Monate oder Jahre später, nachdem wir die Nothwendigkeit davon eingesehen.

Obgleich Pamphlete gewöhnlich nur geringe Aufmerksamkeit erregen und verdienen, so gab es doch unter dem Kaiserreich eine Klasse Schriftsteller, von der vorausgesetzt wurde, daß sie von der Regierung „inspirirt" sei und von einigen ihrer Arbeiten darf man annehmen, daß sie den Geist—der Verfasser sicherlich, und möglicherweise auch den des Kaisers—wiedergeben. Nichts konnte England gegenüber so giftig und feindlich sein, als einige dieser Pamphlete und nichts sicherer, als daß die Stimmung, welche sie dictirte, eine Invasion Englands zum populärsten Unternehmen gemacht, welches der Exkaiser hätte unternehmen können. Vielen, vielleicht den meisten Engländern, sind dies

alles bloße Thatsachen, die man wohl kennt und deren man sich leicht entsinnt. Einer jungen Generation, die sich der drei panischen Schrecken nicht erinnern kann, möchte es einige Ueberraschung bereiten, wenn sie die Reden des Lord Lyndhurst, Lord Howden, H. Horsmann, Sir C. Napier 2c. läse und dabei erführe, daß sie sich nicht auf Rußland, einer neutralen Macht, sondern auf einen (vermeintlich treuen) Bundesgenossen bezögen. Als praktische Frage hat jede derartige Controverse jetzt ihr Interesse verloren; viele Jahre müssen verfließen, bevor Frankreich seine Hülfsmittel dazu verwenden kann, auf dem Meere mit England zu concurriren, da es in größerer Nähe und im eigenen Lande genug zu thun hat. Um aber Frankreich als einen Alliirten richtig zu würdigen, müssen wir seine Geschichte während der Zeit der Allianz mit uns studiren und sehen, bis zu welchem Punkte es,—nicht den Worten, sondern der That nach—uns treu war. Wenn wir finden, daß seine Presse bei der geringsten Veranlassung und bisweilen auch ohne solche, leidenschaftlich gegen uns loszog; daß sein Volk uns haßte, und seine Regierung uns in die ungeheuren Kosten stürzte, die unsere Vorbereitungen gegen einen Angriff verursachten, so müssen wir schließen, daß keine wirkliche Allianz zwischen uns bestand. Ueber die wirkliche Stimmung der französischen Bevölkerung gegen England drückte sich Lord Howden, als Einer, der besonders gute Gelegenheiten hatte, dieselbe kennen zu lernen, nachdem er vorausgeschickt, „daß er „in Frankreich lebte und seine gesellschaftlichen „Beziehungen sich hauptsächlich an jenes Land „knüpften," in folgender Weise aus: „Er glaube nicht, daß der „Gedanke, dies Land zu erobern, je irgend einem vernünftigen „Franzosen in den Kopf gekommen wäre, ebensowenig als irgend ein „geistig gesunder Engländer je den Gedanken gehegt hätte, daß wir „uns von Frankreich sollten erobern lassen. Er sei überzeugt, daß „nie irgend ein Franzose davon geträumt habe, diese Insel an sich zu „reißen, aber er sei beinahe ebenso sehr davon überzeugt, daß jeder „lebende Franzose sowohl bei Tag als bei Nacht, davon träumte, „dieses Land zu demüthigen und ihm die Stellung zu rauben, die es „allein unter den Nationen Europas einnähme, indem sein Boden

„ bis jetzt noch von keinem Feinde entweiht wurde......." Nachdem er gesagt, daß ein Krieg mit England Republikaner, Imperialisten, Orleanisten und Legitimisten zu einem Ganzen verschmelzen würde, setzte er hinzu: „Solch ein Krieg wäre der einzige, allgemein populäre „ in Frankreich; und wie unbesonnen der Angriff gegen England auch „ sein möchte, wie sehr er jede vernünftige Hoffnung auf Erfolg ent- „ behren möchte, so würde sich dennoch keine einzige Wittwe in Frank- „ reich finden, die nicht ihren letzten Sohn hergeben würde, oder einen „ einzigen Bettler, der nicht sein letztes Schärflein hingäbe, solch ein „ Project zur Ausführung zu bringen." Nichts könnte mehr aus innerster Ueberzeugung kommen, als der Haß, wie er hier geschildert ist.

Obwohl Lord Cowden so sehr berechtigt war, als eine Autorität angesehen zu werden, so sprach er dennoch nur als ein Individuum. Staatsmänner, die noch im Amte waren, konnten sich natürlich nicht über die schlechte Stimmung einer verbündeten Nation aussprechen; allein neben den nöthigen Vorbereitungen gegen dieselbe Nation hielt der Premier-Minister nicht hinter dem Berge. Nachdem er ein Votum für die erforderlichen Befestigungen (£9,000,000) verlangt hatte, fuhr er fort: „Was nun die Dringlichkeit dieser Werke anbelangt, mein Herr, „ so glaube ich, muß Jedermann, der sein Auge über Europa schweifen „ läßt und sieht und hört was vorgeht, die Ueberzeugung gewinnen, „ daß die Zukunft nicht ohne Gefahr ist. Es ist schwer zu sagen, wo „ der Sturm losbrechen kann, aber der Horizont ist mit Wolken be- „ deckt, die einen möglichen Sturm anzeigen. Das Comitee weiß na- „ türlich, daß ich hauptsächlich von unserem unmittelbaren „ Nachbarn jenseits des Kanals spreche, und es liegt „ kein Grund vor, dies zu verbergen.*

H. Sidney Herbert, der Kriegsminister, sprach einige Tage später (2. August) in demselben Sinne:—

„ Ist es nicht Thatsache, daß das ganze Volk voll Unruhe und „ Argwohn ist? Das Volk fühlt, daß es um jeden Preis Sicherheit „ erlangen muß. Wir haben daher eine große Summe verausgabt,

* Hansard, clx. 21; Lord Palmerston, 23. Juli 1860.

„ unsere Magazine und das Kriegsmaterial in Ordnung zu bringen.
„ Die Armee ist im Zunehmen begriffen; nicht bedeutend, es ist wahr,
„ aber doch in Zunahme. Alles dies trägt das Volk mit Freude;
„ und mehr wird verlangt—mehr vielleicht, als die Regierung zu thun
„ Willens ist. Ist das nicht ein Zeichen, daß in den Gemüthern der
„ größten Mehrheit nach, einige Ursache für Unruhe vorhanden ist?
„ Das Land fühlt es, daß es in keinem genügenden Vertheidigungs-
„ zustande ist, und daß, wenn wir überhaupt uns mit der Frage ab-
„ geben wollen, wir sie ganz erledigen sollten, wenn es möglich ist.
„ Dies sind, wie ich glaube, die Gefühle der Leute außer diesem
„ Hause."

War jedoch diese Periode, während welcher die Minister dem nationalen Gefühle des Argwohns nicht nur in Worten, sondern in Handlungen Ausdruck gaben, eine bloß vorübergehende Kälte gegen unsern Verbündeten, ein momentanes Mißverständniß? Weit entfernt; das böse Blut im Jahre 1860 war 1858 und 1859 eben sowohl Gegenstand der Discussion auf beiden Seiten des Kanals. Es ist nicht leicht, die französischen Pamphlete aus jenen Jahren aufzufinden, aber zwei bieten sich zufällig dar, und man kann sie als den richtigen Ausdruck für die besseren und schlechteren Phasen der anti-englischen Stimmung in Frankreich um diese Zeit annehmen. Das erste führt den Titel: Aurons-nous la guerre avec l'Angleterre * und ist von S. Médoros geschrieben, einem fanatischen Napoleonisten und Chauvinisten à outrance. Obgleich es geschrieben ist, um dem Kaiser zu schmeicheln und ausgiebt, seine Gedanken zu kennen, so können wir doch kaum glauben, daß er, wie behauptet ward, „inspirirt" war. Es ist voller Gift, vulgär und beleidigend.

H. Médoros stellte, nach einer Einleitung, die über ein großes historisches Ereigniß, das bevorstehe, philosophiren will, die Frage:
„ Werden wir Krieg mit England haben? Traditionen, Nationalhaß,
„ Hoffnungen auf Rache, Wunden, die noch bluten, alles dies wird
„ durch die Frage erregt werden, die wir zu besprechen uns vorge-
„ nommen haben. Man kann uns nicht des Versuchs anklagen, das

* Aurons-nous la guerre avec l'Angleterre? Von S. Médoros, Paris 1858.

„ äußerste Mißtrauen, welches zwischen beiden Nationen vorherrscht, „ zu stärken, denn die Beklemmung hat schon Fieberhitze erreicht, be= „ sonders in England. Dort wird diese Frage, welche gewisse Organe der Presse mit übel verhehlter Wuth vergiftet haben, untersucht, „ commentirt und erklärt. Heute beharrt ganz Europa bei dem Glau= „ ben, daß Napoleon III. eine jener großen Thaten vorbereite, welche „ die Welt in Erstaunen versetzen......." Dann folgt eine ekelhafte Schmeichelei auf den Kaiser, „mit dessen Genie ganz Europa bekannt „ sei, das nie abgelassen hat, ihn von der Wiege an zu beobachten." Darnach: „Welches ist aber der geheime Gedanke, den Europa dem „ Kaiser zulegt? Trotz des Allianz=Vertrages, trotz der officiellen „ Kundgebungen, und trotz sogar der Umarmung zu Osborne, die zu „ Cherbourg sich wiederholte, weiß das intelligente Europa, daß jede „ Hinneigung zwischen Frankreich und England unmöglich ist; daß „ Napoleon III. wohl der A l l i i r t e, a b e r n i c h t d e r F r e u n d „ E n g l a n d s s e i n k a n n. Ein Duell scheint zwischen dem „ Kaiserreich und dem Hofe von St. James erklärt zu sein." Das Pamphlet ergeht sich dann in einigen der Gehässigkeiten und vulgären Schimpfereien gegen England, wie sie unter dem ersten Kaiserreiche üblich waren, die obgleich sie sehr verächtlich sind, und nicht als Aus= druck der Stimmung der besseren französischen Klasse aufgenommen werden können, dennoch die Volksstimmung richtig wiedergeben.

Ein anderes Pamphlet, das in Ton und Character bei weitem besser gehalten ist, bekämpft die Zweckmäßigkeit einer Invasion Eng= lands. Es hat den Titel "Recherches sur les forces maritimes, marins et hommes de mer dans la guerre d'Orient, suivies de quelques mots sur les conditions d'une lutte avec l'Angleterre."* Es ist anonym; aber von der Kenntniß, die es von dem persönlichen und amtlichen Charakter der höheren Officiere der französischen Marine zeigt, läßt sich mit Sicherheit darauf schließen, daß es von einem Marine=Officier von Rang geschrieben worden ist. Der Styl ist gut, und seine Gedanken stehen so hoch über jenen des Herrn Médoros, wie ein Gentleman über einem Bauern steht. Der Verfasser versteht es,

* Dentu: Paris 1859

Betragen und Geschicklichkeit sogar bei einem Engländer zu würdigen und obgleich die in Frankreich so allgemein verbreitete nationale Eifersucht seine Feder führte, so kommt er dennoch nicht zu dem Schluß, daß ein Angriff Englands, so heiß ihn Franzosen, wie er zugiebt, wünschen, gelingen würde. Die Ansichten eines französischen Marine-Officiers, der den Character der Engländer während einer Kriegsperiode aufmerksam studirt hat, und der sichtlich über dem gemeinen, und unter unseren Nachbaren so gewöhnlichen Neide und Verläumdungssucht steht, verdienen wohl Beachtung. Er ist stolz auf seine Landsleute und die französische Marine, der Engländer — jedoch keineswegs aus Eifersucht oder Uebelwollen—selten Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber er glaubt, daß der Haß gegen England (den er, wie er bekennt, getheilt) für Frankreich in einer Katastraphe enden könnte. In seinen Betrachtungen über einen möglichen Streit mit England sagt er Seite 136: „Ein ein-„gehendes Studium der Geschichte läßt dies auf jeder Seite erkennen. „Er ist uns verständlich, jener Haß gegen England, den wir alle in der „Tiefe unserer Herzen finden, der uns jederzeit die Form Englands „zeigt, das, der Gouverneurs-Statue* gleich, vor unseren Augen steht, „unsere Fehler überwacht, unsere Demüthigungen besiegelt, und die „kernigen Traditionen seines bürgerlichen Lebens unseren erbärmlichen „Schwächen entgegenstellt. . . . Dies ist das Verhalten, das wir „bei unsern Nachbarn Treulosigkeit zu nennen belieben, und welches „das Gerücht von Feindseligkeiten, in Frankreich ein Echo finden „läßt, dessen Deutlichkeit nicht abgeleugnet werden kann. In die-„sem Augenblicke gerade, wo die Frage Jedermann beschäftigt, „braucht man nur die Augen zu öffnen, um zu wissen, daß, welches „auch immer die individuellen Hoffnungen auf einen Erfolg sein „mögen, doch Alle die Aussicht auf einen Krieg mit Befriedigung „ansehen.“

Die beiden citirten Pamphlete — eines vom Jahre 1858, das andere von 1859 — sind das Einzige, was uns von einer sehr großen Zahl

* Die Reiter-Statue in Don Juan.

gleichen Inhaltes zufällig zu Diensten steht. Allein die Handlungen der französischen Regierung während der sogenannten Allianz zeigten nicht weniger Eifersucht, Uebelwollen und den Wunsch nach einer Machtstellung, England schädigen zu können. Auf allen unseren hauptsächlichen Communicationslinien* mit unseren Kolonien befolgte Frankreich eine bestimmte Politik, See-Stationen herzustellen, und wo die französische Politik etwas thun konnte, was unseren brittischen Interessen diametral entgegenlief, da hatte es keine Scrupel, dies zu thun. Wäre die Stellung Englands und Frankreichs in Indien umgekehrt, und jene große Halbinsel französisch statt englisch, so könnten wir ohne ernstliches Mißverständniß nicht gethan haben, was Frankreich that. In letzteren Jahren hat England vielleicht weislich alle solche Eifersucht aufgegeben.

Bevor wir andere Beispiele einer, wie wir sagen dürfen, feindlichen Politik gegen uns erwähnen, ist es billig, den freundschaftlichen Handlungen des verstorbenen Kaisers vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie bereits gesagt, zeigte er bei dem indischen Aufstande Wohlwollen gegen England; eine bessere Gesinnung als seine Unterthanen, eine bessere als, wie wir frei annehmen dürfen, Herr Thiers gezeigt hätte. Bei unserem bevorstehenden Bruche mit den Vereinigten Staaten in der „Trent Angelegenheit" erklärte er, allen Erwartungen zuwider, daß wir im Rechte wären; diese rechtzeitige Erklärung mag dazu beigetragen haben, den Krieg abzuwenden. England hatte ohne Frage Recht, wie die Vereinigten Staaten zugegeben haben, und ohne Zweifel war die Stimmung des Ex-Kaisers, wie er später zeigte, den Vereinigten Staaten, über dessen stets wachsende Macht er eifersüchtig war, ungünstig; immerhin handelte er bei dieser Gelegenheit gegen England als Freund, was man nicht vergessen sollte. Die wirklich wichtige Frage, historisch wie politisch, ist, wie sich jene guten Dienste mit einer ersichtlichen Absicht, Vorbereitungen zu Feindseligkeiten gegen uns zu treffen, vereinigen lassen? Hatten die enormen

* Im Kanale von Mozambique, dem rothen Meere, in Neu-Kaledonien, Martin Garcia; vor allem aber strengten sich die Franzosen an, in Aegypten Einfluß zu erlangen.

Summen, welche man an Cherbourg und die Rivalität mit England zur See verschwendete — Summen die, wenn sie für die Befestigungen im Osten und die Armee verwendet worden wären, Frankreich möglicherweise gerettet hätten — einen gewissen Zweck, und, wenn dies der Fall — was war er? Hatte der Haß gegen England, den man in der französischen Armee, der Marine und der Bevölkerung gewöhnlich durch officielle und halbofficielle Schriften und Reden schürte, ein Ziel, und wenn so — welches?

Wenn man annimmt, daß eine Ausgabe von vielleicht 100 Millionen nicht ohne einen Zweck gemacht wurde, und daß eine der unsern fast ebenbürtige Marine für Frankreich ganz überflüssig gewesen wäre, wenn es nicht den Hintergedanken hatte, England anzugreifen, so muß man sich anderseits fragen, warum der Kaiser die günstigsten Gelegenheiten zu einem Angriff unbenutzt vorübergehen ließ.

Die Erklärung scheint hierin zu liegen: Beim Beginn seiner Regierung wußte der Prinz-Präsident und Kaiser, daß England keine Landtruppen* hatte und eine Flotte, die im Nothfalle sicher nicht zeitig genug bemannt oder fertig gestellt werden konnte. Er fand daß sein Volk England höchst feindselig gesinnt war und konnte auf die Dauer und Popularität seiner eignen Macht nicht rechnen. Unter diesen Umständen beschloß er, eine Stellung zu erlangen, welche ihm erlauben würde, falls ein plötzlicher Bruch mit England seiner Autorität im Innern Stärke verleihen könnte, zu einem solchen, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg, schreiten zu können. Diese Stellung erreichte er wirklich durch bedeutende Ausgaben—und die Schwachköpfigkeit der Admiralität in England; allein bei der Unsicherheit, welche seinen Character kennzeichnete, schwankte er zwischen einer Politik der Allianz und eines Krieges. Im Ganzen neigten die Umstände mehr zum Frieden hin,

* Der jungen Generation, welche die Streitkräfte nach Hunderttausenden zu zählen, gewöhnt ist, mag es unglaublich erscheinen, daß England 1848 (nach manchem nahen Bruche mit unserem „Verbündeten") im eignen Lande keine Armee besaß, als, wie der Herzog von Wellington sagte, eine Feldmacht von 5000 Mann, keine Reserve, keine Miliz, keine Freiwilligen. Ja noch mehr, die Admiralität rechnete zur Bemannung unserer Flotte auf das Preßsystem, das ebenso todt war, wie die Königin Anna.

und da er persönlich kein Feind von England war, sondern das Gegentheil davon, so begnügte er sich damit, Frankreich die Führerschaft zu gewinnen; während er seinem Alliirten die zweite Stelle zuwies, und so sein Ziel erreichte, ohne sich einem Kriege auszusetzen. Dazu ist es wahrscheinlich, daß der Traum von dem linken Rheinufer und der Annectirung Belgiens zu seinen geheimen Plänen gehörten und er sich bewußt war, daß sie einen Krieg mit England möglich machten. Wir wissen nun, daß 1866 oder 1867 das Project Belgien zu annectiren und sich Hülfe gegen seinen englischen Alliirten zu sichern, eine definitive Form annahm; über die Stunde seines Entstehens läßt sich bei einem so ans Conspiriren gewöhnten Character nichts bestimmtes sagen. Die meisten Menschen haben ihre traumartigen Lebensprogramme — die sie sich vielleicht kaum recht eingestehen — und bei Napoleon III. kann man seiner Geburt nach, ein napoleonisches Programm voraussetzen, das die Vernichtung der Verträge von 1815 einschloß, gegen die er 1866 seinen Abscheu ausgesprochen hatte. Wenn dem so war, so muß eine frühere oder spätere Collision mit England zu seinen Berechnungen gehört haben, für welche er sich vorzubereiten für gut fand und es ist seltsam, wie nahe ein solches Programm seiner Verwirklichung zu sein schien. Im Jahre 1852 wurde der wichtige Artikel, welcher die Bonaparts vom französischen Throne ausgeschlossen hatte, frech verletzt. In Wahrheit waren die Souveraine des Continents in ihrem Hasse gegen eine demokratische Republik nur zu froh, Frankreich unter dem festen Scepter eines Autokraten, wenngleich eines Bonaparte zu sehen; aber während sie zufrieden damit waren, Frankreich einen Herrn zu geben, meinten sie damit nicht, von ihm einen anzunehmen, noch konnten sie dazu gezwungen werden, bis die Großmächte, die Frankreich 1815 demüthigten, ihrerseits gedemüthigt worden waren. Aber Rußland war in der Krim gedemüthigt, Oesterreich in Italien und mit Preußen hätte es 1870 geschehen sollen. Wäre es dazu gekommen, wie ganz Frankreich erwartete, so kann nicht bezweifelt werden, daß England zwischen einer neuen Herrschaft napoleonischer Unbilde und Aggression und einem Kriege zu wählen gehabt hätte. Es ist, wie gesagt, höchst wahrscheinlich, daß solche Pläne von

dem brütenden Ex-Kaiser erwogen wurden, weil Napoleonismus seine raison d'être ausmachte und die Armee wenigstens, die er groß gezogen und der er geschmeichelt hatte, erwartete, daß er dem schlechten Beispiele seines Oheims folgen werde. Persönlich freilich konnten sich keine zwei Charactere mehr von einander unterscheiden, als die beiden Napoleon, und hätte der Ex-Kaiser nur seine persönlichen Gefühle befragt, ohne sich von der Napoleon-Legende und der feindseligen Stimmung seiner Unterthanen gegen England beeinflussen zu lassen, so möchte er ein zuverlässigerer Bundesgenosse gewesen sein. So aber conspirirte er — indem er jenem Phantom einer europäischen Oberherrschaft nachjagte, die solche Strafe auf seinen Oheim und Frankreich brachte — in der belgischen Sache gegen seinen Verbündeten und verlor dadurch allen Anspruch auf Vertrauen oder Achtung.

Wie keine Anzahl guter Handlungen eine betrügerische und unehrliche That bei einem Privatmanne verwischen können, so können noch weniger vielleicht die Fälle, in welchen der Ex-Kaiser als Alliirter ehrlich gegen uns handelte, diese Verrätherei ausgleichen. Als die Thatsachen feststanden — und keine waren dem Urheber je klarer heimgezahlt, als der Benedettische Anschlag — da war die Allianz, moralisch wenigstens zu Ende. Der Appell, welchen H. Thiers in London an die Loyalität und Dankbarkeit * Englands machte, war ganz und gar nicht am Platze und bewies eine durchaus irrige Auffassung des Fragepunktes, von welcher Seite Dankbarkeit hätte beansprucht werden können, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Denn Napoleon III. war, wie Jeder weiß, sein eigener Rathgeber in der auswärtigen Politik und unsere Dankbarkeit hätte dem entthronten Monarchen gebührt, nicht denen, die ihn zu Falle gebracht. Wenn vorgegeben wird, wie man das vorgeben darf, daß das französische Volk, das keinen Antheil an der Leitung seiner eigenen Angelegenheiten

* Nach den mannigfachen Gelegenheiten, wo die Seemacht Englands mit der Frankreichs zusammenging, mögen Viele denken, daß wir den Beistand Frankreichs wünschten und verlangten. Dem Himmel sei's gedankt! was mit Schiffen gethan werden kann, können wir ohne französische Hülfe thun. Es paßte Frankreich aus ersichtlichen Gründen, in China und Japan zu interveniren, aber wir brauchten seine Hülfe nicht.

hatte, wegen des belgischen Anschlages nicht angeschuldigt werden kann, so mag diese Entschuldigung gelten; aus demselben Grunde kann man aber wiederum schließen, daß es keinen Theil an der für England günstigen Politik hatte. Der Kaiser allein, der die Allianz förderte, die seinem Volke stets mißfällig und bisweilen verhaßt war, kann einigermaßen Anspruch auf Dankbarkeit von Seiten Englands machen.

Wenn wir die Gründe für dieses Ueberwollen, das durchaus nicht erwiedert wurde, aufsuchen wollten, so müssen wir sie erstlich in den beharrlichen falschen Darstellungen französischer Geschichtsschreiber und Anderer suchen, die von der Zeit des ersten Kaiserreiches an, ihren Empfindungen durch Verumglimpfung Englands Genüge leisteten; zweitens in einer Eifersucht und einem Mangel an Hochherzigkeit im französischen Charakter, einem Mangel, den sie bei sich selbst zuletzt vermuthen würden, hinsichtlich dessen Engländer durch eine allitterirende „Phrase" irre geleitet sind. Das englische Volk, welches seine Mängel auch sein mögen, ist nicht zur Verkleinerung geneigt; es ist vielmehr erpicht darauf, seine Freunde zu loben und hat Frankreich für seine guten Eigenschaften immer vollen Credit gegeben. Ein Engländer sagt mit aufrichtiger Herzlichkeit von den Franzosen, daß sie eine "great und gallant, eine große und tapfere Nation" was sie gewiß sind, sogar in ihrem Verfall. Aber um die Dreizahl voll zu machen, haben wir "generous" das auch mit g beginnt, hinzugesetzt, und bekommen so eine hübsche Triade von Tugenden die als "great, gallant, and *generous*" sich recht hübsch neben einander ausnehmen. Wäre das Wort "glory-loving," (Ruhm=liebend) gut englisch gewesen, so hätte es für die Franzosen gepaßt, oder hätten wir "genealogical" genommen, so wäre die Allitteration fertig, obwohl Unsinn dabei heraus käme, aber aus Höflichkeit wählten wir "generous," ohne zu untersuchen, in wie ferne es paßte. „Sind aber die Franzosen als Nation hochherzig" und wenn, worin zeigen sie es? In ihrer edlen „Rücksicht gegen einen Kaiser und andere ihrer Führer in der Zeit ihres Unglücks? In der Anerkennung der Verdienste eines Eroberers, wenn sie gar selbst die Besiegten sind? Darin, daß sie einem Neben=

buhler, den sie nicht lieben, Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Oder daß sie über kleinlicher Eifersucht, über Neid und Verleumdung stehen? In ihrer Geschichte? In ihrer auswärtigen Politik?"

Als der erste Napoleon—den einige Jahre nach seinem Tode zu vergöttern Mode wurde—besiegt und entthront war, fand er nur Verhöhnungen, Verwünschungen und Drohungen, die sein erstes Scheiden von Frankreich durchaus unsicher und unangenehm machten. Als der Zweite bei Sedan unterlag, wurde seinem Namen und Stande kein Schimpfwort erspart. Jeder General, der im letzten Kriege unglücklich war—wie alle waren—wurde des Verrathes angeklagt, wenn auch durchaus nichts weiter als seine Niederlage bekannt war.

Es war das günstige Geschick Englands mit der zeitigen Hülfe Preußens jene bedeutende Schlacht zu liefern und zu gewinnen, welche Europa vierzig Jahre Ruhe gab. Der englische General war kein Neuling; er hatte den meisten Marschällen Napoleons in manchen glänzenden Schlachten gegenüber gestanden und sie besiegt. Kein französischer Schriftsteller hat jedoch je anerkannt, daß der General und seine Armee irgend welches Verdienst hatten, oder daß dieser Sieg mehr als die Folge eines Zufalls gewesen sei. Gerade so hat Herr Thiers, der „nationale Geschichtsschreiber Frankreichs" die Schlacht von Trafalgar geschildert. Ueber Nelsons Verdienste kann, sollte man denken, kein Zweifel obwalten, und da er den Sieg mit seinem Leben bezahlt hat, so hätte seine letzte Ehrensalve wenigstens ein edles Wort der Anerkennung sein sollen. Herr Thiers thut nichts dergleichen,* obwohl er augenblicklich die englische Berichte studirt hat und viele Seiten füllt, um zu beweisen, daß, wenn der Sieg den Engländern zu Theil geworden, den Franzosen das Verdienst gebührte. In der ganzen bänderreichen Geschichte des Herrn Thiers wird man sich vergeblich nach einem Beispiel umsehen, wo er einem Sieger über Frankreich gerecht wird. Daß England nach Waterloo vierzig Jahre hindurch der Gegenstand französischer Verläumdung war, ist allbekannt.

* Thiers unterdrückte Nelson's „England erwartet," 2c.; der französische Admiral Hamelin adoptirte die Phrase aber bei Sebastopol.

Wir wollen beispielsweise einen Fall anführen, wo Hochherzigkeit die Sympathie Frankreichs England hätte sichern müssen—die langjährigen durchaus uneigennützigen und humanen Anstrengungen Englands für die Unterdrückung des Sklavenhandels. Wenn aber etwas unedel und nichtswürdig war, so war es die Stimmung und das Verhalten Frankreichs bezüglich dieser Angelegenheit.

Keiner, dessen gesunder Verstand nicht durch nationale Eifersucht beeinflußt war, konnte die Motive Englands bei der Emanzipirung all seiner Sklaven mit einem Opfer von zwanzig Millionen Pfund Sterling, und zum ernstlichen Nachtheil seiner Kolonien falsch auffassen. Trotzdem bemühten sich ernste französische Schriftsteller—nicht ohne Erfolg—ihren Landsleuten die Ueberzeugung beizubringen, daß Philantropie nichts damit zu schaffen hätte, sondern England seine eigene Neger in der Hoffnung frei gab, in den französischen Kolonien Aufstand zu erregen! Das Land, dessen Kolonien und abhängige Staaten ein Drittel der „Erde" und nahezu ein Viertel ihrer Bevölkerung * ausmachen, wurde nur durch Eifersucht auf einige kleine Zuckerinseln, die Frankreich noch besaß, dazu bewogen! Konnte eine „edle" Nation eine so niedrige fixe Idee ersinnen oder glauben?

So war es mit den brittischen Anstrengungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste Afrikas. Nachdem Lord Palmerston einen Vertrag von Frankreich erlangt hatte, um dadurch den Mißbrauch der französischen Flagge zur Deckung der Sklavenschiffe zu verhüten, wurde es nothwendig, das Vertragsrecht aufzugeben. Unsere Alliirten wurden durch ihre Schriftsteller und Staatsmänner überredet, daß England sich nicht um Humanität kümmere, sondern durch Störung des französischen Handels seinen eignen zu fördern hoffe! Hätte eine „hochherzige" Nation uns nicht besser verstanden? Wäre sie nicht über so niedrige Eifersucht erhaben gewesen?

Nicht um Frankreich herabzusetzen, sondern um klar zu machen, was

* *The Stateman's Year-Book*, 1871, S. 273. Die Sklaven-Colonien Englands bilden selbstverständlich nur einen kleinen Bruchtheil unserer bedeutenden Kolonien, aber sie waren um so vieles bedeutender und werthvoller, als die Frankreichs, daß sie den Gedanken, wir opferten die unseren, um die seinigen zu schädigen, erschrecklich lächerlich erscheinen lassen.

sonst dunkel wäre, ist es nöthig, auf diesen Mangel im Charakter der Franzosen hinzuweisen. Wären die Franzosen „edelmüthig“ gewesen, so würden sie der englisch-französischen Allianz nicht minder aufrichtig zugethan gewesen sein, als wir es waren. Aus Mangel an Hochherzigkeit vergaben sie uns nie unsere Siege über sie, noch ließen sie je ab, uns zu beargwöhnen, zu verläumden und zu hassen. Die Allianz unter Louis Philipp kämpfte sechszehn Jahre lang an gegen seine Unaufrichtigkeit und Falschheit, um schließlich bei den spanischen Hochzeiten mit einem offenen Wortbruche zu enden. Die erneuerte Allianz unter dem Kaiser kämpfte ungefähr eben so lange, um im benedettischen Anschlage mit einem noch schlimmern Treubruche zu schließen. Dieser Rückblick würde ohne eine Hindeutung auf ein Unternehmen Frankreichs unvollständig sein, welches zu viel Mißverständniß und nicht wenig absichtlich falscher Auslegung geführt hat:—Die Anlegung des Suez-Kanals von Seiten Frankreichs.

Unsere Nachbarn haben England bei seinem Widerstande gegen das Projekt von Zeit zu Zeit engherzige Selbstsucht vorgeworfen; da England allerdings, während vieler Jahre, ja eigentlich so lange als der englische Einfluß in der Türkei der vorherrschende war, sich dem Projekte wiedersetzt hatte. Lord Palmerston jedoch, der feste Halt jener Politik, war weder ein unwissender noch engherziger Staatsmann. Keiner verstand englische Interessen oder französische Bestrebungen besser, noch sind seine Gründe schwer zu erkennen.

Was den Handel anbelangt, so wußte Lord Palmerston sehr wohl daß, wenn eine Nation durch den vorgeschlagenen Kanal profitirte, dieß England sein müsse. In militärischer Hinsicht aber stellte der Kanal wie er wußte und Jedermann wissen muß, der die Geographie kennt, möglicherweise einen Feind zwischen England und seine ausgedehnten Besitzungen im Osten, der seine Verbindungen mit denselben sehr gefährden konnte.

Wenn jedoch Engländer eine so in die Augen springende Thatsache übersehen oder nicht verstanden hätten, so haben unsere tapferen und kriegerischen Nachbaren dieß sicher nicht gethan. Noch ließen sie uns eine Entschuldigung für Blindheit. Im Suez-Kanal sehen sie aller-

dings einen Vortheil für den französischen Handel in Friedenszeit; aber mehr noch, wie er im Kriege mit England in die Wagschale fallen dürfte. Sie wären keine Franzosen gewesen, wenn sie dieß nicht gethan hätten.

Es gibt keine geographische Thatsache, welche klarer wäre, als das Faktum, daß eine militärische Expedition, die von Toulon *via* Suez-Kanal nach Indien ginge, viele Tage eher dort ankommen müßte, als eine brittische Expedition von Portsmouth. In so fern war der Suez-Kanal für unsere wichtigsten Besitzungen eine unläugbare Gefahr, und von diesem Gesichtspunkte faßte Herr Lesseps, ein Mann, der wegen seiner Antipathie gegen England wohl bekannt ist, diese Frage auf. Mehr als die Hälfte der Popularität des Projekts in Frankreich, hatte ihren Grund in dem Glauben, daß der Schaden Englands hierbei noch größer sei, als der Nutzen Frankreichs.

Wer sich der französischen Pamphlete, Zeitungs-Artikel, und Reden aus jener Zeit erinnert, weiß wie schlecht das „perfide Albion" dabei wegkam. Aber das Projekt war, der ursprünglichen Absicht nach, nicht einzig auf den Kanal beschränkt. Die französische Gesellschaft erwarb einen großen Strich Landes, ein Privilegium, das im Kriege eine militärische Besetzung des angrenzenden Gebietes durch ein französisches Corps, bedeutend erleichtert hätte. So wohl verstand Lord Palmerston alles, was unsern Alliirten zum Eifer anspornte, daß er diese Eingriffe stets zu überwachen hatte. Der bekannte Mangel einer wirksamen Organisation in dem Department unserer Marine und unsere Versäumnisse und Mängel in der Krim, hatten unsern Einfluß bei der Pforte geschwächt, und den Frankreichs verhältnißmäßig vermehrt. Eine Concession von gefährlicher Tragweite wurde wirklich von Herrn Lesseps, oder vielmehr für ihn, durch den Druck französischer Diplomatie auf die Pforte, erlangt. Die der französischen Compagnie eingeräumten Rechte waren eigentlich von der Regierung verlangt, die damals allmächtig und bereit war, dieselbe gegen jede Einmischung der Türkei oder des Auslandes zu behaupten. Aegypten war von französischen Ingenieuren, Arbeitern, Kaufleuten und ihrem Gefolge überschwemmt; was man sah und hörte war französisch. Es war

ohne Frage ein Triumph für ihre Diplomatie, ein Stoß für unsere eigene.

Um die diplomatische und militärische Bedeutung der Thatsachen zu würdigen, möge der englische Leser nur annehmen, an Stelle Frankreichs hätte Rußland dieses gethan! Daß Rußland unser *bête noire* (festen Fußes im mittelländischen Meere um den Fall parallel zu machen) ägyptisches Gebiet mit zwei Seehäfen — in beiden Meeren einen — in Besitz genommen habe. Würde sich nicht in England ein Wuthgeschrei erhoben haben, würden nicht die Leute gesagt haben: „Zu welchem Zwecke beschützten wir die Türkei in „Europa gegen Rußland, wenn dieses sich nun Indien um tausend „Meilen näher festsetzt und noch dazu auf unserer direkten Communi- „cationslinie?"

Aber es war Frankreich, unser „getreuer Bundesgenosse," und nicht Rußland, dessen Flagge man in Aegypten auf der neuen Fahrstraße nach Indien wehen sah, und wir schwiegen.

Dies gibt ein interessantes Bild von den seltsamen Mißverständnissen, die über die wirkliche Gefahr, welche unserem indischen Reiche droht, vorherrschen. Mit löblicher Wachsamkeit haben wir die oberen Fenster und Dachlucken an unserm indischen Hause gehütet und verschloßen, die Thüren aber offen gelassen. Unsere Blicke waren fest auf Konstantinopel gerichtet; nach Aegypten sahen wir nicht. Und doch sagt uns die Geschichte, daß der größte General neuer Zeit eine französische Armee nach Aegypten führte, um uns in Indien zu bedrohen, und der gesunde Verstand sollte uns sagen, daß, wenn Rußland uns je in Indien angreifen will, es dies nicht *via* Konstantinopel oder irgendwo in der Türkei thun werde, sondern auf der Route, die durch Central-Asien führt. Da Rußland nichts von der Türkei zu befürchten hat, so wird es sich nicht zwecklos, durch einen Angriff irgend eines Theils ottomanischen Gebietes, dessen Feindschaft zuziehen—wenn Indien sein Ziel ist.

Um zum Suez-Kanal zurückzukehren, so sind die am meisten beanstandeten Bedingungen des von der französischen Compagnie erlangten Privilegiums annullirt oder abgeändert worden, und Herr Lesseps hat

wahrscheinlich entdeckt, daß jede Hoffnung auf eine napoleonische Expedition von Toulon nach Aegypten (auf der Route nach Indien) aufs Unbestimmte vertagt werden müsse. Unterdessen ist der Kanal, wenn auch für seine patriotischen Unternehmer ohne Vortheil, für den brittischen Handel sehr nützlich, der mehr durch ihn profitirt als ganz Europa.

Es wird fortan natürlich die Pflicht Englands sein, diese neue Route als seine militärische Verbindung mit Indien anzusehen, und sich wohl vorzusehen, daß, sollte die nördliche Grenze des rothen Meeres —Aegypten—in feindliche Hände fallen, die Südgrenze—der Hals der Flasche—Britannien verbleibe. Für die Herrin Indiens ist dies eine Nothwendigkeit und wenn auch die Besitzergreifung von Perim—eines kleinen Eilandes in der Babel-Mandebstraße, wo wir einen Leuchtthurm bauten—vor einigen Jahren, Frankreichs Groll erregte, so verlangt die Klugheit nun von uns, vorsichtiger zu sein.

Dies ist eine wahrheitsgetreue Schilderung der vierzig Jahre, von denen junge Leute oder alte mit kurzem Gedächtnisse oder Diplomaten mit Diplomaten-Gedächtniß denken mögen, sie seien in ununterbrochen freundschaftlichem Bundesverhältnisse zwischen England und Frankreich vorüber gegangen. Von vier oder fünf Jahren von den Vierzigen, dürfte dies wohl zutreffen.

Welcher Schluß läßt sich aus jener Thatsache ziehen? Daß Frankreich niemals ein guter Bundesgenosse Englands sein kann? Gott behüte! Ein napoleonisches Frankreich, das von den abscheulichen und unmoralischen Grundsätzen des ersten Kaiserreichs erfüllt ist, kann keinem Lande ein treuer Bundesgenosse sein; aber hoffen wir, daß der Napoleonismus todt und ein besseres, edleres, hochherzigeres Frankreich zurückgeblieben ist.

Kapitel VIII.

Aussichten einer neuen Englisch-französischen Allianz.

Die Ueberschrift dieses Kapitels geht von der Annahme aus, daß die Allianz oder vielmehr die diplomatische Cooperation Englands und Frankreichs, 1870, faktisch zu Ende war. Im Interesse der internationalen Politik und zur Ehre Englands wenigstens ist es zu hoffen, daß man so denkt. Verträge zwischen Nationen sind wie andere Contrakte dem Grundsatz unterworfen, daß ihr Bruch von Seiten einer Partei, die Verpflichtungen der andern Partei aufhebt. Kein Contrakt bindet fester als eine Heirath; die bewiesene Untreue der Frau entbindet aber den Mann. Die geheimen Unterhandlungen der französischen Regierung bezüglich einer Allianz gegen England weisen eine ähnliche Untreue gegen einen früheren Alliirten auf. Die meisten französischen Schriftsteller legen dem Umstand wenig Wichtigkeit bei, was natürlich ist; wenn aber Engländer nicht zuzugeben Willens, daß ihre Verbündeten frei sind, sie zu verrathen, dürfen sie die Sache nicht so leicht nehmen. Wir haben lästige Verpflichtungen gegen die Türkei. Conspirirte nun die türkische Regierung insgeheim mit Rußland, und unterhandelte wegen eines Offensiv-und Defensiv-Vertrages mit ihm, so würden wir dieser Verpflichtungen enthoben sein. Der benedettische Anschlag ist sehr ähnlich; wir brauchen nur vorauszusetzen Rußland bräche die Verhandlungen ab, gerathe mit der Türkei in Streit, und veröffentliche den geheimen Vertrag. Der türkische Minister läugnet eine Authenticität; die russische Regierung gibt den Original-Entwurf in der Handschrift des türkischen Ministers, der Ränke gebraucht, Entschuldigungen versucht und schließlich vor aller Welt überführt wird.

Es ist im letzten Kapitel gezeigt worden, daß die englisch-französische Allianz, als bloße geschichtliche Thatsache, in Frankreich impopulär, die Gesinnung des französischen Volkes im Allgemeinen England feindlich war und wir während der angenommenen Dauer des Bündnisses oft am Rande eines Krieges mit unserm Alliirten standen. Kurz, daß, wenn die Allianz überhaupt erhalten blieb, dies unter Schwierigkeiten geschah und einen großen Aufwand von Geduld, und viele Opfer von Seiten Englands verlangte.

Würde ein neues englisch-französisches Bündniß reeller oder während seiner Dauer weniger Wechselfällen und Enttäuschungen ausgesetzt sein? Würde es mit englischen Interessen und politischen Principien harmoniren? Würde es in Frankreich wirklich populär sein?

Ohne die zukünftige Politik Frankreichs — die vorauszubestimmen schwieriger sein würde, als die irgend einer anderen Nation — zu kennen, ist es unmöglich, sich eine bestimmte Meinung hierüber zu bilden. Wir wissen jedoch, daß von zwei allgemeinen Richtungen der Politik, zwischen denen Frankreich wählen muß, es eine giebt, mit welcher England harmoniren könnte; nicht aber mit der Zweiten. Mit einem friedfertigen Frankreich, das sich entschlösse der napoleonischen Politik entsagen, könnten wir uns in Ehren verbinden. Mit einem Frankreich, das auf Krieg oder Rache ausgeht, kann sich England nicht verbinden; nein, mehr noch; von einem solchen Frankreich muß es sich lossagen, nicht nur, wenn Krieg ausbrechen sollte, sondern auch, wenn es sich herausstellt, daß eine Kriegspolitik die Rathgeber Frankreichs beseelt. Wenn England jeden Verdacht einer Mitschuld an solchen Plänen vermeiden will — und nach den Verirrungen der öffentlichen Meinung in den Jahren 1870—71 hat es dazu eine doppelte Pflicht — sollte seine Neutralität nicht erst beginnen, wenn sein Alliirter Krieg anfängt. Einer, der seine Mißbilligung der Duelle zeigen will — ein Geistlicher zum Beispiel — würde sich nicht täglich Arm in Arm mit einem bekannten Duellanten sehen lassen, und sich dabei beruhigen, auf dem Kampfplatze nicht die Rolle eines Sekundanten zu spielen. England könnte sich im Augenblick einer französischen Kriegserklärung gegen Preußen von

einer Allianz mit Frankreich lossagen, und dennoch sich den Argwohn, das Uebelwollen und vielleicht sogar die Feindschaft Preußens zugezogen haben. Dies wird sich zeigen, wenn wir die Acte und Reden, officielle oder andere, ins Auge fassen, die wahrscheinlich einem Kriege, der bereits beschlossene Sache ist, vorausgehen dürften.

Angenommen, wie zu hoffen ist, daß keine englische Regierung daran denken würde, Frankreich in seinem Vorhaben einen Rachekrieg zu unternehmen, Vorschub zu leisten, so wäre es unverzeiliche Thorheit, uns wegen einer vermutheten Feindseligkeit, an die wir nie dachten, ein Uebelwollen zuzuziehen und den Vortheil einer Neutralität zu verlieren, für welche wir uns fest entschieden hatten. Ein enges Bündniß mit Frankreich zu einer Zeit, da es sich zu einem Kriege rüstete, in dem wir nicht mit ihm gehen wollten, wäre aber zugleich ein Unrecht und Schaden für Andere, so gut wie für uns selbst, und würde zu Allianzen führen, die den allgemeinen Interessen zuwiderliefen. Wie friedlich unsere Absichten auch immer sein möchten, die Organe der französischen Regierung würden dem Bündnisse sicher die Farbe geben, welche für Frankreichs Interessen paßte und Frankreich mit seiner Bereitwilligkeit, stets das zu glauben, was es wünscht, würde sich in der Krisis mehr oder weniger auf unsere Hülfe verlassen. Ein solcher Glaube könnte seine Rathgeber beeinflussen und den Ruin des Landes herbeiführen. Deutschland dürfte sich, wenn es Frankreich und England im Bundesverhältnisse sähe, durch eine Allianz mit Rußland stärken, die es durch leicht zu errathende Concessionen erlangen könnte; wir würden daher, ohne Frankreich zu nutzen, uns Groll zuziehen und anderswo eine uns feindliche Politik fördern.

Existirt aber dieser berechtigte Grund zu einer Allianz, diese Gemeinschaft der Interessen, dieses "eadem velle atque nolle" zwischen Frankreich und England? Beeinflußt Beide derselbe politische Gedanke? Wenn dem also ist, so sind gute Gründe für eine Allianz vorhanden, dann aber sollten wir wissen, was das Ziel und die Politik einer Regierung sein werden, die noch immer bloß zufällig oder provisorisch ist und der morgen eine ganz verschiedene Regierung mit entgegengesetzter Politik folgen könnte, um gleich darauf einer neuen Ordnung

der Dinge zu weichen, deren Natur und Charakter sich sogar nicht einmal vermuthen lassen.

Nehmen wir indessen an, daß die Republik des Herrn Thiers (oder ein persönliches Regiment, mit dem Präsidenten statt einem Kaiser) eine Zeitlang währt, so kennt die Welt die Grundsätze seiner auswärtigen Politik, und sie sind nicht der Art, daß England sie billigen könnte. Der Erfinder der napoleonischen Legende hat klare, verständliche, bestimmte Grundsätze, die zu bekennen oder nach denen zu handeln er sich nie gescheut hat: sie sind alle in sieben Worten zusammengefaßt —ein gebieterisches Frankreich und ein niedergeworfenes Europa. Diese Principien würden die Haltung Frankreichs gegen seine Nachbarn bestimmen, und Allen würden sie bedrohlich und gefährlich sein. Der Krieg mit Deutschland wäre nur eine Frage der Zeit und Umstände. Was die Schweiz, den nächsten der Reihenfolge nach, betrifft so ist sie, nach Herrn Thiers laut ausgesprochenen Ansichten, in der unglücklichen Lage eines Neutralen von zu geringer Macht, um als solcher auf irgend welche Rechte Anspruch zu haben! Wir finden die Gedanken des Herrn Thiers über diesen Punkt im sechsten Bande, S. 84, seines „Consulat und Kaiserreich"; dieselben sind unstreitig sehr napoleonisch und passend für große Staaten, aber verhängnißvoll für die kleinen; „nicht væ victis," sondern Wehe dem armen Neutralen, ist Herrn Thiers Maxim. Sollte die Schweiz einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nicht verhindern können, was ihr sicher nicht gelingen würde, so hätte nach den Ansichten des Herrn Thiers, Frankreich das Recht, die Neutralität der Schweiz unbeachtet und seine Truppen durch schweizer Gebiet marschiren zu lassen. Unter Herrn Thiers würde dies sicher, unter den meisten Herrschern Frankreichs wahrscheinlich im Kriegsfalle geschehen; weil zu erwarten ist, daß Deutschland seine Grenze auf französischer Seite wirksam schützen werde, jedoch nicht so auf der Schweizerseite. So wäre also das wiederaufgerichtete Frankreich oder die Restauration einer napoleonischen Politik für die Schweiz ein unläugbares Uebel.

Folgen wir der französischen Grenze im Süden; wie würde Italien durch eine wiederhergestellte Supramatie Frankreichs berührt werden?

Auch hier brauchen wir nur Herrn Thiers zu citiren, der seine Mißbilligung eines geeinigten Italiens offen ausspricht und sagt, daß er, indem er sich darin füge (für jetzt?) nur der Nothwendigkeit nachgebe. Da das ganze ultramontane Frankreich diese Gedanken theilt, und die südlichen Departements durch die Geistlichkeit gegen Italien* verhetzt worden sind, darf man sich nicht wundern, wenn die italienische Regierung ein starkes Frankreich nicht gerne sieht. Es wird nicht der Fehler des Herrn Thiers sein, wenn die Frage der weltlichen Macht nicht zu einer offenen Wunde Italiens gemacht worden ist und für künftige Nothfälle in Reserve gehalten wird.

Ziehen wir die französische Grenzlinie weiter, so kommen wir zu Spanien, ein Land, das ungefähr in der Lage Italiens ist, und wahrscheinlich ebenfalls bei Herrn Thiers keine Gnade findet, wenn es auch voraussichtlich vor einer Aggression sicher ist. Spanien hat die Anmaßung gehabt, zu thun, was „Frankreich nie dulden werde," wie die französische Regierung unter Louis Philipp erklärte. Es hat einen König erwählt, der kein Bourbon ist. Wie Frankreich unter Napoleon III. Spanien nicht erlauben wollte, je einen König zu wählen, der in noch so entfernter Linie mit der Krone Preußens verwandt ist, so mögen wir mit Recht annehmen, daß dem Sohne des Königs von Italien abzutreten befohlen worden wäre. So war Frankreichs Schwäche der Vortheil Spaniens.

Gehen wir weiter nördlich, so kommen wir nach Belgien, einem Lande, dessen Unabhängigkeit vor fünf Jahren in großer Gefahr war, und das, nach der Auffassung des H. Thiers aus zwei Gründen rechtlicher Weise annectirt werden dürfte. Als ein Neutraler ist es (nach dem Kanon des Hrn. Thiers) zu schwach, irgend einen rechtlichen Anspruch auf Neutralität machen zu können und da es auf der linken Rheinseite liegt, so fällt es nach demselben Gewährsmanne innerhalb der „natürlichen Grenzen Frankreichs." Es ist eine unglückliche Stell-

* Kleine Zwischenfälle sind bisweilen so bedeutungsvoll als größere, und das jüngste Durchstechen des Mont-Cenis-Tunnels durch französische Ingenieure, sowie die Hindernisse, welche dem Transithandel und der Postverbindung Italiens in den Weg gelegt wurden, zeigen mehr als genug das Uebelwollen der französischen Regierung.

ung und die Belgier beten vielleicht inbrünstig, daß sie nie einen französisch-deutschen Krieg sehen mögen oder ein Frankreich stark genug, der Politik seines Präsidenten Nachdruck zu verleihen. Sollte, nachdem deutsche Ingenieure die deutsche Grenze von Belgien nach der Schweiz so stark machten, wie sie zweifelsohne beabsichtigten, ein anderer Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entstehen, so würde die erste Bewegung voraussichtlich durch Belgien gehen. In keinem Falle könnte England, als Alliirter Frankreichs, in eine peinlichere Lage gerathen. Den Einmarsch französischer Truppen unter dem Vorwande eines bloßen Durchmarsches könnte man leicht dulden, schwerer dürfte es halten, sie wieder heraus zu bringen. Lord Palmerston hatte hierüber in den Jahren 1831—32* einige Erfahrungen zu machen.

Es darf daher von allen Nachbarn Frankreichs mit Sicherheit gesagt werden, daß ihre Interessen und Wünsche gegen eine Restauration einer französischen Suprematie sind, und besonders gegen jene Form einer Suprematie, deren Vertreter H. Thiers immer gewesen ist. Ist irgend eine entferntere Nation, bei der Frage mehr interessirt; oder hat England etwa ein politisches oder moralisches Recht, darauf hinzuarbeiten, daß anderen Nationen des Continents ein Joch auferlegt werde, das es selbst mit Entrüstung zurückweisen würde? Wenn eine erneuerte englisch-französische Allianz entweder direct oder entfernt auf die Wiederauflegung eines solchen Joches abzielt, so ist England verpflichtet zu überlegen, ob wenn sein bloßer Wunsch sich realisiren ließe, es moralisch recht oder angemessen sein würde, es zu wünschen. Indem wir so die Ziele unserer Politik als bereits erlangt oder sofort erreichbar annehmen, können wir am besten über ihren Charakter urtheilen. Es ist natürlich nicht beabsichtigt, zu beweisen, daß Allianzen mit Frankreich oder einem andern Lande, das weder Ehrgeiz hat noch an Aggression denkt, per se schlecht sind; im All-

* Im Jahre 1831 hatte Louis Philipp eine Armee nach Belgien geschickt, um die Holländer zu vertreiben. Am 17. August schreibt Lord Palmerston: „Eines ist gewiß, „die Franzosen müssen aus Belgien heraus, oder wir haben einen allgemeinen Krieg „und zwar in einer gegebenen Zahl von Tagen." Den 23. August schreibt er: „Sicher „gab es nie eine schwierigere Aufgabe, als die unsrige ist, die Franzosen aus Belgien zu „bringen." Leben des Lord Palmerston, Band II., S. 106—113.

gemeinen ist das Gegentheil der Fall! Die Frage betrifft Frankreich nur als eine Macht, die nach der Hegemonie in Europa trachtet: — indem es nach einer Stellung strebt, um welche zu ringen, es die militärischen Eigenschaften haben mag, aber die zu behaupten, ihm die solideren und mehr schätzbaren Eigenschaften feblen. Es ist oben gesagt worden, daß die an Frankreich grenzenden Länder ihre klaren Gründe haben, eine wiederhergestellte französische Suprematie zu fürchten. Deutschland braucht man weiter nicht anzuführen, da Niemand daran zweifelt, daß seine Felder und Städte mit Blut getränkt sein müßten, ehe es seine jetzige Stellung aufgeben würde. Aber Belgien, die Schweiz, Italien und Spanien sind alle mehr oder minder bei der Frage betheiligt. Ihre Interessen sollten eine Macht wie England berühren, die darauf pocht sich durch Gerechtigkeit und moralische Gesetze leiten zu lassen; es könnte aber nichts destoweniger Erwägungen höherer Art geben, welche jenen Interessen vorstehen dürften. Wenn es überhaupt derartige Erwägungen giebt, so sollten sie wenigstens bestimmt und wohlverstanden sein; nicht bloß allgemein vage Phrasen, wie das „europäische Gleichgewicht“ „Aufrechterhaltung der Verträge von 1815“ „die Nothwendigkeit eines starken Frankreichs“ und noch weniger die ungenauen Ausdrücke „unser alter“ oder „unser getreuer Alliirter.“

Das europäische Gleichgewicht schließt den Gedanken an irgend ein Uebergewicht Frankreichs oder anderer Länder aus und ist vielleicht nur in der Theorie möglich. Die Verträge von 1815 wurden zu wiederholten Malen von Frankreich und andern Mächten gebrochen und man kann von ihnen nicht sagen, daß sie augenblicklich viel Rechtsgültigkeit besitzen. Die „Nothwendigkeit eines starken Frankreichs“ bedeutet nicht ein Frankreich, welches zu stark für die Sicherheit seiner Nachbarn ist. Frankreich ist nicht so sehr unser „alter Verbündeter“ als Preußen, Holland oder Italien, wie es vom Hause von Savoyen repräsentirt wird, und das Epitheton „treu“ ist ebenso wenig anwendbar als treulos, wie im letzten Kapitel gezeigt wurde.

Doch haftet im Gemüthe mancher Engländer noch immer der Gedanke, daß in dieser oder jener Weise durch Vertrag, moralische Ver-

pflichtung oder Rücksichten von höchstem Interesse, England gebunden sei, Frankreich in der Erlangung seiner früheren Position beizustehen. Wir behaupten, daß keine derartige Verpflichtung existirt oder existiren könne, ohne eine bedenkliche Verantwortlichkeit für England einzuschließen. Existirte eine Vertragsverpflichtung, so würde sie für sich selbst sprechen; aber es gibt keine. Es ist schon gezeigt worden, daß sich aus unserem letzten Bündnisse mit Fraukreich keine Verpflichtung folgern läßt, eine Politik zu adoptiren, die zu einem neuen deutsch-französischen Kriege führen würde. Wenn wir in irgend einer Weise seinen Angriff auf Preußen gebilligt oder unterlassen hätten, unsere Mißbilligung darüber auszudrücken, wäre unsere Stellung eine ganz andere; so aber dürfen wir mit einem reinen Gewissen Frankreich die Consequeuzen für die Nichtbeachtung unseres ehrlichen Rathes tragen lassen. Wenn eine Partei berechtigt ist, sich bei dieser Gelegenheit über die andere zu beklagen, so ist dies offenbar England. Im Artikel der „Edinburgh Review" den wir wegen der Stellung seines vermeintlichen Verfassers schon so oft citirt haben, ist nachdrücklich constatirt, daß England guten Grund hatte, das Verhalten Frankreichs 1870 übel aufzunehmen.

Was nun solch „vorwiegende Berücksichtigungen allgemeinen Interesses" anbelangt, die England rechtfertigen könnten, Frankreich's Hände zu einem Kriege zu stärken, so ist es nicht leicht, sich auch nur einen Einzigen zu denken. Kein Vertheidiger einer mit Frankreich gegen Deutschland geschlossenen Allianz, hat je irgend einen Grund vorgebracht, auf den hin England die wirklich gefährliche Verantwortlichkeit auf sich laden könnte, einen „Rachekrieg" zu fördern. Zu sagen, daß Deutschland, wenn nicht zur Zeit gehemmt, eben so gefährlich für den europäischen Frieden werden dürfte, wie Frankreich es zu wiederholten Malen gewesen, könnte ein Grund für eine Allianz mit Oestreich sein; es gibt aber keinen für eine Allianz mit Frankreich, das einfach darnach streben würde, eine bekannte Gefahr für eine unbekannte zu substituiren.

Gibt es denn für die Politik beider Länder gemeinsame Ziele, die durch eine erneute englisch-französische Allianz gesichert würden?

Bei der Beantwortung dieser Frage wird sich die ununterdrückbare „orientalische Frage" jedem Gemüthe aufdrängen. In vergangenen Zeiten (ausgenommen 1840, als Herr Thiers seine eigenen Absichten auf Aegypten hatte) waren Frankreich und England einig, die Türkei gegen Rußland zu unterstützen. Frankreich hatte damals ein hohes Interesse, jetzt aber nur ein untergeordnetes, und es ist klar, daß die geringereren Interessen den wichtigeren zu weichen haben. Sollte der Fall eintreten, wo wir im Osten französische Hülfe gegen Rußland nöthig hätten, so würde die leitende Rücksicht für Frankreich natürlich die sein, ob feindliche oder freundschaftliche Beziehungen mit Rußland seinen Zwecken am besten passen. Der erste Gegenstand französischer Bemühungen muß die eifersüchtige und nicht befreundete Macht sein, deren Vorposten jetzt nur sechs oder sieben Tagemärsche von Paris ab sind. Die Russen aus Konstantinopel zu halten, mag für Frankreich wünschenswerth sein, aber unendlich mehr noch, die Deutschen aus Elsaß und Lothringen zu bringen. Man kann unmöglich annehmen, daß Rußland den Preis nicht kennt, um den es nicht blos Frankreichs Neutralität im Osten, sondern sogar seine Hülfe erkaufen könnte. Die französischen halboffiziellen Zeitungen haben seit dem Kriege, aus dem Wunsche ihrer Regierung, freundschaftliche Beziehungen mit Rußland zu pflegen, kein Geheimniß gemacht. Die geringsten Höflichkeitsbezeugungen wurden in Symptome der Herzlichkeit vergrößert, und dem Kaiser von Rußland wurden von französischen Schriftstellern freundschaftliche Reden zugeschrieben, die er nie gehalten hat, da sie Preußen beleidigt hätten.

Alles dies ist sehr natürlich und das Resultat einer geographischen Bedingung, welche man in ruhigen Zeiten wenig ventilirt oder commentirt hat, die aber, wie man finden wird, internationale Beziehungen mehr vielleicht, als etwas anderes bestimmen wird. Es soll ein Grundsatz des muhamedanischen bürgerlichen Rechtes sein (obgleich die Muhamedaner keine großen Rechtsgelehrten sind), daß nachbarliche Staaten mit Eifersucht „die gleich darauf folgenden aber freundlich und die Anderen unparteiisch" angesehen werden sollten. Ob „Dame" Natur, Erfahrung oder abstractes

Denken die Regel gab, man wird sie praktisch in der großen Mehrheit von Fällen adoptirt sehen, wo Nachbarstaaten an Macht sich ungefähr gleichkommen. In der That lassen sich gewisse Gründe für die Regel leicht finden, denn wenn A. und B. Nachbarstaaten sind und C. die entgegengesetzte Grenze von B. bildet, so wird die Nachbarschaft von A. und B. im Laufe der Zeit Anlässe zum Streite geben. An C. stößt A. auf keinem Punkte seines Gebietes, während jeder dem andern gegen B., welcher der nächste Nachbar von beiden ist, helfen kann. Nach diesem Grundsatze würden Frankreich und Deutschland schlechte Nachbaren sein, während Frankreich und Rußland natürliche Freunde sein müßten. Es unterliegt geringem Zweifel, daß bei einem Mißverständniß zwischen Rußland und Preußen — und dafür ist reichliches Material vorhanden — eine Annäherung zwischen Rußland und Frankreich Statt finden wird. Ist anzunehmen, daß Frankreich für einen verhältnißmäßig entlegenen Gegenstand die Aussicht auf eine solche Allianz zurückweisen wird? Bei einer Allianz zwischen England und Frankreich hingegen könnte Frankreich keine active Hülfe gegen Deutschland erwarten, mit dem wir weder Streit haben, noch wahrscheinlich haben werden, so vollständig vertragen sich unsere gegenseitigen Interessen. Dieser Ansicht liegt natürlich die Ueberzeugung zu Grunde, daß die Furcht, Kaiser Wilhelm werde in die Fußstapfen der beiden Napoleons treten, grundlos sei. Er hat allerdings Deutschland jene Einigkeit gegeben, welche für seine Sicherheit wesentlich war — jene Einigkeit, die Napoleon III. Italien wenigstens versprochen hatte. Auch hat er eine französische Aggression zurückgewiesen und gestraft, aber noch sind sicher keine Zeichen vorhanden, daß er unvernünftig oder gottlos genug sei, Eroberungen zu machen aus Liebe zu Eroberungen.

Seltsamerweise hat sich einiger Gemüther der Gedanke bemächtigt, daß Deutschland demnächst Holland und vielleicht auch Belgien angreifen werde, zur drohenden Gefahr für unsere Küsten, die so einer Invasion ausgesetzt wären! Solche Angstmänner mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß Deutschland für eine solche Operation keine Panzerflotte besitzt, und daß, wenn es einmal eine besitzt, die holländi-

schen Häfen zu seicht sind, um sie zu fassen; und Antwerpen, der einzige Seehafen Belgiens, nicht so zweckmäßig ist, als die bereits verfügbaren an der Elbe und Weser.* Jahde wird wahrscheinlich der Haupt-Seehafen von Deutschland sein, und ein Blick auf die Admiralitätskarte wird seine großen Vorzüge vor der Texel und der gewundenen und engen Schelde zeigen.

Daß die Deutschen vorhaben, eine starke Marine zu bauen, ist höchst wahrscheinlich, und es ist sehr natürlich, daß sie es thun, da ihr überseeischer Handel, den Frankreichs bereits übertrifft und bei weitem schneller zunimmt. Aber auch hier mögen die Prussophoben sich trösten. Wenn Deutschland so viele Panzerschiffe haben soll, als Großbritannien — das heißt fünfzig — so wird es weder eines mehr noch weniger haben, als Frankreich in diesem Augenblicke besitzt, nebst einem uneinnehmbaren Hafen (Cherbourg), der sie alle faßt; achtzig Meilen von unserer Küste entfernt. Deutschland muß indessen lange und hart arbeiten, ehe seine (bis jetzt nicht existirende) Flotte eine Gefahr für England ist, was die französische Flotte oft während kritischer Perioden unserer Allianz gewesen ist. Wenn nach verschiedenen „Paniks" wegen einer Invasion, ein erster Lord der Admiralität im Unterhause es aussprechen konnte, daß er nach einer „zweijährigen" Vorbereitung einem unvorhergesehenen Falle begegnen könne, aber daß der Unterschied zwischen dem französischen System und unserm eigenen der sei, daß Frankreich eine Flotte bemannen könne, wenn es verlangt würde, wir aber nicht, so liegt es auf der Hand, daß unsere Gefahr groß war. Die seltsame und naive Unkenntniß des ersten Lords, über das vorzüglichste Object seiner amtlichen Existenz, ist nicht mehr überraschend, als die Geduld, mit der das Haus seinem kläglichen Bekenntnisse zuhörte. Aber wir dürfen das einstige Frankreich und zukünftige Deutschland nicht für die Fehler unseres eigenen Admiralitäts-Systems verantwortlich machen. England mit seinen Mitteln für eine Marine dürfte bei geeigneter Verwaltung einer möglichen Invasion mit Ruhe

* Es soll nicht behauptet werden, daß eine große Panzerflotte nicht in die Texel einlaufen oder Antwerpen erreichen könnte; allein die Kanäle zwischen den Sandbänken sind so enge und voller Hindernisse, daß sie es schwer und gefährlich machen.

entgegensehen. Niemand wußte übrigens besser, wo der wahre Fehler lag, als Herr Cobden selbst. Unter all den sonderbaren Zufällen, welche die Wahl eines Ministers, der den Dreizack schwingen soll, bestimmen, dachte wohl Niemand daran, Herrn Cobden zum ersten Lord der Admiralität zu machen, und doch ist es Thatsache, daß (abgesehen von seiner Manie eines perpetuellen Friedens) Cobden den Posten besser ausgefüllt haben würde, als die meisten seiner früheren Inhaber. Sein starker, klarer, natürlicher Verstand ließ ihn einsehen, daß eine Flotte, die nicht zur Zeit actionsbereit gemacht werden konnte, überhaupt keine Flotte sei und sein Patriotismus bestimmte ihn — wie er mehr denn einmal erklärt hat — jede nöthige Summe zur Aufrechthaltung des brittischen Uebergewichts auf dem Meere zu votiren. In Beziehung auf den zur Entschuldigung der Admiralität vorgebrachten Satz, „den Mangel an Seeleuten," sagte Herr Cobden sehr klar, daß das Heilmittel im Bieten eines größeren Lockmittels läge und zeigte, daß sogar 150,000 Seeleute durch eine Erhöhung der Einkommensteuer um 6 Pence herangezogen werden könnten, oder für die Hälfte * der jährlichen Branntweinsteuer.

Es ist nicht unwichtig, auf diesen Punkt zurückzukommen, da wir billigerweise erwarten dürfen, in einigen Jahren eine sehr Achtung gebietende deutsche Marine zu sehen, und einen Allarmschrei zu hören, als wenn wir, wie Frankreich dächten, unsere Sicherheit läge mehr in der Schwäche unserer Nachbaren, als in zweckmäßiger Anwendung, der uns von der Vorsehung gegebenen größeren Hülfsmittel.

Unzweifelhaft war es die offenkundige Thatsache, daß wir Jahre lang in der Furcht vor einem plötzlichen Angriffe Frankreichs lebten, welche Louis Philipp sowohl als Napoleon III. dazu bestimmten, unverhältnißmäßige Sorgfalt und Ausgaben auf die französische Marine zu verwenden. Dieselben Ausgaben, die Frankreich eine bedeutende Flotte † gaben (die bloß für den „Luxus" sein sollte),

* Herr Cobdens Pamphlet: Die drei Paniks, S. 89.

† In England glaubte man annehmen zu müssen, die französische Flotte habe 1870 weniger gethan, als sie gesollt hätte, und sei in der That in keinem tüchtigen Zustande gewesen. Die französische Flotte that alles, was jede andere Flotte gethan haben könnte;

hätten ihm die Grenzfestungen und Armee gegeben, die es vor der Unterwerfung geschützt haben dürften. Welch seltsame Illustration zum französischen Sprichworte: „Der Mensch denkt und Gott lenkt," ist es, daß die Incompetenz der Admiralität, die England oft der Gefahr aussetzte, Frankreich allein schädigen sollte, und daß Frankreichs Geschick in der Verwaltung seiner Marine-Angelegenheiten,—unsere Schwäche nur zu aufmerksam verfolgend — nicht unseren Ruin, sondern den Frankreichs herbeiführen mußte!

Hätten nicht Unwissenheit und Incompetenz ein Prestige zur See verschleudert, das vor vierzig Jahren außer Frage stand und leicht hätte behauptet werden können, so würde Frankreich nie zur See mit England rivalisirt haben, — die Differenzen von 1840 wären nie entstanden — Louis Philipp dürfte nicht entthront worden sein — Napoleon III. nie regiert haben! Wie bereits gesagt, liegt kein Grund zur Annahme vor, daß man unter den herrschenden Umständen auf eine französische Allianz gegen Rußland rechnen könnte. Mit Oesterreich kann England niemals in Streit gerathen und es giebt keine andere Macht außer Deutschland, der wir, in einer gerechten Sache, nicht ohne französischen Beistand entgegenzutreten fähig wären. Läge die entfernteste Wahrscheinlichkeit für einen Krieg Englands mit Deutschland vor, so würde eine Allianz Frankreichs natürlich wichtig sein; wir würden sie aber in einem solchen Falle sicher haben, da Frankreich noch für lange glauben wird, mit jener Macht einen schwebenden casus belli zu haben.

Damit es jedoch nicht scheine, als übergingen wir zu leicht, was nichtsdestoweniger beinahe unmöglich scheint — einen englisch-deutschen

---

genau was unsere eigene zu thun pflegte, als sie die französischen Häfen vollständig blokirte. Was die moralische Seite anbelangt, so ging kein Corps aus einem verlorenen Kriege mit größerer Ehre hervor. Als die Schiffe 1870 in den Häfen überwinterten, kämpften die französischen Marinesoldaten unter ihren eigenen Admiralen, Kapitänen und Officieren auf jedem Felde unverzagt, vom Kanal bis zur Schweiz, vertheidigten Paris mit denkwürdigem Geschick und waren in der That nach Sedan die einzigen Soldaten im Kriege. Englische Matrosen dürften eben so viel gethan haben, mehr hätten sie nicht thun können.

Krieg — so ist der einzige je angegebene plausible Grund die Annectirung Hollands durch Deutschland. Wie gesagt, werden die holländischen Häfen keinen Reiz für ein solches Verbrechen abgeben; noch die gewöhnliche Entschuldigung einer Grenz-Rectification, denn die holländisch-belgische Grenze ist so schlecht, als sie nur sein könnte. Auf eine grundsatzlose Nation dürfte aber die bloße Lust nach Landerwerb Einfluß haben; die Deutschen sind aber, sogar nach der Meinung vorurtheils freier Franzosen, nicht ohne Principien. Es muß ferner in Erwägung gezogen werden, daß Deutschland nicht Preußen ist und die Deutschen, ob sie gleich auf ihre Rechte an deutschen Boden eifersüchtig sind — wofür sie ohne Ausnahme und nach aufrichtiger Ueberzeugung Schleswig-Holstein hielten — nicht nach dem Besitz außerdeutschen Landes Gelüste tragen. Nachdem Herr Ernst Rénan * gesagt hat, daß Preußen sich als das schneidige Instrument in der Hand Deutschlands erwiesen, das es von den Drohungen eines „napoleonischen Frankreichs befreien sollte" und daß Frankreich es gewesen, welches Preußen sein jetziges Uebergewicht in Deutschland gegeben, sagt er weiter von Deutschland: „Nun wird Deutschland seiner eigenen Natur überlassen, „eine liberale und friedliche Nation sein, democratisch sogar im „berechtigten Sinne des Wortes. Ich glaube, daß die socialen „Wissenschaften ihm eine Förderung verdanken, und viele Ideen, die „bei uns die abschreckende Maske des Socialismus tragen, bei ihm „eine praktische und heilsame Form annehmen werden." So sagt ein Franzose, der Deutschland so gut kennt, als Frankreich.

Um einen gleich urtheilsfähigen Engländer zu citiren, der gleichfalls den hier in Betracht gezogenen Punkt discutirt—die vorherrschende „populäre Illusion" einer Gefahr Hollands von Seiten Deutschlands, —Herr Grant Duff, im Jahre 1867 von Holland sprechend, äußert sich folgendermaßen: „So viel ich erfahren kann, haben die besten „Köpfe in Holland nie die populäre Täuschung getheilt, daß Preußen „die Absicht habe, sie zu verschlingen. Es liegt fast etwas Lächerliches „in dem Gedanken—obgleich der für Paniks so empfängliche Be-

* La guerre entre la France et l'Allemagne. Seite 161. Es knüpft sich daran: Réforme intellectuelle et morale de la France.

„ wohner dieser Insel vielleicht kein Recht hat, zu lächeln—daß ein
„ Land mit einer bedeutenden Geschichte und hervorragenden europä-
„ ischen Stellung, sich auf gleiche Höhe mit den Hannoveranern und
„ Bayern stellt und befürchtet, daß dieselbe Logik, welche Preußen für
„ diese gefährlich machte, es auch gefährlich für Holland mache."

Herrn Grant Duffs politische Voraussetzungen haben sich im Allgemeinen als correct erwiesen, und in diesem Falle können die fünf Jahre, die seitdem verstrichen sind, seine Ansicht bestätigen. Die Thatsache ist, daß keine Analogie zwischen den Motiven besteht, die Preußen dazu bestimmten, Hannover zu verschlingen, das gegen Preußen Krieg geführt hatte, und den Motiven, welche neuen Eroberungen zu Grunde liegen würden. Die Verträge von 1815 hatten, aus Rücksicht für die persönlichen Interessen kleiner Souveräne dem Gebiete Preußens eine ganz ausnahmsweise Gestalt gegeben. Das Königreich bildete zwei getrennte Theile, welche durch unabhängige Territorien von einander getrennt waren. Diese getrennten Theile Preußens zu vereinigen und consolidiren, war das einzige Mittel, dem Staate, der das Rückgrad Deutschlands bildet, militärische Einheit und Kraft zu geben. Dies war eine Nothwendigkeit; aber es folgt daraus nicht, daß der König von Preußen gleich Napoleon I. keinen Halt zu machen verstände. Der Glaube, daß England nie die Allianz Frankreichs gegen Deutschland nöthig habe, ist somit zu entschuldigen.

Gibt es, da für eine solche Allianz keine militärischen Gründe vorhanden sind, fernerhin Motive politischer oder religiöser Sympathie, wie sie England und Frankreich 1830, oder England und Holland im sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zusammenbrachten? Es dürfte gesagt werden, daß in diesem Augenblicke beide Länder unter liberalen Regierungen stehen—ein Faktum, das für beide Länder ein Bindemittel abgäbe. Aber erstens steht Frankreich keineswegs unter einer liberaleren Regierung als Oesterreich, Italien oder Spanien; dem Namen nach ist seine Regierung conservativ und parlamentarisch, der That nach eine persönliche mit einem gewissen Beigeschmack, der lebhaft an „Belagerungszustände" erinnert. Für den Augenblick wird Frankreich, wenn es weise ist, keine auswärtige

Politik treiben; eine auswärtige Politik in dem Sinne des H. Thiers wird sich kaum mit den Ansichten Englands vertragen. In der Lage, worin sich Frankreich heute befindet, muß man nicht nur das augenblickliche Stadium seiner stets wechselnden Regierung und Politik betrachten, sondern auch das ins Auge fassen, was voraussichtlich folgen wird. Ohne daß man sich anmaßt, errathen zu wollen, was sogar in diesem Jahre sich ereignen mag, darf man sagen, daß es Formen einer Regierung gibt, die wir möglicherweise in Frankreich sehen könnten, und natürlich anerkennen würden, aber womit sicher keine intimen Beziehungen zu pflegen wären. So gibt es zum Beispiel eine reine und einfache prätorianische Regierungsform, in welcher die Armee, wenn sie die Kammer unfähig zum Regieren fände oder Parteiungen gegenüberstände, die das Land zerfleischten, sich dafür entscheiden dürfte, einen Führer ihrer eigenen Wahl einzusetzen. Obwohl Frankreich Militär-Despoten gehabt hat, die sich auf die Armee stützten, um im Nothfalle das Volk zu unterdrücken, so thut dies hier nichts zur Sache, denn in jenen Fällen kam die Initiative nicht von der Armee selbst. Aber man kann füglich annehmen, daß die französische Armee (die in einer etwas ungewöhnlichen Weise richterliche und executive Functionen ausgeübt hat) eines Tages in sich selbst den einzigen Depositär einer kräftigen nationalen Souveränität sehen dürfte. Herr Thiers hält augenblicklich den Staat zusammen und die Kammer mit einer allerdings fraglichen Autorität, ist noch immer als Vertreterin des Landes anerkannt.

Manche Ereignisse dürften—außer dem Tode eines nun sechs und siebenzig Jahre alten Mannes—jene Autorität vernichten und die bestehende Constitution hat keine Vorkehrungen für solche Fälle getroffen.* Würde die moralische Macht der Versammlung lahm gelegt, so blieben nur zwei organisirte Körperschaften, die zu einer einheitlichen Action fähig wären, übrig—die Pariser Bevölkerung oder Kommune,

* Die Idee, im Falle einer Empörung, welche die Legislatur suspendirte, die Gewalt der Kammer auf die Municipal-Behörden zu übertragen, war vortrefflich; Körperschaften jedoch, die über ganz Frankreich zerstreut sind. würden kaum im Stande sein, lange gegen die besser organisirten Insurgenten von Paris oder anderen Städten Front zu machen.

roth oder trikolore, und die Armee. In früheren Zeiten bemächtigte sich die Pariser Bevölkerung unter solchen Umständen der Regierung und die Armee fügte sich in die vollzogenen Thatsachen; aber die Umstände sind nicht mehr die gleichen. Da die zwischen der Armee und Bevölkerung herrschende Bitterkeit ein Zusammengehen unmöglich machen, so dürfte der Stärkere oder Kühnere nach dem Ruder greifen—mit größter Wahrscheinlichkeit die Armee. Wie weit das französische Volk eine so eingesetzte prätorianische Regierung sich gefallen lassen würde, kann Niemand sagen. Ein Rath von Officieren, der im Luxemburg tagte, würde eine neue Phase revolutionärer Autorität, jedoch nicht ungesetzlicher sein, als andere, die dort ihren Sitz gehabt haben. Wie Thiers von Napoleon I. sagt, daß er die Revolutiou unter monarchischen Formen * fortgesetzt habe, so möchte eine prätorianische Regierung das Verdienst beanspruchen, dasselbe unter militärischen Formen zu thun. Die Ansprüche Beider würden gleich abgeschmackt sein; aber was verschlüge dies, wenn die Phrase nur wohl lautete und populär wäre? Eine prätorianische Regierung jedoch, hätte bei einer Allianz ihre Unbequemlichkeiten.

Möglicherweise dürfte man eine andere Regierungs-Phase wählen, die bis jetzt in Frankreich noch nicht erprobt, obwohl während des letzten Krieges, versucht wurde, — eine Förderal-Regierung, die in jeder alten Provinz, modernem Departement oder wie die Eintheilung heißen

* Das glänzende Capitel, in dem Herr Thiers seinen Götzen als Verfechter der Demokratie und Revolution dargestellt hat, die er beide am meisten verabscheute und unterdrückte, ist sattsam bekannt. Es macht die Franzosen glücklich sich einzubilden, daß sie in Ermangelung der Freiheit oder einer guten Regierung wenigstens jene sinnbestrickende Essenzen: „Die ruhmvollen Principien unserer unsterblichen Revolution" besitzen. Sollte Frankreich verfehlen, einen anderen Retter der Gesellschaft zu finden, und den Sultan einladen, es nach türkischer Sitte zu regieren (und es könnte Schlimmeres thun), so würde wohl irgend ein Schriftsteller herausfinden, daß Abdul-Aziz nur „die Revolution unter orientalischen Formen" fortsetze. Es würde eine schöne Phrase—was die Hauptsache—und in gewissem Grade nicht ohne Wahrheit sein. Das Princip der „Gleichheit" ist ein Hauptgrundsatz des Islams. Die Beschränkung des Individuums, bezüglich das Bestimmen über sein Eigenthum, findet sich in der Türkei. Die anderen Glieder der heiligen Dreizahl außer der Gleichheit—Freiheit und Brüderlichkeit—sind dort eben so wohl verstanden, als in Frankreich.

möge, Selbstverwaltung erlaubte. Zu einer solchen Lösung der politischen Schwierigkeiten würde man in Frankreich nur nach vielen Fehlgriffen und Kämpfen übergehen und sie dürfte eine verbündete Regierung in eine schwierige Lage bringen. Die übergroße Besteuerung, welche Frankreich erwartet, dürfte nach den Worten des H. Ernst Renan seine Hauptgefahr bilden nnd unter gewissen Umständen eine Auflösung befürchten lassen. Die Elemente für eine solche Auflösung liegen nach H. Renan in der Eifersucht, die in den Provinzen gegen Paris herrscht. „Der Wunsch nach einer politischen Stellung, die „ eine möglichst geringe Einmischung der Central-Regierung zuließe, „ ist allgemein in den Provinzen. Ihre Antipathie gegen Paris ent„ springt nicht nur einem gerechten Unwillen gegen eine parteiische „ Minorität; es ist nicht sowohl ein revolutionäres, als vielmehr ein „ herrschendes Paris, welches das Mißfallen Frankreichs erregt. Paris „ ist in Frankreich synonym mit lästigen Forderungen. Es ist Paris, „ das Mannschaften aushebt, Geld verschlingt, und es für eine Menge „ von Dingen verwendet, welche die Provinzen nicht begreifen. Der „ fähigste Administrator der letzten Regierung, sagte mir in Bezug auf „ die Wahl von 1869, daß das, was am meisten in Frankreich ge„ fährdet sei, seiner Ansicht nach die Revenuen seien, indem die Pro„ vinzen bei jeder Wahl ihre Candidaten zwängen, gewisse Bürg„ schaften zu geben, welche früher oder später bis zu einem gewissen „ Grade eingelöst werden müssen, zum größten Schaden des Fiscus."

„Das erste Mal, als ich Prévost Paradol bei seiner Rückkehr von „ einer Wahl-Campagne in der Loire Supérieure traf, frug ich ihn, „ was am meisten Eindruck auf ihn gemacht habe. Er antwortete, „ „ wir werden bald das Ende des Staates erleben." Es war genau „ das, was ich gesagt haben würde, hätte er mich über die Eindrücke „ befragt, welche die Wahl des Seine- und Marne-Departements auf „ mich gemacht hatte. Die Präfekten sollten sich so wenig als „ möglich einmischen; die Steuern so viel als immer ausführbar, re„ ducirt werden." * Da wenig Aussicht zu einer Verminderung dieser Bürden — die bereits um vieles drückender sind als 1869 — vorhanden

* Réforme intellectuelle et morale de la France. Seite 30.

ist, so erscheint die Wahrscheinlichkeit eines Schismas zwischen Paris und den Provinzen größer als damals. Sollte dann eine Regierung in Paris existiren, welche von den Provinzen Frankreichs nicht anerkannt wäre, so würden alle intimen Beziehung mit ihr, England compromittiren. So ist es leicht, Umstände zu specificiren, die eine französische Allianz, in Bezug auf die eine oder andere Partei der Nation, nicht wünschenswerth erscheinen ließen und andere Verhältnisse, die sich nicht vorausbestimmen lassen, sind natürlich ebenso möglich. Wenn aber die Beziehungen der französischen Regierung mit Frankreich selbst precär und ihre Beziehungen mit andern Ländern nicht im Einklange mit dem Standpunkte Englands sind, so fehlt auf alle Fälle jene religiöse Sympathie, die in frühern Zeiten öfters zu Allianzen führte.

So weit H. Thiers Frankreich repräsentirt. ist seine ausgesprochene Ansicht die, daß Frankreich durch seine Vergangenheit und Interessen an die Spitze der römisch-katholischen Nationen gestellt sei, gerade wie Preußen an der Spitze der protestantischen steht. Sein Patriotismus bringt ihn, mehr noch als seine Religion dahin, daß er von einer neuen Liga der lateinischen Völker römisch-katholischen Glaubens träumt und er nimmt jenen Glauben an, wie er ihn augenblicklich vorfindet — in seiner ultramontanen und wenig anziehenden Form, wie ihn die Regierungen des Continents vielfach jetzt finden.

Sehen wir hier von der rein religiösen Seite der Frage, als nicht am Platze, ganz und gar ab, so kann eine liberale Regierung in England kaum das Uebergewicht des Ultromontanismus wünschen, der auf dem ganzen Continente als gerader Gegensatz zum Liberalismus angesehen wird. Sollte aber Frankreich das römisch-katholische Europa unser seinem Banner vereinigen und die protestantischen Staaten Deutschlands niederzuwerfen suchen, so könnte der Platz der Regierung Englands keinenfalls in jener Allianz zu suchen sein. Die Wahrscheinlichkeit für eine solche Allianz ist nicht groß; bei einigen französischen Rathgebern spielt sie jedoch noch immer eine große Rolle. H. Thiers verkennt augenscheinlich den Zeitgeist, wenn er die weltliche

Macht als Vorwand benützt, um seine Politik durchzusetzen. Obwohl zwischen Ultramontanismus und dem modernen Deutschland der Krieg erklärt ist, so wird Frankreich doch kaum auf den Ruf: „Papst-König und klericale Regierung!" sich sammeln. Durch eine Ironie der Verhältnisse ist Frankreich, „die älteste Tochter" der Kirche (die Sohnesstelle ist gerade vacant) das Land, das sich am wenigsten aus ihr macht, und ihre Priester fast ebenso grimmig haßt als die Preußen. Rom geberdet sich, als ob es von dem Glauben des ungläubigsten, witzigsten, spottsüchtigsten und am wenigsten zum Ernst geneigten Volkes kindliche Pietät erwartete.

So würde also eine erneuerte englisch-französische Allianz für einige Zeit wenigstens in jeder Hinsicht unzweckmäßig sein. Wenn die deutsche Occupation aufhört und die französische Presse wieder aufathmet, so werden die friedlichen Beziehungen beider Länder eine große Spannung erleiden und ein Alliirter würde fortwährend Zeuge sein, von Provocationen von Seiten französischer Schriftsteller und Redner, die er nur mißbilligen könnte. Den Blättern ist, wie man hört, Mäßigung „anempfohlen" und ihr eigner Verstand dürfte ihnen diese empfehlen, so lange die Dentschen Herren des Landes sind. Aber schon jetzt findet man in der Literatur Frankreichs* Beispiele wüthender Zornesausbrüche, die sich beim Oeffnen der Schleusen auf Deutschland ergießen werden und zu unvorhergesehenen Consequenzen führen dürften. Französische Schriftsteller haben den immensen Vortheil einer Verbreitung über die ganze Welt; weil ihre Sprache Universal-Sprache ist und ihr Styl bezaubert. Thatsachen gegenüber, ohne allen und jeden Scrupel, werden sie die Deutschen auf dem ganzen Gebiete ihrer Litera-

* Als Beispiel diene das Elsaß von Edmund About und Deutschland von Ernst Feydeau. Im Ersten kann sich der Verfasser mit der erlittenen Gefängnißhaft entschuldigen, aber seine scharfe verletzende Satire wird nicht verfehlen, Effekt zu machen. H. Feydeau ein Kranker, scheint allein zu dem Zwecke zu schreiben, sich seiner Galle zu entledigen und sagt den Deutschen Alles, was nur erbittern kann. Er sagt dem Leser, daß er gelähmt und ganz hülflos war, daß aber seine Zunge doch die Deutschen in ihrem eigenen Lande zu verhöhnen vermochte. Er sieht nicht ein, welchen Schluß der Leser ziehen dürfte.

tur begeifern und falsch darstellen. Für die Verfasser wird dies eine Liebesarbeit sein; aber der scharfe, stechende Sarkasmus wird nicht verfehlen, zu Wege zu bringen, was jetzt nicht existirt — gegenseitigen Haß. Auch wird es Fragen über Grenzfestungen auf den äußersten Linien französischen Gebietes, militärische Fragen über ihre Zulässigkeit in gewissen Fällen und Eifersüchteleien über wirkliche oder vermeintliche Aufnahmen und Vermessungen geben. Alle derartigen Mißverständnisse mögen locale Discussionen zur Folge haben; an jedes Land, das in intimen politischen Beziehungen zu Frankreich stände, würde man fortwährend appelliren und es in eine schiefe Stellung bringen. Je ferner England solchen Streitigkeiten gegenüber steht, desto besser wird es fahren, nicht allein bei Deutschland, sondern bei Frankreich selbst, das wohlgemeinte Rathschläge und Vorstellungen überdrüssig werden dürfte.

Noch ist es überhaupt sicher, ob Frankreich selbst einen friedfertigen Bundesgenossen wünscht, der für seine Rathschläge einigen Einfluß beanspruchen könnte und sich fortwährend der versprochenen Revange widersetzte. Nach einem Artikel der Deux Mondes vom vergangenen Juni von H. E. Duvergier de Hauranne, hofft Frankreich mehr auf Rußland als auf England und glaubt, daß wir im letzten Kriege unsere Verpflichtungen auf schmachvolle Weise verletzten. Wenn jener fähige Verfasser in diesem Punkte die allgemeinen Ansichten der Franzosen ausspricht, so sind diese noch nicht zu so praktischen Anschauungen gekommen, wie der Engländer sie von einem Alliirten beansprucht. Beginnend mit der erschrecklichen Ankündigung „Es gibt kein Europa mehr" (weil es kein dominirendes Frankreich mehr gibt) geht er weiter und sagt uns „Von all diesen Nationen ist ohne Widerspruch die eng-„lische die am wenigsten vorsichtige und am schwersten gestrafte. „Unsere Unglücksfälle zu deren Mitschuldigen sich das brittische Ka-„binet, so zu sagen, gemacht hatte, haben die englische Politik ge-„schädigt. Manche Leute fangen an zu glauben, daß die englische „Allianz mehr eine Last als ein Vortheil geworden sei." H. Duvergier de Hauranne gibt zwar zu, daß Napoleon III. sich der Inconsequenz

und „Treulosigkeit" schuldig gemacht habe, und daß das Tuilerien-Cabinet die Allianz durch seine Vorliebe für Abenteuer und unredliche Pläne (arrières-pensées malhonnêtes) gefährdet hatte, hält aber England doch durch dieselbe gebunden. Er spricht von dem „großen Uebelwollen Englands" und wiederholt thatsächlich das Argument des H. Thiers von der Frankreich gebührenden Dankbarkeit „das bei schwierigen Zeiten Englands, wie die des indischen Aufruhrs, keinen Vortheil aus seinen precären Verhältnissen gezogen habe." Durch diese grenzenlose Unfähigkeit, die klarsten Verpflichtuugen eines Alliirten zu begreifen, machen die Franzosen vieles in der Politik erklärlich und beweisen dadurch wie schwierig jede cordiale Allianz mit ihnen ist. Sie rühmen sich ihrer Redlichkeit, indem sie uns nicht angegriffen, als wir schwach waren, und beklagen sich über uns; während wir, mit bei weitem größeren Rechte uns rühmen dürften, ein ähnliches Verfahren unterlassen zu haben, trotz der Herausforderung, welche in dem Verrathe gegen Belgien lag. Folgt man der Beweisführung des Herrn de Hauranne weiter, so scheint er zu glauben, daß Rußlands Kündigung des Pariser Vertrages die gerechte Strafe Englands gewesen sei, daß es Frankreich in einem ungerechten Kriege im Stiche ließ; daß die Richtung der französischen Diplomatie weislich die Form annahm, um jederzeit die Anerbietungen Englands oder Rußlands annehmen zu können, wie es ihm am besten passe; und daß Frankreich für die Zukunft mehr von Rußland, als von England zu hoffen habe, wenn letzteres nicht in der That seine Fehler bereue und ein thatkräftiger Alliirter werde. H. de Hauranne schließt mit der Frage: „Müssen wir solchen Symptomen Glauben schenken? Ist die englische Allianz todt?" Daß England ebenfalls einen andern Bundesgenossen finden sollte, fällt H. de Hauranne nicht ein.

Natürlich würde kein vernünftiger Engländer eine französische Allianz um den Preis eines Krieges mit Deutschland befürworten; selbst wenn, wie der erwähnte Gewährsmann droht, das Resultat davon, daß England nicht um die Freundschaft Frankreichs buhlt, eine französisch-russische Allianz im Osten sein sollte. Es ist eine der

vielen irrthümlichen Auffassungen der Franzosen, daß England ein größeres Interesse habe, Rußland aus Konstantinopel zu halten, als Frankreich; eine Andere ist, daß England mehr von Frankreich abhänge, als Frankreich von England. Welches der Gewinnst der französischen Allianz auch gewesen sein mag, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie uns andere, weniger zur Aggression geneigte Nationen als die französische, deren Interessen und politische Ideen mehr mit den unseren übereinstimmen, entfremdet hat. Während Frankreich unter einem persönlichen Regiment nichts weiter, als die Ansichten eines Individuums repräsentirte, das unter dem Einflusse einer verderblichen Theorie stand und öfters gegen seine Nachbarstaaten Pläne schmiedete, blieben Länder wie Oestreich und Italien mit verantwortlichen Regierungen wie unsere eigene, von unserer auswärtigen Politik unbeachtet.

Als erstes Interesse Englands in seiner europäischen Politik darf man füglich die Erhaltung des Friedens annehmen. Hätte Frankreich diese Ansicht auch zu der seinigen gemacht, so würde diese Thatsache allein die englisch-französische Allianz gerechtfertigt haben. Allein in sechszehn Jahren hatte Frankreich von den vier Großmächten drei angegriffen und schwächeren Staaten seinen Willen dictirt in Angelegenheiten, wo es kein Recht zur Einmischung hatte. Ja, es bekannte sich zu der Theorie und handelte darnach, daß die, durch die Aggressionen und Unbilden des ersten Kaiserreiches für Frankreich erlangte Stellung, das legitime Erbe des Zweiten geworden sei. Die letzte von ihm angegriffene Großmacht, nach Carlyle vielleicht die tapferste Nation in der Welt, wenn auch die am wenigsten zum Prahlen geneigte, die von einem Glücklicheren, aber keineswegs Tapfereren, so lange Zeit verhöhnt und unter die Füße getreten wurde, wandte sich gegen den Angreifenden und bezwang und züchtigte ihn. Darüber erhebt man ein Geschrei, als wenn Gerechtigkeit gefallen wäre und Gewalt ihren Sitz usurpirt habe. Ein herrschendes Frankreich mit einer napoleonischen Theorie galt (trotz seiner Angriffe auf drei Großmächte und seinen umfassenden Vorkehrungen zu einem vierten Angriffe) als eine Garantie für den

Frieden; aber ein herrschendes Deutschland war eine Gefahr für Europa! Und doch wird es uns, wenn wir uns an das Neue gewöhnt haben, wahrscheinlich scheinen, daß Deutschland nun genau die Stellung einnimmt, für welche die allgemeine Politik es bestimmte, und die ihm gewissermaßen von der Natur zugewiesen scheint. Das im Interesse des Friedens wenigst Wünschenswerthe war eine Anhäufung schwacher und abgetrennter Staaten zwischen Frankreich auf der einen Seite und Rußland auf der andern. Ihre Schwäche schien zu einem Angriffe einzuladen und Einer, wenn nicht Mehrere, waren stets bereit, zum Verräther zu werden oder eine Invasion willkommen zu heißen. So folgt denn, daß eine feste Gestaltung jener Staaten in einen Körper, der einer französischen Aggression auf der einen Seite und einer russischen auf der andern zu widerstehen fähig, für den Frieden und die Stabilität Europas eine nothwendige Bedingung war. Solch eine innere Organisation zu erlangen, war das klarste Recht Deutschlands; indem Frankreich ihm jenes Recht bestritt, handelte es ebenso unvernünftig, als es England thun würde, wenn es Frankreich das Recht sich zu bereichern, oder Amerika das Recht an Seelenzahl zu wachsen, bestreiten wollte. Daß Frankreich in der Organisation eines starken Staates, wo das allgemeine Interesse einen starken Staat bedingt—in dem Centrum Europas—eine Gefahr für sein eigenes militärisches Uebergewicht sah, bewies nur, daß das militärische Uebergewicht Frankreichs den Interessen Europas zuwider lief. Da es jedoch seinen Anspruch auf jene erste Stellung, auf die Spitze des Schwertes gestellt hat und unterlegen ist, so hat sein Ueberwinder das einzige Recht, das Frankreich je besaß, erworben, das Recht des Stärkeren. Die Stellung Deutschlands als leitende Macht des europäischen Continents ist genau eben so rechtmäßig, als die Frankreichs zuvor war, und so weit Erfahrung reicht, wahrscheinlich nutzbringender.

Es ist daher höchst abgeschmackt, Deutschland im Lichte zu betrachten, als usurpire es eine Stellung, die Frankreich zukomme; verhängnißvoll aber ist, es als die Pflicht Frankreichs hinzustellen, sein militärisches Uebergewicht wieder zu gewinnen, wie einige englische Schriftsteller

dies gethan haben. Jede englische Regierung, die eine solche Idee befürwortete, würde eine Verantwortlichkeit für menschliches Elend übernehmen, bis zu einer Höhe, die Niemand bestimmen kann; und wenn einer erneuerten englisch-französischen Allianz der Wunsch zu Grunde läge, Frankreich seine frühere Stellung wiederzugeben, so müßte man ernstlich Verwahrung dagegen einlegen. Wenn Frankreich wiederum Deutschland das Schwert entreißen will, so muß es in aller Wahrscheinlichkeit mit Hülfe Rußlands geschehen; im geringsten Grade zu solch einer Katastrophe für die Humanität, zu einer solchen Zerstörung des heimathlichen Herdes der wackern Teutonen beizutragen, wäre eine hassenswürdige Ungerechtigkeit. Für jetzt scheint es die natürliche und klare Pflicht Englands zu sein, die Stellung anzuerkennen, welche Deutschland sich auf geraden Wegen erworben hat, und ihm, da es sie nun hält, dasselbe Zutrauen und Freundschaftsgefühl entgegenzubringen, das wir einst Frankreich geschenkt hatten. Was ist in dem verwandten deutschen Blut, daß die Deutschen weniger unsere Verbündeten sein sollten? Sind sie nicht ebenso redlich, wahrheitsliebend, sind sie ehrgeiziger, mehr zur Aggression geneigt, ruhmeseitler? Sind ihre Traditionen der Unterdrückung und des Raubes übergoldet mit dem Namen „Ruhm"? Niemand kann dies behaupten. Sie achten sich selbst und Andere, sie lieben ehrbare Arbeit, Frieden und ihr Heim, und verlangen einzig, die ihnen sehr mäßig zugemessenen Segnungen der Mutter Natur ruhig genießen zu dürfen. Sie sind unser anderes Selbst; aber wie die Britten sind sie, obwohl friedliebend, zu fürchten im Kriege.

Ist denn damit behauptet, daß wir, weil Frankreich seiner Allianz mit England durch eigene Schuld ein Ende gemacht hat, aufhören sollten, Freunde zu sein? Weit entfernt. Wahre Freundschaft wird sich am besten darin zeigen, daß man in keiner Weise jenes „Rachegefühl" nährt, das Frankreich, sogar nach Erfolgen, nur auf den alten und verderblichen Pfad der Aggression und Eroberungen zurückbringen kann, der zur Wiedervergeltung und Demüthigung führt.

Es ist Zeit für Frankreich, weise zu werden. Den ersten Napoleon (obwohl der größte General moderner Zeiten) konnte es vor der verdienten Niederlage nicht bewahren, und nicht jeder Bonaparte gleicht dem Ersten. Eine Gefahr für Frankreich ist seine stationäre Seelenzahl; muß man den Krieg heraufbeschwören, diese Bevölkerung zu vermindern?

Kapitel IX.

Die orientalische Frage.

Was ist die „orientalische Frage," von der die Welt seit vierzig Jahren und mehr so viel gehört hat?

Die meisten Engländer verstehen darunter die „Integrität der Türkei" und seine Vertheidigung gegen russische Eingriffe. Warum speciell gegen Rußland, ist schwer zu sagen, da Frankreich factisch sich mehr von jenem Reiche* angeeignet hat, als Rußland; und wenn gesagt wird, daß Rußland vorhabe, die Türkei der Wallachei und Moldau zu berauben, so darf man hinzusetzen, daß Frankreich 1840 unter Herrn Thiers hinsichtlich Aegypten größere Pläne im Schilde führte.

Angenommen jedoch, daß die orientalische Frage für den Engländer die Vertheidigung der türkischen Besitzungen bedeute, so ist der nächste Punkt der: Welches Interesse hat England in ihrer Vertheidigung?

Neunundneunzig von hundert Engländern werden sagen, daß in der Vertheidigung der Türkei die Sicherheit unserer Besitzungen in Indien liege, und sie würden dieselbe Antwort gegeben haben, wenn die Verhältnisse Indiens, Rußlands und der Türkei ganz anders wären.

Einige Engländer würden, in souveräner Geringschätzung der Punkte des Compasses, der geographischen Wissenschaften und der

* Algier war eine Provinz des türkischen Reiches, über die der Sultan die Oberherrschaft hatte. Ebenso Tunis, über das Frankreich ein Protectorat beanspruchte — vielleicht es noch thut — Aegypten und Syrien, suchte Herr Thiers 1840 von der Pforte zu trennen. Frankreich würde in jenem Falle der Türkei weniger gelassen haben, als Rußland.

achtungswürdigen Gesellschaft, welche dieselben patronisirt, hinzufügen: „Und Konstantinopel ist der Schlüssel zu Indien!" Wenn dem so ist, so war nie ein Schlüssel so hoffnungslos verlegt, und wir dürfen ganz sicher sein, daß Rußland wenigstens nie den Bosphorus überschreiten wird, um ihn zu finden. Die da glauben, Rußland werde Konstantinopel als eine Etape nach Indien betrachten, denken gewöhnlich, daß Aegypten die nächstfolgende sein werde — eine noch sonderbarere Idee. Daß eine Macht, die tief in Central-Asien eingedrungen ist, Territorien fast in der Nähe des Hindoo Koosch besitzt und keine 800 Meilen von Delhi entfernt ist, sich zurück nach Europa wende, dann durch Theile Asiens marschire, um nach Afrika zu kommen, dann wiederum nach Asien zurückgehe, dürfte sicherlich zu den „Kuriositäten der Strategie" gehören. Es ist darum nicht minder wahr, daß Frankreich, Oestreich oder Italien, wenn sie in Asien einfallen wollten, den Weg durch Aegypten nehmen würden, weil sie keinen besseren haben; aber Rußland würde ihn nicht einschlagen, weil es keinen schlechteren finden könnte. Selbst wenn es sich in Konstantinopel festgesetzt hätte, würde es nicht an Aegypten, als seinen Weg nach Indien denken, und dies aus verschiedenen Gründen. Wählte es den Seeweg, so würde dies natürlich dem Wunsche Englands entsprechen, d. h. so lange es bleibt, was es ist; man muß somit annehmen, daß Rußlaud die Landroute einschlagen werde, durch Kleinasien gehe, und wahrscheinlich den Weg über Kutaya, Aksheir, Konieh, Scanderoon, Aleppo und das Pashalik von Damaskus nehme. Aber das ist gerade die Route, wo die Türkei ihre Streitkräfte am besten concentriren und England sie am besten unterstützen könnte. Im Süden näherte sie sich der Küste; sie weist viele starke Positionen auf, wo ein kleines englisches Hülfscorps mit türkischem Beistande dem Feinde wirksam den Weg verlegen könnte, und wo die Gebirgsvölker unter englischen Officieren seine Communication abschneiden und ihn beunruhigen würden. Dies wurde 1840 bewiesen, als die ägyptische Armee, die eben die Türkei besiegt und ganz Syrien besetzt hatte, von einem unbedeutenden englischen Hülfscorps, mit der Flotte als Operationsbasis, geschlagen wurde, ihre Position verlor und aus dem Lande getrieben wurde. Aber wenn auch ein russisches

Heer in Aegypten stände, während England das mittelländische und rothe Meer beherrschte, so würde es nur in der Lage der französischen Armee sein, die Bonaparte dort zurückließ und die kapituliren mußte. Rußland wird wahrscheinlich nicht denselben Fehler machen, und besonders nicht, so lange es mehr als eine andere Linie hat, die außer dem Bereiche türkischer oder englischer Operationen liegt.

Weit entfernt also davon, daß die europäische oder asiatische Türkei an dem Wege Rußlands nach Indien liegt, oder für eine russische Aggression Indiens eine Barriere bilde, kann behauptet werden, daß jeder kriegerische Plan Rußlands gegen die Türkei, eine ähnliche Absicht gegen Indien ausschließen würde. Oder um im Widerspruch mit dem allgemeinen Glauben diesen Satz klarer auszudrücken: Wenn Rußland feindselige Absichten gegen Indien hätte, wäre ein Krieg mit der Türkei nur ein Hinderniß für es; während ein fortwährendes gutes Einvernehmen mit jener Macht * seine Interessen wesentlich fördern würde.

Gleichzeitig ist es wahr, daß jeder Erfolg Rußlands in der Türkei gegen die Ziele Englands in Indien einen moralischen Effect haben würde; und was von gleicher Wichtigkeit ist, die Afghanen und andere wilde Stämme würden davon berührt werden. Aber da es wilde fanatische Muhamedaner sind, so folgt keineswegs, daß Rußland durch seine Erfolge über den Sultan, Einfluß unter ihnen gewinnen würde, da jener für sie als der „Vater der Gläubigen" gilt. Es ist nicht einmal sicher, daß die Einnahme Konstantinopels in Wirklichkeit die türkischen Stämme schwächen oder die Muhamedaner in Central-Asien entmuthigen würde. Das Gebiet des Sultans ist unverhältnißmäßig groß, denn die reinen Muhamedaner, deren Heimath Europa nicht ist, kommen daselbst nicht fort und sollen, nach Aussage vieler Reisenden, den Glauben hegen, daß sie sich in nicht zu entfernter Zeit nach Asien zurückziehen müßten. Indem sie sich auf jenen Continent zurückziehen, wo die „Städte Dörfer, die Dörfer Flecken geworden sind, und die Flecken von einer Bevölkerung aufgegeben wurden, weil der voraus-

* Die jüngsten Ereignisse in Central-Asien bestätigen diese Ansicht.

bestimmten Steuern* zu viel wurden, dürften die Türken, in Folge dieser Concentration, um so stärker werden.

Wie bereits gesagt, würde jeder von Rußland über England erlangte Vortheil unseren militärischen Ruf in Indien schädigen; in geringerem Grade würde dies auch ein von einer andern Macht über uns gewonnener Vortheil thun. Unsere Gewalt über die Gemüther der Eingeborenen hängt ab von dem Glauben, daß, wie wir uns stärker als die Franzosen, Holländer, Portugiesen und die verschiedenen indischen Fürsten erwiesen haben, wir auch das Feld gegen alle später Kommenden behaupten müßten. Denken wir uns aber einen russischen Einfall in die Türkei, während dessen England strikte Neutralität beobachtete, so läge die Sache anders. Es würde aussehen, als habe unsere Politik sich geändert; unsere Soldaten aber würden keine Niederlage erlitten haben, und obwohl die Nachricht eine Zeit lang das Gespräch der Bazars sein dürfte, so ist damit noch nicht gesagt, daß unsere Interessen leiden würden. Es gehört zu den möglichen Fällen zukünftiger Zeiten, daß Rußland, ohne seine Absichten auf Konstantinopel aufzugeben, seinen Zweck auf verschiedenen — und vielleicht sichereren — Wegen zu erreichen suchen dürfte. Wo der Stahl nicht geholfen hat, ist's dem „silbernen Schlüssel," den Philipp von Macedonien kannte, gelungen und die Zeit kann kommen, wo seine Gewalt sogar den Stolz des Muselmannes bezwingen dürfte. Ob der „kranke Mann" eine bessere Constitution hat, als sein lauernder Erbe wünscht, ist eine Streitfrage; aber über seine finanziellen Nöthen kann keine Frage sein. Eine Macht, die, wie die Türkei, nichts weiter vom christlichen Finanzwesen gelernt hat, als die hübsche Kunst des Borgens, und dessen sechs pro Cent Capital sich zu 73 cotirt findet, läuft einer finanziellen Krisis entgegen, welche äußerste Oeconomie allein abzuwenden vermöchte. Oeconomie aber ist eine zu niedere Tugend für die hohe Pforte,† besonders

* Durch ein schädliches Steuer-System, das einer Gemeinde dieselben Steuern auflegte, wie sehr auch ihre Kopfzahl abnehmen mochte, sind die Einwohner der Städte und Dörfer in der asiatischen Türkei in vielen Fällen zum Auswandern getrieben worden.

† Der folgende Auszug aus einer englischen Zeitung vom Januar 1873 wird zeigen

ders, so lange Christen und Juden um die Ehre streiten, für frische Anleihen zu sorgen, um die Zinsen der letzten zu bezahlen. Junge Leute mit Vermögen versuchen denselben Proceß in England und finden — eine Zeit lang — wohlwollende Individuen, die ihrer Noth abhelfen. Aber wenn wir beobachten, wie ein Capitalist mit langem Schädel, harten Fäusten sorgsam das Landhaus des jungen Wüstlings überwacht und die vorhandenen Gebäude, Pachthöfe und das Nutzholz veranschlagt, so wissen wir, was das bedeutet. Das alte Familiengut und Schloß sollen, wie tief sein Eigenthümer es auch bedauern mag, den Besitzer wechseln. Ist es unmöglich, daß Rußland eines Tages

---

was aus dem zu 10 pro Cent geborgten Gelde wird. „Ein Correspondent der Levante
„ schreibt: „Ich theile Ihnen einige Fälle mit, welche die hiesige Lebensweise beleuchten.
„ „ Der verstorbene Sultan, der den Damen seines Herzens eine Idee vom Krystall-
„ „ Palast geben wollte, beauftragte ein Haus an der Themse, das Schiffe baute, das
„ „ eiserne Rahmwerk zu einem gewaltigen domartigen Baue zu construiren. Als es
„ „ fertig war, wurde es in England aufgestellt, und seine Theile nach Konstantinopel
„ „ geschafft, wo man es wieder aufrichtete und mit Glas deckte und wo es einen der
„ „ sehenswürdigsten und hübschesten Gegenstände bildete, auf welchen der Blick des Rei-
„ „ senden, der den Bosphorus hinaufging, fiel. Der jetzige Sultan glaubte indeß, daß
„ „ es seine Aussicht störe und befahl, es niederzureißen und die Trümmer eines Ge-
„ „ bäudes, welches Alles in Allem gerechnet über £100,000 gekostet haben muß, wurden
„ „ als altes Eisen verkauft. Die andere Geschichte ist noch seltsamer. Der Vater der
„ „ Gläubigen ließ sich vor einiger Zeit eine neue und prächtige Residenz bauen. Kunst,
„ „ Geld und Wissenschaft wurden an das Gebäude verschwendet; die Kosten streiften ans
„ „ Fabelhafte. Der Tag kam, wo man dem Sultan mittheilen konnte, daß alles zu
„ „ seinem Empfange in seiner neuen Wohnung bereit sei. Seine Majestät verließ seinen
„ „ alten und unzweckmäßigen Palast mit einem leichten Herzen und begab sich eiligst
„ „ nach dem prächtigen und mehr modernen; aber ach! ob seine Ungeduld oder sein
„ „ Eifer über seine Würde obsiegte, wird nicht erzählt, aber als er die Schwelle über-
„ „ schritt, strauchelte und fiel er. Das Omen war zu ernst, um bei einem Orientalen
„ „ verloren zu gehen. Der Sultan lenkte seine Schritte zurück, schickte nach dem
„ „ Architekten und befahl, das prächtige und großartige Gebäude der Erde gleich zu
„ „ machen. Die betreffenden Herren wandten sich in ihrer Verzweiflung an den Groß-
„ „ vezir, der keinen Widerruf des Befehls erreichen konnte, aber zu guter Letzt
„ „ zum englischen Gesandten ging, welcher sofort Seine Majestät aufmerksam darauf
„ „ machte, wie lächerlich ihn ein solcher Schritt vor der civilisirten Welt machen würde.
„ „ Dies und andere Beweisgründe retteten den Palast, aber dem Glauben nach, ruht das
„ „ böse Auge noch auf ihm, da er leer bleibt."

fähig sei, von den pecuniären Bedrängnissen der Pforte Vortheil zu ziehen und den bankerotten Besitzer von Konstantinopel um einen Preis auskaufe, der beide Parteien zufriedenstellt? Heute vielleicht „unmög=lich;" „kein Gedanke daran!" Dies ist die feste Ueberzeugung, die entschiedene Behauptung manches Mannes gewesen, der trotzdem seinen Ahnensitz verkauft hat.

Und wenn der jetzige oder zukünftige Sultan die Unmöglichkeit wei=teren Borgens vor sich gesehen, und in dem jährlich zunehmenden Deficit eine Quelle des Aergers und der Verlegenheit gefunden hätte; wenn — denn das Unglück kommt nicht einzeln, — die schlecht besol=deten Beamten des Reiches damit angefangen, sich, auf Kosten der fremden Kaufleute zu bezahlen; wenn ihre Beschwerden durch ihre ver=schiedenen Gesandten oder Minister vorgebracht werden; wenn diese Ansprüche, wie geschehen müßte, durch Geld ausgeglichen werden müssen und jeder Gesandte fühlt, daß seine eigenen Erfolge davon ab=hängen, daß er dringlicher wird, als seine Collegen, und danach auf=tritt; wenn nun, wo alle Gehälter rückständig sind, auch der Sold der Armee und der Marine; der neue Finanz=Minister (der zehnte Minister in eben so vielen Monaten) mit seinem Witze zu Ende ist und eine finanzielle Krisis bevorsteht — dann wird die Zeit Sr. Excellenz des Grafen Macchiavelloffski gekommen sein. Die Noth des Sultans bietet ihm eine günstige Gelegenheit, aber eine uneigennützige Biederheit und undiplomatischer Edelmuth sind seine schwachen Seiten; er hält ein, um seinem Collegen, dem "Cher confrère" Zeit zu lassen, die gute Gelegenheit zu benützen, „seine sehr berechtigten Beschwerden" vorzubringen — wie sie der Graf nennt.

Seine Excellenz geht auf das Anerbieten ein, verlangt eine Audienz und erläutert, als ein diplomatischer Hiobströster, die gemüthliche und besänftigende Phrase: „Ich warnte Sie vorher davor" in Diplo=maten=Sprache. Er bietet manchen vortrefflichen Rathschlag mit demselben Erfolg, wie seine Collegen seit zwanzig Jahren gethan ha=ben; da er aber etwas dringlicher ist, mit leider geringerem Erfolg — außer auf das Temperament seiner Allerhöchsten Majestät. Seine Majestät hat mehr als genug von dem Gesandten Ihrer Majestät der

Königin von Großbritannien gehabt; aber der Vertreter des französischen Kaiserreiches, Königreiches, Republik oder Commune (die Sache wurde eben in den Straßen von Paris zwischen der Armee und dem „Volke" geordnet, als der Courier abreiste) wird soeben angemeldet. Seine Excellenz hat ebenfalls guten Rath zu geben, aber mit entgegengesetzten Vorschlägen, soweit sie die Wahl der Minister seiner Majestät anbetreffen. Keiner kann das Reich retten, als der Günstling seiner Excellenz — Pascha... Ihm allein kann Frankreich Vertrauen schenken; er muß zurückberufen werden; eine Pression sei damit keineswegs beabsichtigt. Hätte nicht ein übler Einfluß (der brittische) Pascha... entfernt, alles wäre gut gegangen; Seine Majestät wird jedoch die Gerechtigkeit und Mäßigung Frankreichs anerkennen, wenn es darauf besteht, 2c., 2c. Der französische Gesandte geht, um den Vertretern aller anderen Nationen Platz zu machen; Jeder bietet Rath, der sich mit dem des Vorigen nicht verträgt; aber alle predigen Oeconomie, die man nicht üben will und Reformen, die man aus verschiedenen Gründen nicht einführen kann. Wenn Rathschläge Piaster wären, würde der Sultan bald zahlungsfähig sein; aber ein leerer Schatz wirkt auf das Temperament, wie ein leerer Magen, und Seine Majestät, die des Trostes bedarf, erhält nur Vorstellungen, Klagen und Forderungen. Er, das ehrwürdige Haupt des Hauses Othman, der Vater der Gläubigen, gemahnt, gescholten! Und von wem? Wenn der Sultan zur Einsicht käme, daß seine Stellung in Europa, seine Herrschaft über eine christliche Bevölkerung, die ihre Mitchristen um Schutz anflehen, es sind, welche die Einmischung fremder Gesandten in seine inneren Angelegenheiten herbeiführen; daß er in der That unter Vormundschaft steht und daß in einem großen Theile seiner Besitzungen seine Souveränetät nur nominell ist, so dürfte er jene Besitzungen weniger werth halten.

Es ist wenigstens denkbar, daß eine Zeit kommen dürfte, wo ein Sultan einsehen muß, daß Europa nicht der natürliche Boden für den Islam ist, daß die große asiatische Strömung, die einmal vom Osten und Westen in Europa einfiel, mehrere Generationen hindurch beständig zurückgetreten ist, und nie mehr, als gerade in unserer Zeit.

Griechenland ist ganz und gar verloren gegangen. Die Donaufürstenthümer und Serbien werden nur dem Namen nach gehalten, und die Gründe, ihnen ihre wirkliche Unabhängigkeit zu geben, müssen binnen Kurzem bezüglich anderer europäischen Provinzen den Sieg davon tragen. Wenn ein Sultan diese Thatsachen zugeben muß, wird der Apfel für die russische Diplomatie reif sein, Bedingungen anzugeben, unter denen, durch Zahlung einer bedeutenden Summe und eines liberalen jährlichen Geldbetrages, dem zur Besänftigung des türkischen Stolzes der Name „Tribut" gegeben werden dürfte, das längst begehrte Kleinod erlangt werden könnte. Der volle Werth, den Konstantinopel für den Sultan hat, dürfte von Rußland doppelt bezahlt werden und Rußland noch immer der gewinnende Theil sein. Eben so könnte Rumelien oder ein beliebiger Theil davon, der für den Besitz Konstantinopels nöthig ist, für einen beiden Theilen vortheilhaften Preis erkauft werden, da sein Werth sich in russischen Händen — so nutzlos es für die Türkei gewesen ist — in wenigen Jahren gewiß verdoppeln würde. Aber die Metropole des Islams zu bekommen, hätte Rußland zweifelsohne sehr viel zu bieten und irgend ein Abkommen zu treffen, wodurch die vorausgesetzte Zahlungsunfähigkeit der türkischen Regierung aufhören müßte. Hier möge gesagt werden, daß Rußland, wenn es in der Zukunft zum Entschluß käme, Konstantinopel durch Waffengewalt zu bekommen, falls Unterhandlungen scheiterten, finden würde, daß es beim Kaufe billiger wegkäme; billiger sogar, wenn es die türkische Schuld ans Ausland auf sich nähme.

Das Recht des Sultans auf seine gesammten europäischen Besitzungen, unter denselben Bedingungen durch Kauf zu erwerben, indem man mehr als den augenblicklichen Vollwerth ihrer Revenüen gäbe, dürfte eine extravagante Idee erscheinen. Hierzu wäre wenigstens der Beistand Oesterreichs nöthig; möglicherweise anderer Mächte, deren eigene Interessen zu befragen sein würden. Aber der Lauf der Ereignisse, der stärker ist als der Stolz des Sultans, oder der wilde Eifer der Muhamedaner, dürfte es zu Stande bringen. Es scheint wenigstens die beständige Tendenz der Zeiten zu sein, die christlichen Völker zu stärken und die andern Stämme zu schwächen.

Sollte dies oder etwas ähnliches zwischen Rußland und der Pforte abgemacht werden, wodurch Rußland Konstantinopel und Rumelien erhielte, würde darin eine Gefahr für unser indisches Reich liegen und sollte sich England dem widersetzen?

Diejenigen, welche in Konstantinopel den „Schlüssel zu Indien" sehen können, werden eine solche Frage kaum mit Geduld überlegen. Sie werden sie durch die Thatsache beantwortet finden, daß wir 1854 ausdrücklich in den Krieg zogen, um die Türkei zu vertheidigen, uns eine Schuld von hundert Millionen aufluden, Menschenleben opferten, die sich nicht in Münze abschätzen lassen, und den nationalen Wohlstand um mehrere Jahre zurücksetzten.

Aber daß wir in den Krieg zogen, beweist nicht, daß wir weise daran thaten. Einige Personen von Gewicht waren damals gegen den Krieg; bei weitem mehr ziehen heute seine Politik in Frage. Wenn die Sicherheit Indiens unser Motiv war, so gab sie uns jener Krieg sicher nicht. Rußland ist seit dem Friedensschlusse schneller und stetiger vorgerückt als je zuvor, und das ist nicht zu verwundern.

Im Jahre 1854 waren die Augen Rußlands nach dem Westen gekehrt und sein Rücken nach Indien. Im Westen zurückgeschlagen, wandte es sich nach Osten, und ein sehr kurzer Raum trennt heute seine Vorposten von unserer ostindischen Grenze. Wären wir in der Krim unterlegen, und hätte Rußland in seinen Absichten auf die Türkei Erfolg gehabt, so würde es zu viel mit Europa beschäftigt gewesen sein, um Fortschritte in Central-Asien machen zu können. Der Sieg war unser und auf dem Wege, auf dem Rußland in Indien einfallen muß, wenn es überhaupt diese Absicht hat, ist es ungemein weit vorgerückt und, was noch mehr sagen will, in gesicherter Stellung.*

Einige Personen mögen noch einwenden, daß wenigstens unser moralischer Einfluß durch unsern Feldzug in der Krim gewann. War dem so? Der Krieg endete 1856, und 1857 war unsere Herrschaft in Indien durch den ernstesten allgemeinen Aufstand, den die Geschichte

* Das Zurückschlagen eines russischen Kommandos in Khiwa hat das Geschick jener Provinz nur besiegelt und den Halt Rußlands in Central-Asien voraussichtlich stärker gemacht.

verzeichnet hat, gefährdet. Diese Thatsache bestätigt keineswegs den Satz über unseren moralischen Einfluß.

Es gab natürlich andere Erwägungen neben der Sicherstellung unserer indischen Besitzungen, die das Parlament und die Regierung damals für den Krieg bestimmten. Natürlich focht Frankreich bei Sebastopol nicht, um Englands Macht in Indien zu sichern, und es darf füglich angenommeu werden, daß die Alliirten ein gemeinsames Interesse hatten oder zu haben glaubten, die Türkei aufrecht zu halten. Für Frankreich ist es offenbar ein Vortheil, einen mächtigen und aggressiven Rivalen wie Rußland aus dem mittelländischen Meere zu halten. Herr Thiers erzählt uns in seiner Geschichte des Konsulates und Kaiserreiches, daß schon damals bei der Conferenz in Tilsit, als Napoleon I. sich um eine russische Allianz bemühte, er den Gedanken an einen Erwerb Konstantinopels zurückwies. Seine Ansicht über den militärischen und politischen Werth Konstantinopels gab er in den Worten, daß der Herr von Konstantinopel der Herr der Welt sein würde; es lag hierin, trotz aller Uebertreibung ein gewisses Maß von Wahrheit. Aber für England, das keine Macht des mittelländischen Meeres ist und von jenen acht Inseln, die es jüngst noch im mittelländischen Meere besaß, nur eine einzige zu behalten für gut fand, ist es bei weitem von geringerer Wichtigkeit, wer Konstantinopel halten mag, als für Frankreich. Daß dies die Ansicht französischer Staatsmänner war, zeigte sich 1833 in Bezug auf den Vertrag von Unkiar Skelessi, der Rußland ein wirkliches Protectorat über die Türkei gegeben hatte. Frankreich wünschte damals mit England zu gehen, war aber bereit, so weit die Marine zu operiren* hatte, ohne es zu handeln; im Jahre 1840 faßte man in Paris, wie schon erwähnt wurde, einen ähnlichen Entschluß.

Wenn dies der Fall, so war es ein Unglück und unpolitisch, daß wir 1854 nicht nur die Rolle der Nation übernahmen, welche das

* Lord Palmerston auf die Haltung Frankreichs, Rußland gegenüber, im Jahre 1833 anspielend, sagt (Lord Palmerstons Leben, Band II, S. 158): „Eine Beilegung der Angelegenheit wird ein großer Vortheil sein; wäre sie weiter gegangen, so möchten Rußland und Frankreich aneinander gerathen sein.

größte Interesse daran hatte, für die Türkei zu fechten, sondern Frankreich überdies vergönnten, unsere Dankbarkeit dafür zu beanspruchen, daß es uns beigestanden, seine eigenen Interessen zu beschützen! Es wurde eine gewöhnliche Redensart, daß Frankreich für England die Nüsse aus dem Feuer geholt habe (wie es in der wohlbekannten Fabel heißt), und wir geriethen in eine falsche Stellung. Die fixe Idee, als sei Konstantinopel der „Schlüssel zu Indien" hatte den Hauptantheil an dieser falschen Auffassung und möglicherweise wäre ohne sie die öffentliche Stimmung nie für den Krimmkrieg gewesen.

Deshalb ist es der Mühe werth, hier die einzigen Bedingungen zu prüfen, unter denen eine Invasion Indiens durch Rußland praktisch durchführbar sein würde und auf welchem Wege russische Armeen sie wahrscheinlich versuchen dürften. Eine solche Untersuchung wird es erstens sehr klar machen, daß die Türkei durchaus nicht an der russischen Route liegt; zweitens, daß der Friede, nicht ein Krieg mit der Türkei, ein nothwendiger erster Schritt für eine russische Invasion in Indien sein würde; und daß endlich unser Erfolg in der Krim keineswegs das Vorrücken Rußlands gegen unsere indische Grenze verzögert hat, sondern im Gegentheil.

Der erste Blick auf die Karte von Asien sagt uns, daß ein Marsch von irgend einem Punkte des civilisirten Rußlands nach unserer indischen Grenze ohne Parallele in neuerer Zeit ist. In alten Zeiten konnten ein Sesostris oder Alexander einen solchen Marsch machen; wir wissen aber wenig von ihrem Verpflegungsamte, wissen, daß sie keine Artillerie hatten und dürfen wohl annehmen, daß sie ohne Ambulanzen waren. In unserer Zeit besitzen wir einige Kenntniß von den fast unglaublichen Kosten und Mühen, einen sehr geringen Theil der Armee von unserer indischen Grenze nach Cabul zu schaffen—ein kurzes Stück von dem russischen Marsche. Wir wissen, daß wir nicht nur das gewöhnliche Gepäck einer Armee zu transportiren hatten, sondern auch Feuerung und Wasser, für einen beträchtlichen Marsch. Wir wissen, daß eine Division unseres Heeres allein 9,000 Kameele dabei verlor und daß wir ohne den außergewöhnlichen Credit unserer Geschäftswelt in Asien nie die nöthigen Transportmittel

hätten zusammenbringen können. Und dies war, wohl erwogen, nur eine Expedition nach Afghanistan.

Nun dürfen wir annehmen, daß, wenn Rußland es unternimmt, uns auf indischem Boden gegenüberzutreten, es uns die Ehre erweisen wird, daß es uns als gefährlicheren Gegner betrachte, als die Afghanen und daß es, um einigen 80,000 brittischen Soldaten mit der doppelten Zahl Eingeborenen entgegen zu treten, wenigstens eine gleiche Truppenmacht senden wird mit der gesammten Artillerie und dem Material wie es ein europäischer Feldzug verlangt. Ziehen wir aber in Betracht, daß der Transport so vieler Mannschaften mit dem entsprechenden Material über so viele hundert Meilen, in einem rauhen Lande ohne Wege erforderlich ist, so dürfen wir sagen, daß die physischen und finanziellen Schwierigkeiten die Hülfsmittel Rußlands erschöpfen würden. Auch sind wir nicht ohne die Mittel, uns hierüber aus wirklicher Erfahrung eine Meinung zu bilden; denn der Krimkrieg gibt uns ein Beispiel. Die ganze Welt weiß heute, daß die gewaltige Ausdehnung des bloß russischen Territoriums, durch welches die Zufuhren und der Ersatz für Sepastopol transportirt werden mußten, den Schatz erschöpften, alle verfügbaren Transportmittel in Anspruch nahmen und die Nation in einem Zustande der Ermüdung und Erschöpfung zurückließen.

Wenn nun die bei Weitem geringere Operation, Sebastopol zu versorgen, die Kräfte des Reiches überbürdete, welchen Schluß muß man dann in Hinsicht auf die Riesenarbeit eines viermonatlichen Marsches nach Indien * ziehen? Lassen wir den Widerstand unberücksichtigt, den

* Nehmen wir an, ein russisches Heer führe über das Schwarze Meer nach Poti, marschire von da nach Baku am Kaspischen See, schiffe sich nach seinem südöstlichen Punkte ein und marschire dann nach Samarcand und von da nach Peshawur, so würde die Land-Distanz in gerader Richtuug auf der Karte, ohne Rücksicht auf Wüsten, Gebirge oder andere Hindernisse, ungefähr 1,750 Meilen betragen. Nehmen wir den Weg über Balk, so würde er 1,550 Meilen betragen. Eine Armee, die ununterbrochen jeden Tag fünfzehn Meilen zurücklegte, brauchte für die geringere Entfernung 103 Tage. Die beiden Seereisen nähmen mit Ein- und Ausladen die verbleibenden siebzehn Tage weg. Aber die wirkliche Marschroute ist bei Weitem länger und die Tagesmärsche würden da, wo keine Wege sind, viel kürzer sein. Auch dürfte sich auf dem Wege ein Feind blicken lassen.

ein russisches Heer in Hindostan finden dürfte, so könnte beinahe gesagt werden, daß der sichere Erfolg die enormen Kosten an Menschenleben, Geld und Material nicht rechtfertigen würde. Aber was jetzt und unter den bestehenden Verhältnissen unmöglich sein dürfte, braucht es nicht immer zu sein, und die russische Route nach Indien durch Central-Asien könnte eines Tages nicht nur ausführbar, sondern sogar leicht sein. Gar Manches spricht dafür, daß das, was heute noch als sehr schwierig betrachtet werden muß, mit der Zeit leicht ausführbar sein wird.

Es ist Thatsache, daß die größte Revolution in der wissenschaftlichen und praktischen Strategie durch einen Mann hervorgerufen ist, dessen Namen uns nie in Verbindung mit militärischen Angelegenheiten entgegentritt. Ein einfacher, energischer Northumbier mit schwieligen Händen, hat große Kriegsoperationen möglich gemacht, die früher unmöglich waren. Wenn 250,000 Deutsche sich zur Belagerung von Paris niederlassen konnten, in der Zuversicht, daß die Zufuhr aus einer Entfernung von hundert Meilen ihnen nie fehlen würde, so verdankten sie dies George Stephenson. Die Wege Frankreichs würden in jenem schrecklichen Winter unpassirbar geworden sein; das Zugvieh wäre umgekommen; alle Karren und Wagen würden binnen Kurzem zerstört worden sein, da sie nicht allein den täglichen Bedarf so vieler Hungrigen zu transportiren gehabt hätten, sondern auch die kolossalen Kanonen und ihre gewichtigen Geschoße. Die „Eisenpferde" jedoch ermüdeten nicht, noch fehlten sie; gefüttert aus den Minen Westphalens eilten sie ihres Weges hin, mit gleicher Leichtigkeit die Krupp'sche Monster-Kanone und das Schwarzbrod für die Soldaten ziehend. Als die verbündeten Armeen im Schlamme von Balaclava festsaßen, war es gleichfalls die Erfindung des Stephenson, welche sie losmachte, und seine unermüdlichen Pferde, welche die armen Skelette, die keine Ladung mehr schleppen konnten, ablösten. Von noch größerem Werthe wird die Stephenson'sche Erfindung für Rußland auf seinem Marsche nach Indien, sich erweisen. Die ungeheure Ausdehnung der Wüste, die eine Armee verschlingen dürfte, würde vermittelst Schienen der leichteste Theil des Weges sein; und es existiren factisch wenig Hinder-

nisse für das Bauen guter militärischer Eisenbahnen, wo es jetzt sogar an Fahrstraßen fehlt.

Wie Stephenson das Eisenbahnsystem erfand, so machte sich eine andere Klasse Engländer daran, die nöthigen Bauten auszuführen. Einer jener Klasse (Herr Brassey), der kürzlich gestorben ist, könnte mehr dafür gethan haben, eine russische Armee von den Ostseeküsten nach dem Himalaya zu schaffen als die Generale Paskiewitch und Todleben, wenn ihnen auch ein Moltke und von Roon vom preußischen Generalstabe hälfen. Für Herrn Brassey würde es eine bloße Geschäftssache sein zu berechnen, wie weit Eisenbahnbauten nöthig wären, um die Verbindung des Meeres, der Flüße und Seen zwischen Rußland und Indien vollständig zu machen, so daß ein russisches Heer, ohne einen Mann durch Ueberanstrengung zu verlieren, oder ein Paar Stiefel abzunutzen, sich in St. Petersburg einschiffen und im Anblicke des Himalaya die Eisenbahnwagen verlassen könnte. Für einen solchen Mann würden alle nöthigen Bauten, das Trockenlegen und die Vertiefungen der Flußbette, die Anlagen der Werften und Hafendämme eine bloße Frage der Zeit und des Kostenpunktes gewesen sein. Er würde seine Rechnungen eingereicht und nicht mehr von der russischen Regierung verlangt haben, als vielleicht eine kleine Abtheilung leichter Truppen, zum Geleit und Schutze seiner Aufseher oder der Arbeiter, die zu weit von den festen Stationen entfernt wären.

Da der Unterschied zwischen einer Invasion Indiens, die man mit solchen Mitteln machte und einem wahnwitzigen Versuche, eine Armee durch unwegsame Wüsten einige Tausend Meilen weit vorwärts zu bringen, ohne ihre Verbindungslinien sicher zu stellen, enorm sein würde; da Indien, wenn sogar im Besitz Rußlands, verhältnißmäßig nutzlos wäre, bis gute militärische und Handelsverbindungen hergestellt wären, so mögen wir mit Recht annehmen, daß Rußland sich zu dem Motto des Kaisers Augustus: „Eile mit Weile" bekehren wird.

Daß es früher oder später—wenn es seine Grenze nicht nach Westen ausdehnt—in der Lage sein wird, in Indien einzufallen, kann man mit Recht von dem bereits gemachten Fortschritt, besonders seit dem Krimkriege, schließen. Es lohnt sich deshalb zu untersuchen, welche

geographische oder politische Schwierigkeiten, oder welchen Vorschub es auf seinem Wege finden dürfte?

Zuerst würden die Basis oder die Basen festzustellen sein, von wo die Hauptangriffscolonne nach Indien aufzubrechen hätte: einem Orte, der nicht zu fern von dem gewünschten Ziele sein dürfte und in bequemer Dampfverbindung mit den militärischen und commerciellen Mittelpunkten des Reiches stehen müßte. Er sollte natürlich sicher vor einem Angriffe und von hinreichender Bedeutung sein, nicht allein um einem großen Heere Aufnahme bereiten, sondern demselben auch die nöthigen Proviant häuser, Magazine, Bäckereien, Fabriken und Werkstätten zur Production und Ausbesserung abgeben zu können — kurz Alles besitzen, was eine Armee im Felde erfordert.

Im Jahre 1854 besaß Rußland kaum irgend welche Eisenbahnen, ausgenommen die der Westprovinzen, welche die Verbindung mit Warschau herstellten. Jetzt kann es per Bahn Truppen und Material von Archangel am Weißen Meere über St. Petersburg und Moskau nach Odessa am Schwarzen Meere und auf einer zweiten Linie, die sich nach Osten nahe bei Kherson abzweigt nach Asow am Meere gleichen Namens, schaffen. Von Moskau wiederum trifft eine Bahn die ostwärts geht, die bedeutende Wolga, nahe bei Kasan, von wo sie bis Astrachan am Kaspischen Meer, schiffbar ist. So sind jetzt die Städte und Häfen des Schwarzen und Kaspischen Meeres in Dampfverbindung mit den beiden Hauptstädten Rußlands, mit den Mittelpunkten seiner Produktion und Bevölkerung, mit dem baltischen und westlichen Europa. Entweder Odessa oder Kherson am Schwarzen Meere, oder beide, dürften sich als Plätze empfehlen, welche die nothwendigen Bedingungen als erste Operationsbasen erfüllen. Nehmen wir sie als solche an, so ginge der erste Theil der russischen Route über das Meer bis Poti und von da südlich vom Kaukasus nach Baku am Kaspischen Meere, auf der Bahn, die man jetzt baut. Oder würde die Wolgaroute nach Astrachan genommen, so könnte jene bedeutende Stadt am Kaspischen Mere als Operationsbasis gelten und durch Errichtung aller nöthigen Bauten diesem Zweck entsprechend hergestellt werden. Von der einen, oder beiden Basen, könnten die Russen meistentheils

durch ihr eigenes Land vorrücken und wenn kein Streit mit der Türkei angezettelt würde, wären sie vor der Einmischung europäischer Mächte vollständig gesichert.

Zwei Reisende, ein Engländer und ein Russe, haben im Verlauf des letzten Jahres ihre persönlichen Eindrücke darüber verlauten lassen, was Rußland thut und thun könnte, um zweckmäßige militärische Verbindungen mit Punkten, welche unserer indischen Grenze nahe liegen, herzustellen.

Herr A. H. Mounsey,* der alle nur wünschenswerthe Freundlichkeit und Hülfe von Seiten der russischen Officiere gefunden, welche die Aufsicht über den Distrikt hatten, durch welchen der erste Theil der Eisenbahnverbindung gehen würde, erzählt seinen Lesern, daß jene Linie Poti am Schwarzen Meere mit Baku am Kaspischen See (etwa 450 Meilen) verbinden wird. Von jenem Punkte aus, würde eine russische Expedition einen Weg von 400 Meilen oder 40 Stunden bis zum Südost-Punkte des Kaspischen Sees zurückzulegen haben; dort angelangt, hätte sie neun Fünfzehntel von der ganzen Entfernung von Odessa nach Indien hinter sich. Sie hätte so weit ihren Weg über eigentlich russische Meere oder durch russisches Gebiet genommen und wäre in gerader Linie nur etwa 1000 Meilen von unser Grenze entfernt.

Es geht hieraus hervor, daß diese Route, weit entfernt davon, den Besitz Konstantinopels als den Schlüssel zu Indien zu bedingen, (das letzte, woran Rußland hierbei wahrscheinlich denkt) die Neutralität der Türkei nöthig macht, wenn seine Allianz nicht zu erlangen wäre. Da jene Neutralität durch ein kleines Quantum Tinte und eine kluge Verwendung gewisser geheimer Fonds, auf welche die russischen Diplomaten sich so gut verstehen, sich wahrscheinlich erlangen ließe, so würde dies weniger kosten als ein Krieg mit der Türkei. Könnte Rußland jedoch nicht auf die türkische Neutralität im Schwarzen Meere und an seinen südlichen Küsten rechnen, so hat es im Innern eine Verbindung mit dem Kaspischen Meer, die von jeder Störung sicher wäre.

* Der Kaukasus und Persien, von A. H. Mounsey, 1872.

Bezüglich der beabsichtigten Bahn zwischen Poti und Baku, sagt Herr Mounsey: „Wenn diese fertig ist, wird Rußland eine Dampfverbin„dung von Odessa und seinen südlichen europäischen Provinzen nach „dem Hafen von Astrabad an der südöstlichen Ecke des Kaspischen „Sees haben.

„Bei der Aussicht auf den baldigen Besitz des gesammten Turkestan „und der Tartarei durch die Erwerbung des Khanats von Khiwa und „Buchara und der weiten Steppen, welche sie von der nördlichen „Grenze Persiens trennen, muß es der russischen Regierung sehr am „Herzen liegen, diese Bahn zu vollenden, welche das wichtigste Glied in „der langrn Kette einer projectirten Dampfverbindung mit jenen ent„legenen Gegenden bilden wird. Dampfboote, die jetzt alle Häfen der „südlichen Küste des Kaspischen Sees berühren, gehen von Astrachan „nach Ashorada, einer kleinen Insel am südöstlichsten Punkte Ruß„lands. Wäre die kaukasische Bahn und der Hafen von Poti fertig, „so würde der ganze Verkehr Europas mit den nördlichen und östlichen „Provinzen Persiens unwiderruflich dieser Route folgen, anstatt wie „jetzt durch Karawanen mit Kameelen und Mauleseln vermittelt zu „werden, welche die 1100 Meilen zwischen Teheran und Trebizond, auf „und ab in einförmigem Schritt zurücklegen.*

Herr Mounsey erzählt uns ferner: „Eine andere Dampferlinie soll „zwischen Astrachan, Baku rc. und der Nordost-Ecke des Kaspischen „Sees gehen, von wo nach General Romanoffski, der einige Jahre in „Turkestan das Kommando hatte, drei Linien nach Osten projektirt „sind; die eine von der Bai von Krasnowod, dem alten Bette des „Amu-Darya, entlang nach dem Aral-See....... Vom Aral-See „werden muthmaßlich Dampfer den Gihon oder Syr-y-Darya hinauf„gehn und so wird den Sommer hindurch, oder so lange die Wolga „und der Syr-y-Darya schiffbar sind, St. Petersburg und Odessa in „direkter Dampfverbindung mit Khojend sein. Auf diese Weise können „Truppen in vierzehn Tagen von der Wolga nach Turkestan geschafft „werden, und die Kaukasus-Armee wird die Reservearmee für jene

* Seiten 17, 18.

„Provinz bilden; Rußland wird somit das finden, was nach seinen „Aeußerungen das einzige Ziel seiner Eroberungen in Central-Asien „ist, ein weites Absatzgebiet für seine Fabrikate.“

Herr Mounsey ist kein Alarmist und sieht die Dinge rein vom commerciellen und geographischen Standpunkt an; das Vorrücken Rußlands wird nur gelegentlich von ihm erwähnt und bildet keineswegs den Zweck seines Buches.

Thatsache ist, daß Rußland sich unserer indischen Grenze wenigstens auf zwei Verbindungslinien nähert. Hat es irgend welche bestimmte Absichten auf Indien, so sieht es ohne Zweifel auf die Fertigstellung der Bahn- und Wasserverbindung zwischen Rußland und einigen Punkten in unmittelbarer Nähe des Himalaya. Im Frieden würde diese Linie für den Handel nützlich sein; für eine Invasion würde sie aber durchaus nöthig und bei einem vollständigen Erfolge den Werth Indiens, als eine russische Besitzung, unermeßlich steigern.

Die russische Quelle hierfür, E. Gryf Jaxa de Bykovski* scheint ein russischer Lesseps zu sein, der vorschlägt, (mit unserer Hülfe) per Bahn zu thun, was H. Lesseps mit seinem Kanal zu thun hoffte — einem Nebenbuhler und möglichen Feinde eine kürzere Linie nach unserem östlichen Reiche zu bieten. Er hat ebenfalls die in Vorschlag gebrachte Verbindungslinie bereist und der Welt seine Ideen über unsere Aussichten mitgetheilt. Sie lauten nicht beruhigend, wenn wir ihm glauben können und es dürfte die meisten Engländer peinlich überraschen, wenn sie hören, daß er die augenblickliche Entfernung von den russischen Vorposten nach unserer indischen Grenze auf gerade 100 Meilen oder 300 englische Meilen berechnet, d. h. ein Achtel ihrer Entfernung von Konstantinopel. Jene Distanz sogar ist seiner Ansicht nach in täglicher Abnahme begriffen. Aber die Meilen des H. Bykovski müssen sehr lang sein, oder er schiebt die russischen Vorposten weiter vor als ihnen augenblicklich selbst lieb sein dürfte. In Folgendem gibt er seine Meinung über die Pflichten der englischen Re-

* Die Reise um die Welt in 66 Tagen und von London und Paris in 4 (?) über Rußland nach Indien. Von E. Gryf Jaxa de Bykovski, Mitglied der geographischen Gesellschaft von Paris 1872.

gierung im Osten ab: — „Da Samarkand und Bochara russische Pro-
„ vinzen geworden sind; da jetzt eine Entfernung von 100 Meilen das
„ russische Gebiet von Indien trennt, und jene Distanz täglich kleiner
„ wird, so sollten die Regierungen der beiden civilisirenden Staaten im
„ Osten sich dahin einigen, nicht feindlich gegen einander zu handeln,
„ sondern Hand in Hand zu gehen." Wenn H. Bykovski seine 100
Meilen von der fernsten Ecke der russischen Provinz Bochara, wie er
es nennt, bis zur nächsten Ecke des Punjab rechnet — d. h. von einem
Punkte nahe bei Kooshlip am Amu bis zu einem andern nahe
Bahoor im Peshawur-Distrikt, — so ist die Entfernung wirklich unter
300 englische Meilen. Bis jetzt jedoch hat Rußland keine dauernden
Stationen bis zur südöstlichen Grenze von Bochara vorgeschoben. Es
ist jedoch sehr möglich, daß dieses in einem oder zwei Jahren der Fall
sein könnte.

Bykowski räth — für Friedenszwecke — eine Eisenbahnverbindung
d u r ch Rußland zur Verbindung von London und Paris mit Indien
und schließlich China. Fern von dem Gedanken, daß sie durch irgend
einen Theil des türkischen Gebietes gehen sollte, würde er sie nicht nur
östlich vom schwarzen Meere, sondern sogar östlich vom Kaspischen Meere
führen. Ausgehend von den vorhandenen Linien durch das langge-
dehnte Flachland des nördlichen Deutschlands und Rußlands, dann
nördlich hart an Warschau vorüber nach Soratov an der Wolga, von
hier, den nordöstlichen Punkt des Kaspischen Meeres berührend, nach
Houngrad am Aral-See, würde die Linie durch Khiva und Bochara
noch Balk gehen oder dem Jihoun (oder Acksurrai) bis Koondooz
folgen.

So weit sieht dieser Reisende keine natürliche oder politische Schwierig-
keit, obwohl er mit einigen Geographen Balk nach Bochara und nicht
Kabul verlegt, wo der Ameer es suchen dürfte; doch man pflegt mit
einiger Wahrheit zu sagen, daß es in Central-Asien keine Grenzen
gibt. Es muß daran erinnert werden, daß der russische Lesseps die
vorgeschlagene Bahn als ein Friedensunternehmen ansieht, das den
englischen Interessen durchaus nicht entgegen sei; er sieht jedoch im
Vorbeigehen auf seine militärische und politische Bedeutung; da er ein

frischer Beobachter ist, so verdienen seine Bemerkungen hierüber einige Beachtung.

In Central- und Ost-Asien gibt es nach seiner Beobachtung drei große Reiche — das chinesische, englisch-indische und russische. Die kleinen unabhängigen Staaten Kabul, Herat, Kandahar haben nach seiner Ansicht eine Gesammt-Bevölkerung von 4,200,000 Einw. Die kleineren Staaten zwischen Peshawur und dem Oxus schätzt er auf blos 500,000 Einw. Weiter gehend und stets in der unser Interesse „am nächsten berührenden Richtung — denn es ist die Linie, die wir „vorschlagen, und ein wenig hinter Balk — finden wir (wenn wir dem „Oxus folgen) auf der einen Seite Bochara und Khiwa, Provinzen „die Rußland noch nicht vollständig annectirt hat; während wir auf „der andern Seite, in der Richtung nach Samarcand, den Fluß Sir „Darya finden, der schon einen Theil von Rußland bildet. Nahe bei „Balk fängt der Oxus auch an, schiffbar zu sein. Er gibt Bochara „eine Bevölkerung von 2,000,000 Seelen, unter ihnen viele Juden „die unter dem Drucke der Muselmänner ausgewandert sind." Khiwa ist von den Uzbeks und Tartarenhorden bewohnt, die nicht 2,500,000 Einwohner zählen.

„Von der Seeseite ist Indien einer Invasion ausgesetzt. Die reiche „Hauptstadt Bombay mit 900,000 Einwohnern hat keine wichtigen „Befestigungen und könnte einigen Kriegsschiffen nicht widerstehen. „Im Nordosten ist Indien vom Himalaya gedeckt und unzugänglich; „im Nordwesten aber, obgleich das benachbarte Land gebirgig ist und „große Schwierigkeiten bietet, ist es dennoch von den Armeen des „Alexander, des Sultan Mohamed, Tamerlan 1397 überschritten wor-„den; von Baber Sultan von Samarcand, der die große Schlacht bei „Paniput gewann, und sich zum Kaiser von Delhi ausrief, im Jahre „1525; endlich von den Truppen des Nadir Schah 1739." Bykovski hält die Schwierigkeiten für die Ingenieure, eine Bahn über den Hindu-Koosh zu bauen, für bedeutend, ohne indeß das, was heute geleistet werden kann, zu übersteigen. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß wir die Arbeit im Interesse Rußlands unternehmen, oder ihm hiezu die Erlaubniß geben werden, wenn wir umhin können, so ist dieser

Punkt von keiner Bedeutung. Von Wichtigkeit ist, daß Rußland nun die Bedingungen kennt, unter denen allein es eine ernstliche Invasion Indiens versuchen könnte. Bykovski sieht in der Unterwerfung von Central-Asien die „deutliche Bestimmung Rußlands;" er betrachtet jedoch die Eisenbahn-Ingenieure und Kaufleute als die Haupt-Werkzeuge bei jener Eroberung. Auch sind keine besonderen Zweifel vorhanden, daß, abgesehen von den vielen unvorhergesehenen Ereignissen, die eintreffen dürften, das Weiterrücken Rußlands nach Südosten, ob schnell oder langsam, so gewiß ist, als der Fortschritt der Vereinigten Staaten nach Westen. Je langsamer es geschieht, desto sicherer wird es wahrscheinlich sein, und England zu einem festen und entschiedenen Auftreten nöthigen. Auch darf man nicht voraussetzen, daß England, wenn es den Willen hat, ohne die Mittel sei, seine Macht in Central-Asien fühlbar zu machen. Vielleicht in keinem Theile der Welt, das Meer ausgenommen, könnte es entschiedener oder in größerem Maßstabe handeln. Ueber den Himalaya hinaus gleichsam verschanzt, repräsentirt es sich den Asiaten nicht blos als ein unternehmendes nnd siegreiches Geschlecht, sondern als ein Volk, das sowohl seine Freunde reichlich zu belohnen, als seine Feinde zu strafen vermag. Es giebt keinen Staat oder Stamm von unserer Grenze bis zum Schwarzen Meere, dessen Widerstandskraft gegen Rußland wir nicht durch verhältnißmäßig unbedeutende Opfer verdoppeln oder wenn nöthig, in eine allgemeine Ligue gegen es organisiren könnten. Wir haben nur die Grenzen zu bestimmen, deren Ueberschreiten von Seiten Rußlands wir als eine Gefahr für unser indisches Reich ansehen würden und ihm entschieden zu erklären, daß beim Darüberhinausgehen es auf unsern rückhaltslosen Widerstand rechnen dürfe. Die adoptirten Maßregeln würden nicht nothwendigerweise Feindseligkeiten in Europa bedingen; denn sie brauchten weiter nichts zu sein, als ein, uns in Asien durch russische Eingriffe aufgezwungener Widerstand. Eine nur sehr geringe Kenntniß unserer indischen Geschichte und der wilden fanatischen muhamedanischen Stämme in Central-Asien wird genügen, die Mittel zu finden, wodurch wir leicht auf jeder Flanke der ausgedehnten Communicationslinie vom Schwarzen Meer nach dem

Himalaya eine allgemeine Erhebung veranlassen könnten. Die ersten dieser Stämme — die Tscherkessen — haben der Macht Rußlands Jahre lang widerstanden, obwohl sie bloße Luntenflinten besaßen, die weder weit trugen, noch accurat schossen. Kein Stamm Central-Asiens hat geeignete Waffen, Führer oder versteht vom Militärwesen mehr, als der Mutterwitz geradezu eingiebt. England jedoch könnte die besten jener wilden Stämme bewaffnen, organisiren und instruiren. Keine andere Macht hat gleiche Erfahrung im Schaffen und Disciplniren irregulärer Corps; keine ein größeres Prestige unter jenen Stämmen, aus welchen dieselben gebildet würden. Wenn der Moment kam, verfehlte jene indische Soldatenschule nie, die nöthigen Männer hervorzubringen — jene Schule, die aus dem „sanften Hindu" eine erobernde Armee schaffen, sie aber auch als sie sich empörte, niederwerfen konnte, wie groß die Ueberzahl sein mochte — wo ist der Beweis, daß jene Schule entartet ist?

Daß unsere Armee in Indien, die aus den Bergpässen von Afghanistan hervorbräche, und mit einer guten Operations-Basis durch ein befreundetes Land vorrückte, mit einer russischen Truppenmacht, die in einer langen und ungedeckten Verbindungslinie vorrückte, unter vortheilhaften Verhältnissen zusammenstoßen würde, kann kaum geläugnet werden. Die Kameel- und Maulthiertreiber, Eigenthümer der Zugochsen aller Eingebornen, von denen der Eindringende abhinge, würden fortwährend desertiren, die Fourage abgeschnitten werden; für die fanatische feindselige Bevölkerung wäre ihr Widerstand gegen Rußland ein heiliger Krieg. Wir wissen aus trauriger Erfahrung, was ein solcher Krieg mit sich bringt. Wir hielten unsere Position in Kabul für fest, als ein fanatischer Ausbruch plötzlich eine ganze Armee wegfegte und auf unseren militärischen Ruf in Indien den einzigen Flecken warf, den er gekannt hat. Was uns in unseren Quartieren passirte, würde mit noch größerer Wahrscheinlichkeit den Russen am Ende eines langen Marsches passiren. Nicht nur Leute und Material gehen bei fernen Expeditionen verloren. Die Rubel, die durch viele Hände gehen, sind geeignet, hier und da festgehalten zu werden; die Moral der Beamten pflegt in dem Maße abzunehmen, wie die Entfernung von St.

Petersburg wächst. Die Civil- und Militär-Ingenieure für russische Kultur im fernen Osten würden wahrscheinlich vor Allem an sich selber denken, und den Czar vergessen.

So hat England im Ganzen, während die Ausdehnung der russischen Macht über Central-Asien unvermeidlich scheint, wenn man ihr nicht entgegentritt, bedeutende Mittel, sie aufzuhalten; auch darf man nicht vergessen, daß zwischen der Gegenwart und dem, was die Zukunft augenscheinlich bringen wird, das weite Gebiet des Unvorhergesehenen liegt.

Von der obigen Skizze der indischen Route, auf welche Natur und Umstände Rußland hinweisen, und der es consequent folgt, ist Eines klar. Sie führt nicht über Konstantinopel. Jene Hauptstadt mag vor Rußland ganz sicher sein, und Indien in großer Gefahr, d. h. Konstantinopel ganz sicher, während ein russisches Heer aus dem Himalaya hervorbricht.

Während England für seine Besitzungen im weiten Osten bangt, fürchtet Oestreich Rußland an der Donau, Deutschland an der Ostsee, während Schweden auf der Seite Finnlands nicht ohne Befürchtungen ist. Jeder dieser Staaten mag, was ihn selbst betrifft, Grund zu einer Besorgniß haben, aber kaum Alle. Ein Land mag, wie Wasser, in einer Richtung wirksam die Grenzen überschreiten, thut es dies aber nach allen Seiten hin, so ist seine Stärke bald erschöpft.

Welches Interesse hat England somit an der orientalischen Frage und der Sicherheit Konstantinopels? kann man fragen. Sicher nicht, wie schon gesagt wurde, weil es der „Schlüssel" oder das „Bollwerk" oder in irgend einer Weise der Schutz Indiens ist; in dieser Hinsicht hat England keinen Grund die Vertheidigung der Türkei, als eine seiner Hauptaufgaben zu betrachten. Es giebt aber ohne Zweifel andere Gründe, die das Sichfestsetzen Rußlands in Konstantinopel für England nicht wünschenswerth machen würden; freilich in geringerem Grade als für die Staaten am mittelländischen Meere.

Das Interesse Englands, die Besetzung Aegyptens durch irgend einen Nebenbuhler zu verhindern, ist natürlich klar und vorwiegend; besonders nun, wo der Suez-Kanal Aegypten zu unserer Route nach Indien

macht. Darauf zu bestehen, daß keine europäische Macht die Mittel besitze, eine militärische Expedition durch den Kanal zu führen und, was sehr leicht wäre, zum Schutze gegen unsere Verfolgung abzuschließen, ist ersichtlich eben so wohl unser Interesse, wie unser Recht. Dies ist für England wenigstens die Wesenheit der orientalischen Frage; säße Rußland morgen in Konstantinopel, so würde dies, so lange England Aegypten hielt, die Sicherheit Indiens nicht gefährden.

Angenommen also, daß kein englischer Minister, der dieses Namens würdig ist, in irgend einer Weise einer Macht erlauben werde, auf unseren Verbindungslinien mit Indien sich festzusetzen, wie Frankreich nach Herrn Lesseps' Vorschlag es thun sollte, so fragt es sich, in wie fern England verpflichtet ist, die Türkei in Europa gegen Rußland zu vertheidigen?

Durch die Zusatz-Artikel zu dem Pariser Vertrage vom Jahre 1856 „einigten sich Oestreich, Frankreich und Großbritannien in einem „speciellen Vertrag, welcher die Unabhängigkeit und Integrität des „türkischen Reiches garantirte. Jeder Bruch des Vertrags wird als „ein casus belli betrachtet werden." Aber die vor einigen Jahren in beiden Häusern des Parlamentes abgegebenen Erklärungen der Minister über die wirklichen Verpflichtungen von Mitbürgen reduciren diese zu sehr kleinen Verhältnissen. Es darf angenommen werden, daß jene von Autoritäten abgegebenen Erklärungen des internationalen Gesetzes correct waren, und es dürfte für England gut sein, daß sie sich so erwiesen. Nach jener Erklärung bindet eine gemeinsame Garantie die Garantirenden zusammengenommen, aber nicht einzeln, und wenn ein Unterzeichner eines gemeinsamen Garantie-Vertrages unterläßt, seinen Verpflichtungen nachzukommen, so sind die anderen Unterzeichner der Ihrigen entbunden. Da es wohl sein könnte, daß bei einer zukünftigen Aggression der Türkei von Seiten Rußlands, Frankreich aus finanziellen oder politischen Gründen sich weigerte, für das Einhalten des Vertrages von Paris einzustehen, so würde England alsdann aller seiner Verpflichtungen ledig sein. Der Wortlaut jedes Vertrages muß natürlich über die Verpflichtungen der Unterzeichner entscheiden, und es würde ebenso unpolitisch als unehrenhaft für England sein, vor

irgend einer, durch einen Vertrag auferlegten Pflicht zurückzuschrecken. Angenommen aber, die richtige Fassung des Vertrages beschränke alle Operationen auf die gemeinsame Handlung der Unterzeichner, sollte England sich, wo es in seiner Wahl frei ist, wegen der Türkei mit einer colossalen Macht in einen Krieg einlassen?

Behaupten, daß die Eroberung der Türkei durch Rußland dies oder jenes Uebel zur Folge haben werde, ist keineswegs entscheidend für die Frage. Andere Länder außer der Türkei sind von Rußland bedroht, und wir würden ihre Eroberung für ein großes Uebel halten, ohne jedoch, um es zu verhüten, zum Kriege überzugehen. Obgleich kein Land besonders bedroht ist, zieht Oestreich vielleicht augenblicklich mehr die Aufmerksamkeit der militärischen Speculationen Rußlands auf sich, als die Türkei selbst. Es soll eine Maxime Rußlands sein, daß eine günstige Lösung der orientalischen Frage nur in Wien zu suchen sei, und die Ansicht ist wenigstens plausibel, da Oestreich sicherer der Türkei zu Hülfe kommen würde, als Letztere Oestreich. Im Besitze von Wien würde Rußland der Pforte seine Bedingungen dictiren. Würde sich England dann zur Vertheidigung Oestreichs verpflichten? Schwerlich, mag man antworten. Es ist also eine Frage des Verhältnisses, wie fern England (abgesehen von den Verpflichtungen eines Vertrages) mehr bei der Sicherheit der Türkei interessirt sei als Oestreich. Nach sorgfältiger Erwägung ist die Politik, sich wegen Erhaltung „der Integrität der türkischen Besitzungen" in einen großen europäischen Krieg einzulassen, nicht so klar, als daß man sie in England populär machen könnte. Man hat sie mit der Sicherheit Indiens in Verbindung gebracht, mit der sie kaum einen Zusammenhang hat; ist aber jene Illusion verschwunden, so dürfte ein brittischer Minister es schwer finden, England in einen Krieg hineinzuziehen, wenn Frankreich sich dagegen sträubt. Da eine französische Neutralität in solchem Falle keine Unwahrscheinlichkeit ist, so darf gesagt werden, daß die orientalische Frage in eine neue Phase getreten ist, auf welche England sich mit einer festen und offenen Politik vorbereiten sollte. Der alte Glaube, daß es wichtig und praktisch sei, das türkische Reich, trotz einer abnehmenden Bevölkerung und wachsenden Schuld, und einer allen modernen

Ideen über Verwaltung entgegen handelnden Regierung auf den Füßen zu halten, ist merklich geschwächt. Einem modernen Schriftsteller, der, wie Slade Pascha oder Herr Palgrave, an die ungeschwächte Lebensfähigkeit des Islams glaubt, stehen sicher zwei gegenüber, die sagen, daß er in Europa wenigstens ein Anachronismus und ein Uebel sei. Ein positives Uebel, da er christliche Völker Regenten von einem geringeren Grade religiöser, moralischer, socialer und physischer Entwicklung unterwirft; und ein negatives, da er einen höchst begünstigten Theil von Europa zwingt, nach asiatischem Maßstabe fortzuschreiten. Wenn England an jenen abgelebten, verfaulten Körper geknüpft ist, um so schlimmer für England, die Christen in Rumänien und das Menschengeschlecht. Wir sollten aber wenigstens bestimmter wissen, warum wir so gebunden sind, und ob wir keine anderen Mittel haben, unseren Zweck zu erreichen. Es ist jetzt um so nothwendiger, da die türkische Frage, ohne englische Einmischung, in eine neue Phase getreten ist, in welcher wir nicht mehr, wie im Jahre 1854, auf die Mitwirkung Frankreichs rechnen können. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Lösung der orientalischen Frage, obwohl sie in Folge dessen eine andere geworden ist, deshalb auch schwieriger sein müsse; thatsächlich war keine L ö s u n g möglich, so lange die Ansprüche Frankreichs blieben, was sie waren; mit Ausnahme einer solchen, in einem ausschließlich französischen Sinne, und brittischen Interessen direct entgegengesetzten. Europa konnte die Politik anderer Mächte berechnen, weil sie sich in jedem einzelnen Falle auf klare Interessen und traditionelle Maximen stützte. Jedermann weiß, was Rußland wünschte, und warum; sie wußten gleichwohl, warum Oestreich und England gegen Rußland waren und die Türkei unterstützten; aber bei Frankreich gab es leere Phrasen, die Alles oder nichts sagten, und die heimliche Ansprüche verschleierten, die eine größere Gefahr für brittische Interessen waren, als die eingestandenen Absichten Rußlands. So war es, daß französische Staatsmänner und Schriftsteller unter den albernen Redensarten, „Ein Land, das stets mit französischem Ruhme verbunden bleiben muß," „Die ruhmreichen Traditionen, welche Frankreich mit Aegypten vereinigen, das mit französischem Blute getränkte Land,"

die Idee ausdrückten, daß Frankreich besondere Ansprüche auf Aegypten habe. Wenn die Thatsachen, daß vor Alters ein französischer König, der eher ein Heiliger war, als ein König — obwohl auch kein schlechter Soldat — in Aegypten einfiel, gefangen genommen wurde, und sich loszukaufen hatte, oder daß Bonaparte dort eine französische Flotte und Armee einbüßte, solchen Anspruch Platz greifen ließ, was würden erfolgreichere Thaten gethan haben? Aber andere Völker leiden nicht an diesen närrischen Träumen von Ruhmesdunst und Ehrgeiz, und Rußland würde bei weitem nicht so eifersüchtig auf die gesetzmäßigen Rechte Englands in Aegypten sein, wie Frankreich sich stets gezeigt hat. Jene Rechte sind von höchst praktischer und verständlicher Natur. Wäre es unmöglich, sich hierüber mit anderen Mächten zu verstehen? Wäre es unmöglich—wie bei dem näher liegenden und mehr drängenden Falle des russischen Fortschrittes in Central-Asien versucht wurde — mit Rußland selbst zu einem freundschaftlichen Einverständniß zu kommen?

Augenblicklich sind die Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei freundschaftlich; sei es nun, weil vorausgesetzt wird, daß der türkische Apfel reife, oder weil Rußland hofft—wie dies möglich ist—das Gold die Arbeit des Stahles thun zu lassen. In beiden Fällen wird es, wenn Rußland sich im mittelländischen Meere festsetzt, die klare Pflicht Englands werden, seine Route durch Aegypten nach Indien zu sichern, nicht etwa durch Gewalt oder Räuberei, sondern auf rechtlichem Wege. Möglicherweise könnten die Hoheitsrechte des Sultans mit dem von Aegypten zu zahlenden Tribute von England abgekauft werden, oder wenn nicht der Tribut (den England dem Sultan garantiren könnte), ein Firman, der solche Rechte übertrüge, als die dabei betheiligten hochwichtigen englischen Interessen rechtfertigen würden. Denn es muß daran erinnert werden, daß jene Interessen die sichere Kommunikation zwischen diesen Inseln und unseren 180,000,000 Mitbürgern in Indien einbegreifen, was keine Gefühlssache, sondern Sache des gesunden Verstandes ist. Die Handelsrechte aller Nationen müßten natürlich völlig gesichert werden; aber die Möglichkeit, daß ein anderes Land, Frankreich z. B., eine bewaffnete Expedition durch den Kanal schicken und

dann, durch das Versenken von Schiffen an einzelnen Stellen, oder durch das Sprengen seiner Ufer, eine Verfolgung unmöglich machen könnte, sollte verhindert werden. Der Verlust unseres Prestige zur See allein ermuthigte Napoleon III., den Plan des Herrn Lesseps zu unterstützen, und es wirft kein gutes Licht auf unsere auswärtige Politik, daß sie schwach genug war, die Ausführung jenes Planes zu erlauben, ohne Vorsichtsmaßregeln für unsere eigene Sicherheit zu treffen.

Nehmen wir an, daß, für eine Zeit wenigstens, Frankreichs Politik im Osten nicht so thätig, und Rußlands Einfluß größer sei, so würde ein neues Element erforderlich sein, das frühere Gleichgewicht zu wahren. Jenes Element ließe sich in der sichersten und conservativsten Form in der Haltung des neuen Deutschen Reiches finden, wenn es seine rechtmäßige Position als eine große Seemacht im Mittelländischen Meere behauptete. Jener Theil Engländer, der Deutschland mit Mißtrauen ansieht, Gefahren jeder Art, mögliche und unmögliche, von ihm befürchtet, mag dies nicht gerne sehen; abgesehen aber von allen volksthümlichen Eigenheiten, ist es beinahe ein nothwendiges Resultat von Umständen, daß die Action Deutschlands im Mittelländischen Meere im selben Sinne friedlich und conservativ sein sollte, wie die Englands. Keine der beiden Mächte wünscht jenes Meer zu ihrem eigenen „See" zu machen. Keine maßt sich an, die Christen im Osten beschützen zu wollen, oder versucht es, abgeschmackte Ansprüche auf die Präcedenzien der Kreuzzüge zu begründen. Das Meer dem Handel aller Nationen offen zu halten, und wenn möglich, ein überwältigendes Uebergewicht Rußlands oder Frankreichs, oder eine gefährliche Allianz beider zu verhindern, würde das klare Interesse Deutschlands sein, wie es das Englands ist. Keine Eifersucht würde Deutschland verhindern, die ersichtliche Thatsache anzuerkennen, daß, da die Interessen Englands in Indien unverhältnißmäßig größer sind, als die aller anderen Mächte zusammengenommen, dieselben eines größeren Schutzes bedürfen. Es liegt nicht im Charakter der Deutschen, Andere zu beneiden; noch haben sie eine Vergangenheit, die sie zu Aggressionen verleiten könnte. Im Bunde mit Italien, Oesterreich und England,

würde Deutschland eine Defensiv-Allianz vollständig machen, die stark genug wäre, die Uebergriffe jeder Macht zurückzuweisen, und wenn die Zeit für die Lösung der orientalischen Fragen herankäme, dürfte sich Deutschland als ihr wahres Lösungsmittel ausweisen.

In einem festen Bunde zwischen Deutschland, Oesterreich, Italien und England dürfte Europa in der That das wirksamste Mittel sehen, den allgemeinen Frieden zu wahren. Eine solche Allianz könnte rechtlicher Weise eine Controle über Europa beanspruchen, während die Ansprüche einer Einzelnmacht anmaßend und beleidigend sein würden. Gerade wie der Anspruch eines Individuums, vom Standpunkte des Rechtes aus, sich in einen Parteistreit einzumischen unerträglich sein würde, ist es der Anspruch einer Nation, daß kein Schuß in Europa abgefeuert werden solle, ohne ihre Zustimmung.

Wenn es eine Einzelnmacht gibt, die sich dazu eignet, eine solche Autorität auszuüben, so ist es sicher nicht Frankreich, noch würde Europa dieselbe anerkennen. Allein eine Allianz mächtiger und friedliebender Staaten, die keine lästigen Eingriffe gegen ihre Nachbarn im Schilde führen, dürfte mit Recht die Bewahrung des Friedens auf dem Continente zu ihrer Aufgabe machen—ein genügender Grund hierfür wäre, daß ihnen bei ihrer geographischen Position jeder Krieg schädlich und gefährlich sein würde.

Eine solche Allianz, die einen breiten Gürtel des Kontinents, von der Ostsee bis tief südlich nach dem Mittelländischen Meere bildet, würde das stärkste Bollwerk gegen die Eingriffe Rußlands im Osten oder Frankreichs im Westen abgeben. Ebenso würde sie im Mittelländischen Meere die beste Garantie, nicht allein für den guten Willen, sondern auch für den festen Entschluß bieten, die so lange schwebende wichtige Frage in einer billigen völkerrechtlichen Weise beizulegen.

Den Sultan zu berauben, weil er schwach ist, würde niemals die Billigung Englands finden; aber um einen annehmbaren Preis Rechte, die mehr Glanz als Substanz haben, oder Land zu erkaufen, dessen er sich auf mehr als einem Wege zu seinem Vortheil entäußern könnte, kann in nicht zu entfernter Zeit ebenso zweckmäßig als wünschenswerth

werden. Daß Rußland alsdann schuldige Rücksicht finden und man auf seine Wünsche, soweit sie nicht offenbar gefährlich sind, eingehen sollte, ist nicht mehr als billig. Ebenso billig ist es, daß jede Macht in ihren berechtigten Interessen gegen die wachsende Macht Rußlands geschützt werden sollte, vorausgesetzt, daß dieses den Halt im Mittelländischen Meere bekäme, den es natürlicherweise zu erlangen sucht. Ob jener Stützpunkt auch Konstantinopel umfassen sollte—wenn der Sultan sich zu Bedingungen verständigt, die natürlich die Zahlung einer bedeutenden Summe, einschließen würden—oder ob jene „Königin der Städte," (heute in Schmutz und Lumpen prangend) mit Rumänien unter der Garantie Europas einen neutralen Staat zu bilden hätte, soll hier nicht entschieden werden. Im letzteren Falle—dem scheinbar am leichtesten ausführbaren—könnten Rußland und alle anderen Nationen für ihre Kriegsschiffe freie Passage durch den Bosphorus und die Dardanellen haben. Rußland könnte ferner die Insel Scio entweder kaufen, oder möglicherweise sich mit seinen Schützlingen und Glaubensgenossen, den Griechen, wegen eines Protektorates über jenes wenig versprechende Königreich oder dessen Annektirung verständigen.

Nur ein mächtiger Bund, wie er skizzirt worden ist, würde die Macht oder die Geldmittel besitzen, derartige Abmachungen, nachdem sie gemacht, auch praktisch durchführen zu können, und dabei allen gerecht zu werden und nicht vielmehr den Stärkeren gewinnen zu lassen. Es liegt sicherlich nichts Unvernünftiges in der Voraussetzung, daß die Kabinete von Deutschland, Oesterreich, Italien und England einen Plan entwerfen könnten, der allen interessirten Mächten ihren rechtmäßigen Antheil im Osten gäbe, ohne daß dem türkischen Reich dabei ein Unrecht geschähe.

Wie ungeheuer groß würde die Veränderung sein, wenn jene herrlichen Länder, die Alles, nur keine gute Regierung besitzen, und die der Beachtung des Geldes und der Unternehmungslust des civilisirten Europa würdig sind, jene Sicherheit genössen, die eine aufgeklärte Regierung ihnen geben würde! Die schönen Gestade des Bosphorus allein, mit der Umgebung Konstantinopels, das dann frei von Fieber

und Schmutz wäre, könnten, wenn sie als Bauplätze verkauft würden, bei dem jetzigen Preise des Landes bei Weitem mehr als die Kaufsumme einbringen. Jene Hauptstadt, zu der jetzt nicht einmal eine bequeme Straße führt, würde durch Eisenbahnen mit den Provinzen verbunden werden und das Land, welches 400 Jahre lang unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit und des Elendes gelegen hat, das werden, wozu es die Natur bestimmt hat.

Kapitel X.

Schluß.

Es ist der Hauptzweck der vorstehenden Kapitel gewesen, zu beweisen, daß die politische, oder genauer gesagt, die Militärherrschaft Frankreichs für den europäischen Kontinent, Frankreich einbegriffen, und in geringerem Grade auch für England, ein gewaltiges Uebel gewesen sei.

Der nächste Zweck ist die Beweisführung gewesen, daß in der Verlegung der ersten Position im europäischen Systeme von Frankreich nach Deutschland weder ein moralisches Unrecht, noch ein Schaden für die allgemeinen Interessen Europas läge.

Der dritte Satz, den wir aufgestellt und worüber wir weitere Betrachtungen anzustellen haben, ist der Vortheil, welcher erzielt werden könnte, wenn man die Allianz mehrerer Staaten, für die Suprematie eines Einzigen substituirte.

Wenn diese Sätze als festgestellt betrachtet werden, so folgt, daß die englisch-französische Allianz, soweit sie dazu beitrug, die Herrschaft Frankreichs zu halten, das allgemeine Interesse schädigte. Es würde in Wahrheit schwer sein, zu sagen, wie fern jene Allianz, auf Englands Seite, unabsichtlich zu der arroganten, dominirenden Politik Frankreichs führte. Bevor wir indessen die gewichtigen Gründe anführen, die für die angedeutete enge Allianz zwischen England, Deutschland, Oesterreich und Italien sprechen, mag es angegeben sein, die Punkte kurz zusammenzufassen, die, so hoffen wir wenigstens, festgestellt sind.

Ein englischer Schriftsteller und bekannter Redner, dessen Scharfsinn und Fernsicht die Ereignisse besonders gerechtfertigt haben, sprach sich kürzlich über den jüngsten Krieg folgendermaßen aus:—

„Das Jahr 1870 jedoch und der Anfang des folgenden Jahres

„ wird für immer denkwürdig geworden sein, durch den Riesenkampf, „ der Europa vom Alp französischer Militärherrschaft befreite und der „ abgeschmackten Prahlerei: „Wenn Frankreich zufrieden ist, hat „ „ Europa Frieden" (hoffen wir, für immer) ein Ende machte. Es „ ist natürlich sehr wünschenswerth, daß Frankreich und alle anderen „ Länder zufriedengestellt werden sollten; aber es ist unerträglich, daß „ irgend ein Land die angedeuteten Anmaßungen sich erlaube. Seit „ dem Krimkriege hat die liberale Sache keinen größeren Sieg erlangt, „ als da der Einfluß Frankreichs als ein allgemeiner Friedensstörer „ ein langes quietas . . . . erhielt." „Vor 1870 hatte es (Frank- „ reich) lange gesagt, was es, als ein Volk, der Welt zu sagen hatte, „ und war an intellectueller Kraft, erworbenen Kenntnissen und Ver- „ ständniß des Zeitgeistes, weit hinter seinem Gegner geblieben." Der Redner könnte weiter gegangen sein (er wird wahrscheinlich selbst dieser Meinung sein) als zu sagen, daß die „liberale Sache" gewonnen hätte: Alles, was zu den ersten Bedingungen der Civilisation gehört, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, muß gewonnen haben, als das einzige Land, das in Ruhmesdunst und Leichtsinn Krieg begann, gezüchtigt und gedemüthigt wurde. Europa bedurfte keines andern Beweises gegen Frankreich, als seine eigene Prahlerei, daß Leben und Wohl seiner Nachbarn von seinen Launen und seinem Gutdünken abhängen. Dieselben durante bene placito von irgend einem anderen Volk abhängig zu machen, wäre schlimm genug; aber daß benachbarte Nationen sich sollten sagen lassen, daß ihr Leben und alles, was es angenehm macht, von den Launen des unbeständigsten, eitelsten und ungestümsten Volkes abhänge, muß jedem gesunden Menschenverstande verabscheuungswürdig erscheinen. Gäbe es Versicherungen für Nationen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Belgien, Preußen, Baden, die Schweiz und Italien ihr Leben jetzt um vieles niedriger versichern könnten, als vor 1870.

Dies zu sagen, würde genug und mehr als genug scheinen, gäbe es nicht Engländer, welche noch immer behaupten, daß Deutschland die Stellung Frankreichs usurpirt habe, und glauben, daß die Herrschaft Frankreichs (die sich indeß nicht auf England erstreckte) für Europa ein Vortheil war. Die Wahrheit ist, daß Frankreich mit seinem

Genie, schneller Auffassungsgabe und verfeinertem Geschmacke, nach dem Sprichworte wie das Feuerelement, „Ein guter Diener aber schlechter Meister" ist. Es gibt jedoch solche, welche sagen, daß Frankreich keine untergeordnete Rolle annehmen werde—ja, es selbst nicht sollte—besonders nicht, da ihm Land genommen worden sei. „Wir „müssen erst unsere Position und Provinzen zurückerobern, dann erst „können wir in Ehren Frieden schließen." Franzosen, sogar solche, welche die Unrechtmäßigkeit der letzten Aggression anerkennen, führen diese Sprache. Sie mögen vielleicht eines Tages erfahren, daß Vergeben edler ist als Rache, wenn wir selbst Unrecht gethan haben.

„S'ist edler zu vergeben, wie Er unsere Schuld
„Vergibt, als sich zu rächen wie ein zorniger Mensch."

Zwei Geschichten—von denen die eine allen englischen Kindern, die andere den meisten Parisern bekannt ist—passen hierher und dürfen daher wohl Erwähnung finden:

In früheren Zeiten wurde ein junger Prinz von Wales, der mit seinen jungen Gefährten öffentlichen Unfug getrieben hatte, vor den Oberrichter gebracht und vergaß bei dieser Gelegenheit, jenem hohen Beamten die ihm gebührende Achtung zu bezeugen. Der Oberrichter, der das Gesetz höher in Achtung hielt, als den Thronerben, überlieferte ihn dem Gefängniß, und der hochherzige Jüngling, welcher sein Unrecht eingesehen, unterwarf sich dem Urtheil, wie der niedrigste Bauer gethan haben möchte. „Ach der Elende! wenn es der damalige Dauphin gewesen wäre!" ... Vielleicht ja, aber jener Prinz traf später mit den französischen Prinzen, welche die ganze Macht Frankreichs hinter sich hatten, zusammen und gab ihnen guten Grund, das Zusammentreffen im Gedächtniß zu behalten. „Ach! Bah!" Jener Prinz wurde als König von Frankreich gekrönt. „Unmöglich!"

Eine andere Erzählung.* Als die Deutschen 1871 Paris besetzt hatten und ein französischer Posten vor den Tuillerien seinen Instructionen gemäß, sich weigerte, einen deutschen Officier einzulassen, hatte jener Officier die Taktlosigkeit, seinen Weg erzwingen zu wollen.

* Die Erzählung erschien seiner Zeit in den englischen Zeitungen und darf, da sie nicht widerrufen wurde, als wahr angenommen werden.

Dreißigtausend deutsche Soldaten waren nahe zur Hand, aber die französische Schildwache bestand auf ihrem Befehl. Der deutsche Officier fiel, vom Bayonette der Schildwache durchbohrt, und die deutschen Soldaten stürzten herbei, ihren Officier zu rächen. Als sie indessen den Sachverhalt erfuhren, sagten sie, die Wache habe ihre Pflicht gethan und der Officier sein Schicksal verdient.

Franzosen werden den treuen Soldaten und möglicherweise die deutschen Zeugen, die sein Pflichtgefühl achteten, zu würdigen wissen. Kann diese Geschichte nicht auf eine Nation angewandt werden, die, nachdem sie die eigene Freiheit und das Gefühl für Gerechtigkeit verloren hatte, einen Nachbarn ungerechterweise angriff und eine gebührende Belohnung erntete?

Kurz, wenn Hang zur Aggression, Ruhmredigkeit, Unwissenheit, Leichtsinn, Unbeständigkeit, von üblen Traditionen angestachelt, die passenden Eigenschaften für eine dominirende Position in Europa sind, so hat Frankreich den besten Anspruch darauf. Ist dem anders, so hat Deutschland allen Nationen den größten Dienst erwiesen, den die Geschichte aufweist. Wenn Deutschland ferner jede Rückkehr zum Napoleonismus unmöglich gemacht hat, so schuldet ihm Frankreich mehr als andere Nationen.

Es mögen sich jedoch noch solche finden, die zwar zugeben, was augenscheinlich nicht zu läugnen ist, daß Frankreich die Gefahr und Geißel des europäischen Kontinents gewesen sei, die aber gleichzeitig darauf bestehen, daß es für England nie etwas anderes als ein guter Alliirter gewesen sei. Da jener Punkt, worüber die Geschichte zu entscheiden hat, ein Breites im „Rückblick auf die englisch-französische Allianz" erörtert worden ist, so ist es unnöthig, dasselbe Feld wieder zu betreten; auf zwei Erwägungen jedoch weisen die Facta hin. Daraus, daß Frankreich redlich gegen England gehandelt hatte, würde sich nicht das Recht herleiten lassen, einer Zwingherrschaft Frankreichs Vorschub zu leisten, welche anderen Mächten drückend und gefährlich war. Noch wäre es nothwendigerweise der Ehre und dem Vortheil Englands entsprechend, daß es sich die Allianz einer Nation dadurch erkaufe, daß es beständig eine untergeordnete Rolle spielte. Die fran-

zösische Theorie—man sprach dies natürlich nicht aus, aber handelte darnach—der englisch-französischen Allianz war, daß England sich bei allen Differenzen mit andern Nationen von Frankreich rathen lassen und seine Politik theilen sollte, Frankreich sich aber das Recht vorbehalte und ausübe, dem Rathe Englands zum Trotz ganz Europa zu bekriegen. So hatte Frankreich drei der Großmächte angegriffen, und nur eine mit der Einwilligung Englands. Es ist keineswegs sicher, ob nicht Frankreich einen Krieg Englands mit Spanien oder Italien zum casus belli gemacht hätte, wenn dieser Krieg nicht die französische Zustimmung gefunden haben würde.

Es war sehr einfach und überbürdete weder unsere Diplomatie noch bedingte es eine gute Verwaltung unserer Marine-Angelegenheiten, im Fahrgeleise Frankreichs zu bleiben, wie wir es während des zweiten Kaiserreiches mehr und weniger gethan haben. England mag sein Auge dagegen verschlossen haben, nicht so die anderen Nationen. Die oberflächliche Weise, in welcher wir von Frankreich als „unserem Alliirten" sprachen, der es genau genommen nicht mehr war, als die angegriffenen Mächte, war daran Schuld, daß man die englische Politik nur zu sehr mit der oft zweideutigen Richtung Frankreichs identificirte. Diejenigen, welche die Abnahme englischen Einflusses auf die Ereignisse von 1870 zurückführen, dürften in einer früheren Periode nach ihren Ursachen suchen.

Hier entsteht natürlich die Frage, ob, wenn man die Untauglichkeit Frankreichs für den Platz, den es begehrte, zugibt, Beweise vorliegen, daß Deutschland sich für denselben eigne? Es soll hier nicht behauptet werden, daß es sich mit der Sicherheit verträgt, irgend einer Einzelmacht eine dominirende Stellung zu geben. Aber behaupten, daß Deutschland jener Verantwortlichkeit mehr gewachsen als Frankreich, will nicht viel sagen. Dieser Gegenstand ist gelegentlich schon zuvor besprochen worden, aber es mag hier kurz wiederholt werden, daß die Deutschen — nicht die Preußen für sich allein — von Natur kein militärisches, obwohl ein tapferes und kriegstüchtiges Volk sind. Weder Tradition noch Ruhmesdurst, noch auch Müßiggang und Liebe zur Ausschweifung, lassen sie Krieg dem Frieden vorziehen. Ein un-

dankbarer Boden und ein kaltes Klima verlangen alle Anstrengung und Sparsamkeit von seinen Bebauern, welche die militärischen Ansprüche des Staates sogar im Frieden zu drückend gefunden haben. Familienliebe, die Gewohnheit, früh zu heirathen, Arbeitskraft, eine hohe Bildungsstufe und der ernste religiöse Sinn sind charakteristische Anzeichen, daß die Deutschen friedlicher Natur sind.

Von Preußen freilich, kann dies nicht so ganz gesagt werden. Ohne so weit zu gehen, wie der angeblich deutsche Verfasser des Buches: La tyrannie prussienne* kann zugegeben werden, daß, wie bereits gesagt wurde, der „Militarismus," um ein Wort von frischem Gepräge zu gebrauchen, auf preußischem Boden geblüht hat und noch stark dort ist. Gibt man diese Thatsachen aber zu, so folgt daraus nicht, daß das, was früher eine Nothwendigkeit war, und es nicht mehr ist, fortbestehen wird. Die Churfürsten von Brandenburg hatten eine schwere Arbeit vor sich um jenes Königreich, welches Deutschlands Rückgrat sein und es unabhängig machen sollte, aufzubauen. Dies war nur durch eine starke militärische Organisation möglich und als das Churfürstenthum ein Königreich geworden war, wurde der aufstrebende Bau bei Jena dem Boden gleich gemacht. Die unwürdige Tyrannei des ersten Napoleon erregte die Mannhaftigkeit und den Patriotismus preußischer Männer aufs Höchste und bereitete die gerechte Vergeltung bei Sedan vor. Aber die für Preußen nothwendige Arbeit war 1866 gethan, und obwohl Frankreich es gezwungen hat, 1870 mehr zu thun, so herrscht selbst in Preußen eine Meinung, daß für die Sicherheit jetzt genug geschehen sei. Dort faßt, wie anderswo der freiheitsfreundliche, industrielle und vielleicht plutokratische Geist Grund. Die Militär-Conscription wird als zu drückend empfunden, sie treibt Tausende zur Auswanderung. Der Patriotismus, der 1870 so edel der Aufforderung zu einem Defensiv-Kriege nachkam, könnte nicht so leicht für einen Aggressiv-Krieg gewonnen werden. Frankreich war Preußens Werbeoffizier und

* La tyrannie prussienne, par un Allemand, Paris, 1872. Ob der anonyme Deutsche jener Nationalität oder Frankreich angehört, mag fraglich sein; sein Haß gegen Preußen ist jedenfalls mehr französisch.

es ist ein Franzose,* der uns sagt, daß „Frankreich in dieser Hinsicht „Preußens ganze Stärke ist.“ Es ist die gleiche hohe Autorität, welche uns sagt, daß „Preußen das mächtige Instrument gewesen sein „wird, dessen sich Deutschland bediente, um sich von den Drohungen „eines bonapartistischen Frankreichs zu befreien“ .... Und weiter setzt er hinzu, „das läßt mich zuversichtlich behaupten: Preußen wird „vergehen, Deutschland aber bleiben.

„Die deutsche Nation, ihrem eigenen Instinct überlassen, ist eine li„berale und friedfertige Nation, sogar demokratisch, in des Wortes „rechtmäßiger Bedeutung genommen. Ich glaube, daß die sogenannte „sociale Wissenschaft Deutschland wichtige Verbesserungen zu ver„danken haben wird, und daß Meinungen, die bei uns das scheußliche „Gewand des demokratischen Socialismus angenommen haben, dort „eine heilsame und practische Form annehmen werden.“

Dies Zeugniß über den friedfertigen Sinn und die sociale Tüchtigkeit der Teutonen, aus einer solchen Quelle, muß großes Gewicht haben; verstärkt wird es durch einen Rückblick auf die Vergangenheit. Die Geschichte erzählt uns nicht, daß Deutschland seit der Zeit, da „des Kaisers“ weitgehende und unklare Ansprüche Eifersucht und Kampf hervorriefen, eine arrogante oder aggressive Macht gewesen sei. Es darf hinzugesetzt werden, daß mit der gigantischen Macht Rußlands auf einer Seite und einem eifersüchtigen, rachgierigen Frankreich auf der andern, der Friede das sichtliche Interesse Deutschlands ist. Dies angenommen, ist die geographische Lage Deutschlands offenbar eine solche, wie sie die dominirende (conservative) Macht inne haben soll.

Es gibt jedoch solche, die glauben, daß Deutschland seine jetzige Stellung nicht werde behalten können, wenn Frankreich sich von dem Schlage von 1870 erholt habe. Sie erwarten eine Wiederherstellung dessen, was in ihren Augen der natürliche Stand der Dinge ist. Setzte man jedoch für den Augenblick die geschichtlichen Thatsachen bei Seite, so ist es nicht leicht einzusehen, weshalb eine militärische Suprematie Frankreich mehr zukommen sollte als Deutschland. Das deutsche Volk ist weder minder tapfer, kräftig, fest, noch weniger ausdauernd.

* Ernst Renan, der intime Freund von Strauß.

Es hat dieselbe Seelenzahl, und diese nimmt was wichtiger ist, reißend schnell zu, während die Frankreichs, wie der letzte fünfjährige Census gezeigt hat, thatsächlich abnimmt. Obwohl nun diese unbedeutende Abnahme eine zufällige und ausnahmsweise gewesen sein mag, so hat man längst das Stehenbleiben der Kopfzahl in Frankreich zugegeben und beklagt.*

Hinsichtlich der Intelligenz, Bildung, Ordnungsliebe, Achtung gegen die Behörden, Verständniß für Disciplin, ist der Vortheil nicht auf Seiten Frankreichs und sein militärisches Prestige, einst seine Hauptstärke, ist dahin.

Die Geschichte war im Ganzen bis 1870 auf Seiten Frankreichs; aber dann stand ihm eigentlich auch kein Deutschland gegenüber. Gewöhnlich fochten Deutsche auf beiden Seiten, oder es blieben einige neutral, während die andern niedergeworfen wurden. So verbanden sich bei Austerlitz einige der süddeutschen Staaten mit Frankreich und Preußen blieb neutral; während bei Jena Preußen allein gelassen wurde und gegen die ganze Macht Frankreichs zu kämpfen hatte. Fortwährend stand ein getheiltes Deutschland einem einigen Frankreich gegenüber. Dazu muß daran erinnert werden, daß die Deutschen, während die Franzosen ihre Triumphe in Farbe und Stein verherrlicht und ihre Siege in Prosa und Poesie gefeiert haben, sich sogar aus Roßbach nicht soviel gemacht haben, um davon zu reden. In diesem Augenblick, wo Deutschland Frankreichs ganze Armee, den Kaiser, seine Feldmarschälle, Generäle und Kanonen weggefangen, hat es wahrscheinlich weniger Trophäen von seinem Feinde, als dieser von den seinen in Paris besitzt.† Ebenso würde es, obwohl die Geschichte uns

* Der Verfasser von Unsere Unglücksfälle, ihre Ursachen, ihre Heilmittel (Amédée Leblanc, ein Legitimist) gibt sechs Ursachen für Frankreichs Mißgeschick an — die fünfte derselben ist die „sich gleichbleibende Einwohnerzahl, wofür „es zwei Haupturſachen gibt: I. der Selbstmord aller derer, die Excesse begehen; II. die „empörende Sitte nur ein Kind zu haben; das entsetzlichste Verbrechen gegen Gott, die „Natur und die Gesellschaft." Herr Leblanc spricht hiervon, als einer zugebenen und wohlbekannten Thatsache.

† Bei Sedan warfen die Franzosen ihre Adler in den Fluß oder vernichteten sie auf andere Weise, wie ihre Gewohnheit ist; natürlich hätten die Deutschen, wenn sie sich

von Siegen, die unsere Rodney, Howe, St. Vincent, Nelson ꝛc. zur See errangen, von der Gefangennahme mehrerer französischer Admirale nebst ihren Flaggenschiffen, von vielen anderen Gefangenen und weggenommenen Schiffen berichtet, vergeblich sein, wenn man sich in London nach einer einzigen Flagge umsehen wollte, obwohl noch manche englische in Paris zur Schau gestellt ist.*

Wie dem indessen in vergangenen Zeiten gewesen sein mag, so ist es von Wichtigkeit zu wissen, daß die große Nation im Herzen Europas voraussichtlich im Stande sei, in der Zukunft ihre Stellung zu behaupten. Von Deutschland dürfte nach seiner geographischen Lage die Wahrung nicht allein des europäischen Friedens, sondern auch der Civilisation im Westen abhängen; seine Schwäche würde eine allgemeine Gefahr und ein Unglück sein.

Wir hören viel von den großen Armeen, welche Deutschland und Oesterreich, und voraussichtlich Frankreich werden stellen können, aber wir machen uns kaum darauf gefaßt, daß Rußland binnen Kurzem die drei Armeen zusammengenommen numerisch auszustechen im Stande sein wird. Oder sind wir, wenn wir die Zahlen gelten lassen, geneigt zu sagen, daß—wie wir in Wahrheit vor einigen Jahren hätten sagen dürfen—die geringere Civilisation und verhältnißmäßig unbedeutenderen finanziellen Hülfsquellen Rußlands diese Ziffern um ein Bedeutendes reduciren. Aber das Rußland von heute ist ebenso wenig das Rußland zur Zeit des Krimkrieges, als das Frankreich von 1763 beim Schluße des siebenjahrigen Krieges, dem triumphirenden Frankreich von 1798 gleich war. Was die Revolution für die niedergetre-

---

was daraus gemacht hätten, mit Recht andere substituiren können. Wenn der Adler das Regiment repräsentirt, wird er mit dem Regimente genommen; repräsentirt er seine Ehre, so kann diese nicht dadurch gerettet werden, daß man ihn in Dünggruben wirft oder unter den Kleidern einer Marketenderin fortschafft.

* Es ist nicht allgemein bekannt, daß, obwohl nach dem großen französischen Kriege eine bedeutende Zahl französischer Fahnen, die, in größeren Gefechten und in einzelnen Scharmützeln auf der See genommen waren in der St. Paulskirche und anderswo ausgestellt waren, alle nach und nach verschwanden. Alle wurden auf geheimnißvolle Weise entfernt. Durch wen läßt sich errathen.

tenen Bewohner Frankreichs that, hat die Emancipirung der Leibeigenen durch den jetzigen Kaiser für Rußland gethan. In beiden Ländern waren die Nationen eigentlich Sklaven gewesen, und der Wechsel von Leibeigenschaft zur Freiheit bedeutete ein neues Leben und eine Auferstehung, eine vollständige Wiedergeburt des gesammten Volkes. Auch muß daran erinnert werden, daß solche Veränderungen stets zuerst die größte Wirkung hervorbringen; man darf heute von Rußland sagen, daß es die erfrischenden Wirkungen des ersten Freiheitszuges spürt. Ein brittischer Dichter läßt seinen Helden sich für den Bürgerkampf durch Emancipirung seiner Leibeigenen stärken, die er folgendermaßen schildert:—

„Der Fessel ledig, die ihn einst entehrten,
Schaut er zum Himmel auf und trotzt der Erde."

Ebenso und höchst weise hat der Czaar unter anderen Vorbereitungen für die große Zukunft, an welche jeder Russe glaubt, die Sklaverei in seinen weiten Ländern abgeschafft und seine sorglosen Leibeigenen in loyale und anhängliche Unterthanen verwandelt. So weittragend ist die Wirkung gewesen, daß Rußland bei einem zukünftigen Kriege unter anderen auch auf einen Vortheil rechnen kann, der sich sonst nur den freiesten Ländern bietet. Russische Gewährsmänner behaupten, daß vier Fünftel des ganzen Reiches vom Militär gänzlich entblößt werden dürften und man die Aufrechthaltung der Ordnung den Freiwilligen anvertrauen könnte. Jene Corps (vormals ausschließlich der Ruhm Englands), existiren nun in Rußland in einer mehr permanenten und völlig organisirten Gestalt. „Man hat in Rußland nicht „vergessen, daß der Stadtrath von Moskau 1863 vorschlug, eine „Bürgergarde zu organisiren, um es zu ermöglichen, alle Truppen an „die Grenze zu schicken. Zur Vertheidigung seiner Grenzen verfügt „Rußland außer dem stehenden Heere, über ein bewaffnetes Volksheer, „das in England durch die Freiwilligen, in der Schweiz und Amerika „durch die Miliz vertreten, den anderen Ländern Europas jedoch unbekannt ist. Die letzteren wagen es nicht, ihren Bürgern Waffen in „die Hände zu geben, wenn sie nicht in Soldaten umgewandelt sind."*

* „Edinburgh Review," No. 273, S. 13.

Dieser Auszug, welcher als die „Meinung eines gebildeten Russen" vom Reviewer gegeben ist, und nicht weit von der Wahrheit ab sein soll, schließt einen größeren Wechsel in dem ganzen militärischen, bürgerlichen und socialen Stand des Reiches ein, als irgend ein anderer Umstand, in der, unter der Ueberschrift: „Die militärische Politik Rußlands" gegebenen Skizze. Weitere Citate, jedoch von einem Artikel, der die militärischen und politischen Ansichten von einigen der besten russischen Gewährsmänner zusammenfaßt, mögen erlaubt sein.

Wir Engländer sind vielleicht nur allzu sehr geneigt zu glauben, Rußland sei allein für die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei gefährlich, während Grund zur Annahme vorliegt, daß sein Vorgehen, das einst gegen jenen Staat gerichtet war, nun Oesterreich oder möglicher Weise Deutschland viel mehr bedroht.

„Zur selben Zeit hören wir von verschiedenen Seiten, daß man, „zum Mindesten für den Augenblick, die orientalische Frage in Rußland für geschlossen hält. Die russische Regierung steht heute hinsichtlich des Schwarzen Meeres und seiner Macht, eine feindliche „Stellung gegen die Türkei zu behaupten, nahezu in derselben Lage, „wie vor dem Krimkriege, mit dem Vortheile jedoch einer besseren „militärischen Organisation und eines Eisenbahnnetzes. Seine Absichten sind nun nicht unmittelbar gegen die Türkei gekehrt. Es hat „einen erfolgreichen diplomatischen Feldzug vollendet." *

Auf einer anderen Seite jedoch droht das schwarze und stets zunehmende Unwetter des militärischen Kaiserreiches, dessen Einwohnerzahl doppelt so viel beträgt als die irgend eines anderen Landes in Europa.

„Von diesem steht die polnische Provinz als eine drohende, gegen „die Brust Europas gerichtete Bastion hervor. Sie bedroht gleichweise „Deutschland auf der einen Seite und Oesterreich auf der andern. Die „feste Politik und die Beharrlichkeit in der Verfolgung ihrer Ziele, „welche die russische Regierung und Verwaltung seit den Zeiten Peters „charakterisirt haben, zeigen sich in der Art und Weise, wie die obige „Theorie praktisch ausgeführt wird. Die Ausgaben, welche gemacht „werden, um die Ausführung der Pläne bezüglich einer strategischen

* „Edinburgh Review," S. 38.

„ Verbindung der Provinzen zu bewerkstelligen, sind ohne Grenzen,—
„ dies zeigt sich aus der Instandsetzung von Festungen ersten Ranges,
„ die—das Eisenbahnnetz mit einbegriffen—Polen nach einem großen
„ Maßstabe in ein solches Festungs-Viereck verwandeln, wie das,
„ welches Oesterreich mit Erfolg dazu verwandte, Italien Trotz zu
„ bieten. Es mag hier erwähnt werden, daß die russischen Festungen
„ jede Verbesserung empfangen haben, welche das Genie und die Erfah-
„ rung Todlebens angaben."

Anderswo gibt der citirte Artikel nach einer russischen Quelle, die Kapitän Brackenburg bestätigt, Beweise von dem ungeheuren Aufschwung Rußlands, dem enthusiastischen Geiste der Loyalität und Einigkeit, der großen militärischen Organisation des ganzen Reiches mit seinen unermeßlichen Hülfsquellen, die nicht mehr, wie 1854, getrennt und zerstreut sind, und vor Allem von den systematischen und offenen Vorbereitungen zu einer Aggression. Das Gemälde ist das eines großes Militärstaates in jenem Stadium der Civilisation und moralischen Kultur, das keine Gewissensbedenken über die Rechtmäßigkeit eines Krieges hat, und das in verschiedenen Hinsichten einen solchen aushalten kann, ohne ein zu complicirtes und fortgeschrittenes sociales und militärisches System zu derangiren. Noch darf vorausgesetzt werden, daß bei dem allgemeinen Fortschritt und Wohlstand der russischen Macht ihre Finanzen geblieben seien, was sie waren. „Seine Revenuen
„ sind außerordentlich gestiegen, obgleich die Ausgaben Jahr für Jahr seine
„ jährlichen Einnahmen überschritten haben. Trotz des chronischen
„ Deficits, zeigt kein Land in Europa, und darf gesagt werden
„ in Amerika, ein schnelleres Wachsen des Reichsthums und alles
„ Dessen, was dazu dient, ihn zu erzeugen. Dies beweist ebenso wohl
„ die Statistik des inländischen wie auswärtigen Handels."

Dies ist das Reich, das in der Frische seiner neugeborenen Freiheit, seines Patriotismus und militärischen Ehrgeizes sich erhebt. Den traditionellen Trieben östlicher Völker folgend, kehrt es sich gegen Weste. und wartet auf die Stunde, wo das Kommando zu einem Marsche nach Westen erschallen wird. Auf jenes Kommando würde eine Macht von der doppelten Stärke des Feindes, der Frankreich unterwarf, die preu-

ßische oder östereichische Grenze überschreiten, und wenn gleichzeitig Frankreich vom Westen mit angriffe, so würden die Aussichten für die Civilisation nie in größerer Gefahr gewesen sein. „Alle," sagt der oben citirte Artikel, „die sich in Rußland selbst mit dem Lande bekannt gemacht „haben, sprechen mit verhaltenem Athem von dem gewaltigen Orga= „nismus, der sich nun den Augen Europas darbietet." Es ist nicht — wir sagen es nochmals — das Rußland von 1854, mit dem Deutschland und Europa zu thun haben würde, ebensowenig als die erobernden Sarazenen, die in Europa einfielen, die umherstreifenden Stämme waren, von denen sie abstammten. Was der schließliche Ausgang einer solchen Invasion sein würde, kann Niemand beurtheilen, aber daß ihre Folgen für die Humanität verhängnißvall sein würden, kann nicht bezweifelt werden. Daß die Deutschen mit ihrem ganzen wohl erprobten Muthe und verbissener Festigkeit kämpfen würden, können wir sicher sein; daß sie ihren Heerd und ihr Heim gegen die bedeutende Ueberzahl, sogar wenn Frankreich hülfe, mit verzweifelter Zähigkeit vertheidigen würden, ist gewiß; aber Blut würde fließen wie Wasser, das Land verwüstet werden und die Civilisation viele Jahre zurückgehen. Man kann sich nichts traurigeres oder der Gesittung mehr widerstrebendes denken, als einen solchen Krieg. Auf Seiten Rußlands wäre es die Verwirklichung einer lange geplanten Aggressiv=Politik, die zu der geringen Bildungsstufe, auf der es jetzt steht, stimmte. Auf Seiten Frankreichs wäre es die Befriedigung des Rachegefühls, des natürlichen Wunsches, Verlornes wiederzubekommen, ohne sich an die schließlichen Consequenzen zu kehren. Für die andern Mächte des Kontinents würde es das „Ablassen des Wassers" sein, von dem Niemand das verderbliche Ende berechnen könnte, obwohl es unendliches Blutvergießen, Elend und Verwüstung nach sich ziehen würde.

Es folgt jedoch nicht, daß die Absichten Rußlands, obwohl dieselben bis jetzt consequent und systematisch verfolgt wurden, durch unvorhergesehene Umstände ganz und gar zu Schanden gemacht oder bedeutend geändert werden könnten. Alles, was sich behaupten läßt, — und dies nach einer guten russischen Quelle, — ist, daß es ein Vorrücken gegen Central=Europa als das Hauptziel seiner militärischen Politik ansieht,

weil darin die seinem Standpunkte nach günstigste Lösung der orientalischen und wirklich aller anderen europäisch-russischen Fragen liegt. Es ist die Ansicht deutscher Staatsmänner, daß der Kaiser Alexander persönlich zum Frieden neigt und Deutschland nicht ungünstig gestimmt, daß es aber mit seinem ältesten Sohne anders ist. Beunruhigende Gerüchte gehen auch über eine ernstliche Störung in der Constitution des Kaisers um, welche die Erfüllung aggressiver Absichten beschleunigen könnte.

Wie das wahre Interesse des europäischen Kontinents liegt auch sicherlich das Interesse Englands in der Verhinderung eines solchen Planes. Der wärmste Freund einer englisch-französischen Allianz würde kaum wünschen, daß England die ungeheuere Schuld und Verantwortlichkeit auf sich laden sollte, auch nur im geringsten Grade einen russischen Angriff auf Central-Europa zu begünstigen, auch wenn er die Einwilligung und Mitwirkung Frankreichs fände. Keine sentimentale Vorliebe, keine Tradition neuerer Politik könnte England von der Pflicht freisprechen, in der Zukunft seinen eignen Weg zu gehen, unabhängig von allen Erwägungen, außer denen der Gerechtigkeit und Ehre, die, wie hier behauptet wird, mit seinen wahren Interessen zusammentreffen. Es war ein schlimmes Resultat der französisch-englischen Allianz (um die Zeit vielleicht wenig beachtet), daß sie den nationalen Sinn für Verantwortlichkeit schwächte und die brittische Diplomatie entnervte, indem sie sich daran gewöhnte, entweder der Führung Frankreichs zu folgen, oder wo dies unmöglich war, passiver Zuschauer zu bleiben, wie im mexikanischen und deutschen Kriege. Bei der letzten Gelegenheit (1870), rettete die Verblendung Frankreichs und Tapferkeit Deutschlands unsere Politik vor einem sehr unrühmlichen Ende oder einer fatalen Katastrophe. Als Frankreich unserm Rathe und unsern Wünschen zum Trotz, unter einem falschen Vorwande angriff, blieben wir (wie alle andere Mächte) neutral, und läßt sich gegen jene Neutralität nichts einwenden. Aber die frühere Politik Englands, die den Napoleonismus begünstigte, ließ Ersteres hinsichtlich der Resultate desselben nicht ohne Schuld. Das liberale und konstitutionelle England hatte sich 1830 sehr verständlicher und natürlicher Weise mit

dem liberalen und konstitutionellen Frankreich verbunden; warum aber das liberale England 1851 sich wieder mit dem despotischen napoleonischen Frankreich verband, bleibt unerklärlich. Auf alle Fälle trat unser napoleonischer Verbündeter, wie durchaus natürlich war, in die Fußstapfen des Napoleonismus und griff 1870 — zum Glück für Europa ohne Erfolg, die dritte europäische Großmacht an. Wäre der Ausgang ein anderer gewesen, so würden wir als das Resultat der englisch-französischen Allianz, einen triumphirenden Napoleonimus und ein niedergeworfenes Europa gesehen haben.

Die Vorsehung wandte durch deutsche Tapferkeit jene Schwierigkeit von unseren Diplomaten ab und hat ihnen, vielleicht nicht zu früh, die Pflicht auferlegt, eine brittische Politik, an Stelle einer englisch-französischen auszusinnen. Nun muß zugegeben werden, daß, wenn es klare anerkannte Principien oder Ziele giebt, zu deren Aufrechterhaltung alle Parteien in England lieber die Entscheidung des Krieges annehmen als nachgeben würden, es gut wäre, daß dieselben auch verstanden würden. Gibt es nun eine so offenbar gerechte und zeitgemäße brittische Politik, daß die ganze Nation einig in einen Krieg ziehen würde, nicht wie der unglückliche H. Ollivier, „leichten Herzens" aber wenigstens mit reinem Gewissen?

Es ist anzunehmen, daß England zur Vertheidigung seines Territoriums, seiner nationalen Ehre, oder seiner eigenen direkten Rechte und Interessen, jeder Zeit das Schwert ziehen würde. Ausländer, die dies bezweifeln, sollten sich des Falles der Commissäre der Conförderirten erinnern, die auf dem Trent zu Gefangenen gemacht wurden. Wenn es einen Staat gibt, gegen den England lieber nicht kämpfte, so ist es Amerika; dennoch aber war ganz England ohne Ausnahme bei jener Gelegenheit bereit zu kämpfen, wenn Genugthuung verweigert worden wäre. Es war dies keine Aufregung, sondern ein ruhiger, unbeirrter, sorgenvoller, aber fester Entschluß, wie die ganze Welt, Amerika einbegriffen, deutlich sah.

Es handelt sich somit nicht um die Frage, ob England eine Beleidigung übel aufnehmen oder auf seine eigenen individuellen Rechte bestehen würde, sondern ob es feste Grundsätze giebt, nach denen es inter-

veniren würde, wenn die Rechte Anderer, die indirekt seine eigenen einschlössen, angegriffen würden.

Es gibt zwei extreme Theorien über das Interventionsrecht; zur Vertheidigung dessen, was man indirekte Rechte nennen kann, die beide in England keine Gunst finden würden. Die erste war die des Herrn Thiers, als er 1840 sagte, daß er in einem Falle, wo Europa von Frankreich in einem Punkte, der alle Mächte gleichweise berühre, abweiche und ohne die Einwilligung Frankreichs zu handeln versuchte, zum Kriege schreiten würde, um die Ansichten Frankreichs durchzusetzen. Dies war eine andere Uebersetzung des Anspruches, daß „kein Schuß in Europa abgefeuert werden solle, ohne Erlaubniß von „den Tuilerien," und eine Probe von Arroganz, die dem nüchternen englischen Gedanken widerstrebte.

Von der anderen extremen Theorie kann man sagen, daß sie sich in Holland, durch eine Reaktion von ehrgeizigen Plänen, geltend gemacht und die in strikter Enthaltsamkeit von jeder Einmischung in die Politik anderer Mächte bestand; d. h., daß man überhaupt keine auswärtige Politik hatte.

Sucht man die goldene Mittelstraße zwischen diesen Extremen, so darf angenommen werden, daß alle Engländer darin übereinstimmen, daß sie sich auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Vernunft gründen sollte; daß sie derart sein müsse, wie, nach unserer Ansicht, ein durchaus competenter und unparteiischer Schiedsrichter (wenn ein solcher sich finden ließe) sie billigen könnte. Eine jede Politik, die durch Unrecht gegen Andere, Vortheile für England erlangen wollte, würde seiner erhabenen und glücklichen Stellung unwürdig sein, die es befähigt, ja geradezu von ihm verlangt, wahr und gerecht zu sein. Von England kann man recht eigentlich sagen, „daß Ehrlichkeit seine beste Politik sei," und ohne empfindsam oder optimistisch zu sein, sich dem Glauben hingeben, daß durch eine fortwährend aufrichtige und ehrliche Politik England unermeßlichen Einfluß in Europa gewinnen würde, und daß man viele Differenzen seiner Entscheidung anheimgeben würde. Jedoch nicht, wenn es vergäße, daß nur bei einer starken Nation Gerechtigkeit, Mäßigung und andere friedliche Tugenden Anerkennung finden. Die brittische

Regierung, welche die nationalen Streitkräfte vernachlässigte, würde den Einfluß Englands nach Außen ebenso schwächen, wie seine Sicherheit im Innern. Das ideale England muß zuerst stark sein, wie es die Natur dazu bestimmt, indem sie es zu einer Insel machte; reich an guten Häfen, Kohlen und Eisen, und, was mehr gilt, mit einer festen, tapferen, arbeitsamen und ordnungsliebenden Bevölkerung. Nichts hindert England, wenigstens im eigenen Lande unverwundbar zu sein, als eine falsche Auffassung der wahren Zwecke und der Natur des Departements der Admiralität, deren friedlichen Pflichten wir nur allzu gerne mehr Aufmerksamkeit schenken, als den Pflichten für den Krieg. Wenn wir nur ein Departement brauchen, das „die Dinge im Unterhause angenehm zu machen versteht," so ist es leicht, ein solches zu bilden. Wir hatten eine solche Admiralität unter „fähigen Administratoren" * mehrere Jahre lang und in politischer Hinsicht nahmen die Dinge einen ganz leidlichen Verlauf; für alle anderen Zwecke außer politischen hatte sie aber ihren Werth verloren. Der erbärmliche Zustand, zu dem unsere Marine in einigen Jahren durch schlechte Verwaltung reducirt worden war, führte sein eigenes Heilmittel mit sich, und wir haben keine Wiederholung solch schlechter Verwaltung gesehen. Aber die schlechten Wirkungen dauerten in Folge der nicht unerfolgreichen Rivalität Frankreichs mehrere Jahre fort, die beiden Ländern so viele Millionen kostete. Es kann dem brittischen Publicum, das unsere Suprematie zur See allezeit für garantirt nimmt, nicht zu stark eingeprägt werden, daß die französische Marine in letzten Jahren zweimal zeitweise an Tüchtigkeit ein wirkliches Uebergewicht erlangte. Sogar jetzt wäre es eine einfache Illusion, vorauszusetzen, daß unsere Panzer-

* Im Jahre 1830 wurde Sir James Graham, damals ohne alle Erfahrung als Beamter, zum ersten Lord der Admiralität ernannt, und als ein „fähiger Verwaltungsmann" hingestellt; allein sein Talent, obwohl bedeutend im Abschaffen, war mangelhaft im Aufbauen. Er schaffte unsere einzige Bildungsanstalt für Seeofficiere, unsere einzige Schule für Schiffbaumeister, Schiffszimmermeister, unsere Marine-Artillerie, unsere einzigen verfügbaren Landtruppen ab; aber es gelang ihm durchaus nicht, Substitute zu finden. Durch seine und seiner Nachfolger Schuld wurde in fünf Jahren der Stand unserer Friedens-Marine der französischen bedeutend untergeordnet.

flotte der Frankreichs, im Bunde mit einer Seemacht zweiten Ranges, gewachsen wäre. Ein Artikel in der "Quarterly Review" vom Januar 1873 macht dies so klar, daß, wenn wir den Charakter des Verfassers und seine Mittel, den Sachverhalt wissen zu können, in Betracht ziehen, dieser Autorität unbedingtes Vertrauen geschenkt werden darf.

Angenommen, indessen, man komme zu der Ueberzeugung, daß das wesentliche Ziel — man möchte beinahe sagen, der einzige Zweck — einer Admiralität sei, uns ein absolutes und beständiges Uebergewicht zur See* zu sichern, so kann der ersten Bedingung unserer Politik leicht Genüge geschehen. Wir werden eine unverwundbare Stellung im eigenen Lande und Einfluß nach Außen haben. Es ist noch die Frage zu erwägen, wessen sich bei jener einflußreichen Position die aufgeklärten Köpfe in England versehen werden.

Es wird zugegeben werden, daß die Bewahrung des Friedens, der für die Wohlfahrt und das Glück Europas nothwendig, ein berechtigtes Ziel der englischen Politik ist, ein Ziel, das seine eigenen Interessen als ein Mitglied der Brüderschaft der Nationeu berührt. Obwohl die Anmaßung, einen Krieg zu verbieten, weil sie ihn mißbilligen, eine Arroganz ist, die Engländer gewiß verdammen würden, so darf doch behauptet werden, daß keine Macht, die eine andere ungerechter Weise angreift, sich beklagen könnte, wenn eine Dritte zur Hülfe käme. Aber ein solches Einmischungsrecht spricht darum noch keineswegs für seine Zweckmäßigkeit, und der praktische Sinn bestimmt den Engländer, eine Intervention meistens als unpraktisch anzusehen. Um rathsam zu erscheinen, muß eine bewaffnete Intervention die Chance haben, sich wirksam zu erweisen, weshalb Lord Palmerston, während er willig war, gemeinsam mit Frankreich wegen Dänemark zu interveniren, dies nicht wollte, als Jenes sich weigerte. Das „starke Frankreich," das

* Man mag hier fragen, in welchem Sinne ein solches Uebergewicht gemeint ist; ob über irgend Eine ausländische Seemacht, oder wie viele? Der gesunde Menschenverstand scheint zu verlangen, daß unsere Flotte fähig sein solle, wenigstens zwei feindliche Mächte zu bekämpfen. Möglicherweise sollten wir, da es sich um unser Alles handelt, sogar dem Bunde dreier Mächte widerstehen können.

„eine europäische Nothwendigkeit" sein sollte, erwies sich hier als von geringem Nutzen. Im Jahre 1870 wiederum, als das Gewissen Englands die französische Aggression verurtheilte, und verlangt haben würde, Preußens Partei zu ergreifen, wenn es sich überhaupt einmischen wollte, sprachen vielleicht Gründe der Vorsicht für eine Neutralität. Wäre es jedoch Frankreich geglückt, seine ungerechten Absichten auszuführen, so hätte England kaum mit einem Lande in Allianz bleiben können, das gerade diejenige Politik mit allen Kräften befolgte, gegen welche englische Waffen und Politik im Anfange dieses Jahrhunderts ruhmvoll gekämpft hatten. Die englisch-französische Allianz wäre unmöglich, und eine andere nothwendig geworden.

Während die geographische Lage, der Character und die Traditionen Frankreichs seine absolute Herrschaft auf dem Kontinent für England gefährlicher machen würden, als die irgend einer anderen Macht, muß andererseits anerkannt werden, daß in keinem Falle die Dictatur eines einzelnen Staates wünschenswerth wäre. So entsteht die Frage, was unter den augenblicklichen Umständen das beste Substitut für eine solche Dictatur wäre? Könnte die Gewalt, eine Gefahr in den Händen eines Einzelstaates, mit Sicherheit denen zweier oder mehrerer anvertraut werden? und existiren wirklich Staaten unter Verhältnissen, die solch ein freundschaftliches Zusammengehen sicher voraussetzen ließen?

Allem Anscheine nach gibt es nun in Folge eines glücklichen Zusammentreffens von Umständen vier Großmächte, deren Interessen sie dahin führen sollten, sich zur Aufrechterhaltung des Friedens und der allgemeinen Wohlfahrt Europas zu verbinden.

Ein Blick auf die Karte des Kontinents zeigt uns im Osten den „russischen Koloß," der sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere erstreckt und seine ganze Stärke zusammenrafft, um zu erfüllen, was er als seine „klare Bestimmung" betrachtet. Es dürfte wahrscheinlich Rußland nicht beleidigen, wenn man die Behauptung aufstellt, daß es die Dauer des augenblicklichen Standes der Dinge nicht wünsche, und nicht als ein konservatives, sondern als störendes Element in Europa angesehen werden müsse.

Wenden wir uns zur entgegengesetzten Seite der Karte, so finden wir im Westen eine Macht, die sich bis 1870 für mehr als einen ebenbürtigen Gegner des Kolosses hielt und zum Schiedsrichter Europas aufwarf. Von jenem Lande — Frankreich — zu sagen, daß es augenblicklich als störendes Element angesehen werden müßte, würde nach seinem eigenen Geständnisse keine Ungerechtigkeit sein, so lange es nach einem Rachekriege verlangt.

Zwischen diesen störenden Elementen liegen in einem breiten Gürtel von der Ostsee bis zum Adriatischen Meere die beiden Reiche: Deutschland und Oestreich. Ihnen fällt, sowohl ihrer geographischen Lage nnd den politischen Verhältnissen als ihren eigenen Interessen nach, die Hut über den Frieden Europas zu. Es kann kaum geläugnet werden, daß Beide tief bei der Erhaltung des Friedens betheiligt sind, da Beide wenigstens einen wachsamen und ehrgeizigen Nachbar haben, für den eine Aggression nur eine Frage des günstigen Augenblickes ist. Daß Deutschland, durch die unaufhörlichen Drohungen Rußlands auf einer Seite und Frankreichs auf der anderen, darauf hingewiesen ist, Frieden zu halten, braucht kaum erwähnt zu werden. Es ist wohl wahr, daß Rußland die durch den Krieg vom Jahre 1870 gebotene Gelegenheit nicht benutzte; hieraus läßt sich jedoch kein Schluß für die Zukunft ziehen. Es war sein Interesse nicht, Frankreich (vor Kurzem noch sein Feind), wenn glücklich, in Europa allmächtig zu machen. Rußland kannte, gleich dem übrigen Europa, weder die verborgene Stärke Deutschlands, noch die wirkliche Schwäche Frankreichs, und hätte zu jener Zeit keine Allianz mit ihm wünschen können. Der friedliche Character des Kaisers Alexander übte, wie wir voraussetzen dürfen, gleichfalls seinen Einfluß aus; mit seinem Leben würde aber jener Einfluß aufhören, und es ist wohl bekannt, daß deutsche Staatsmänner, über die jetzige Regierung hinaus, nicht weiter auf das Wohlwollen Rußlands rechnen. Bei den schwarzen Gewitterwolken, die Deutschland von allen Seiten bedrohen, darf deshalb mit Recht angenommen werden, daß seine Pläne friedlicher Natur sind, und die vermeintlich kriegerischen Absichten bloß in der Einbildung bestehen.

Die Stellung Oestreichs ist der Deutschlands sehr ähnlich, und empfiehlt gleichfalls den Frieden. Rußland ist eine Gefahr für beide und hat dazu, wie bekannt ist, nicht vergeben, was es als die Undankbarkeit Oestreichs im Jahre 1854 betrachtet. Wenn die Türkei der Zielpunkt der kriegerischen Absichten Rußlands ist, so ist Oestreich das schützende Heer, dessen man sich entledigen muß; die Lösung dürfte nach der Einnahme Wiens leicht sein. Dazu gibt es die ewige panslavische Politik, die beiden Länder zu entzweien. Es dürfte jedoch überflüssig scheinen, anzuführen, daß Oestreich seinen friedlichen Traditionen folgen wird.

Dieselben Gründe, die Deutschland und Oestreich von Aggressionen im Allgemeinen abhalten würden, dürften noch mehr dazu beitragen, beide Staaten davon zn überzeugen, daß ihr Wohl nicht in gegenseitiger Befehdung liegt. Dies zu thun wäre in der That Selbstmord. Es ist wahr, daß man voraussetzen könnte, Oestreich empfinde noch Groll wegen Sadowa; wahrscheinlich hat es aber eingesehen, daß die scheinbaren Verluste von 1866 durch das bessere Einvernehmen zwischen den verschiedenen Völkern des Reiches mehr denn aufgewogen werden. Außerdem ist Oestreich nicht rachsüchtig, und fühlt wahrscheinlich, wie sehr es des Friedens bedarf. Deutschland wiederum könnte Oestreich nicht angreifen, ohne Gefahr eines Angriffes von zwei andern Seiten. So sind die beiden Großmächte im Mittelpunkte Europas aus eigenem Interesse, was die allgemeine Wohlfahrt von ihnen verlangt — Erhalter des Friedens. Sie sind friedliebend, aber zur selben Zeit, wenn einig, stark genug, den aggressiven Mächten im Osten und Westen zu widerstehen. Eine Allianz zwischen Oestreich und Deutschland ist das klare Interesse Beider.

Das junge und interessante Königreich Italien mit seinem intelligenten Volke und seinem zunehmenden Wohlstande, stößt im Norden an Oesterreich und macht den conservativen Gürtel vollständig. Das Interesse Italiens liegt unzweifelhaft in der Erhaltung des Friedens. Seine Finanzen und innere Organisation verlangen es, und es hat nichts durch den Krieg zu gewinnen. Gefahr droht ihm nur von Seiten Frankreichs. Daß Herr Thiers und diejenigen, welche mit ihm

glauben, daß der militärische Ruhm Frankreichs das erste Interesse der Menschheit sei, nicht freundlich auf das geeinigte Italien hinsehen, ist öffentlich ausgesprochen worden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die reactionäre Partei in Frankreich einen Streit mit Italien suchen würde, noch daß, wenn die „Rachestunde" naht, auf seine Kosten ein Vorspiel der französischen Waffen stattfände. Gegen seinen schwächeren Nachbar würde Frankreich wahrscheinlich seine ersten Anstrengungen richten. So wäre es denn das Interesse Italiens mit Oesterreich und Deutschland zu gehen.

Und kann man noch fragen, was das Interesse und die Pflicht Englands in Beziehung auf die angedeutete Friedensligue sein würde? Sicher müßte es das ganze Gewicht seines Einflusses in dieselbe Wagschale werfen und zu seiner Bildung sein Möglichstes beitragen. Wenn es eine hohe und nützliche diplomatische Funktion gibt, so ist es die, für den allgemeinen Frieden solche Garantieen zu finden, wie es die Verbindung derjenigen Nationen wäre, welche hierbei betheiligt sind. Könnte eine nützlichere oder ehrenvollere Position für England gefunden werden, als die eines Gründers eines solchen Bündnisses?

Erfahrung kann uns belehren, daß Kriege unvermeidlich sind, und daß ein immerwährender Friede nur ein gefälliges Traumgebilde sei. Wer möchte aber läugnen, daß die Aufschiebung eines Krieges um ein Menschenalter eine große Wohlthat für die Menschheit,—daß sie für die lebende Generation die Verwirklichung des erträumten Friedens ist? In geringerem Grade wäre ein Aufschub um die Hälfte oder ein Viertel jener Zeit ein wirklicher diplomatischer Triumph. Es scheint kein wirklicher Grund vorzuliegen, warum ein Defensiv-Vertrag für eine bestimmte Periode zwischen den Ländern nicht gemacht werden sollte, welche unter den augenblicklichen Verhältnissen das meiste Interesse an der Erhaltung des Friedens haben.

Nehmen wir an, daß Oesterreich, Deutschland, Italien und England sich in eine Allianz einließen, die für sie vier oder fünf Jahre lang bindend wäre; daß sie sich erstens verpflichteten, sich jeder Aggression gegen einander zu enthalten, und beim Streite die Entscheidung der Majorität anzunehmen; daß sie sich weiter verpflichteten, keinen ande-

ren Staat anzugreifen und einander gegen jede Aggression von Außen beizustehen.

Wenn eine solche Allianz ihr Ziel erreichte, wäre sie ein großer Gewinn; thäte sie es aber auch nicht, so würde daraus kein Verlust oder Schaden entspringen. Sagen, daß solche Verträge zuvor gemacht worden sind und fehlschlugen, beweist nichts; wenn nicht die Umstände genau dieselben wären, was in höchstem Grade unwahrscheinlich, in der That historisch und moralisch unmöglich ist. Hätte der Vertrag einen günstigen Erfolg, so könnte er erneuert werden.

Für den Augenblick gibt es in den Beziehungen gewisser Staaten zu einander außergewöhnlich günstige Umstände für ein solches Bündniß; die stärksten Motive, den Versuch zu machen, liegen in den Verhältnissen, welche in nicht zu entfernter Zeit ein erneutes Blutvergießen befürchten lassen.

Diejenigen, deren Urtheil während des Krieges und nachher Deutschland ungünstig gewesen ist, oder deren Sympathien entschieden französisch sind, mögen eine gewisse Abneigung gegen eine deutsche Allianz haben. Diejenigen wiederum, welche irrthümlich die Ansichten gewisser Blätter, wie der „Kreuzzeitung" * für die Volksstimme halten, und darin Beweise für das Uebelwollen der Deutschen diesem Lande gegenüber finden, meinen, daß es Englands unwürdig wäre, die Freundschaft eines ihm so feindlich gesinnten Landes zu suchen. England hat aber vor Allem mehr Gewicht auf das Interesse des Königreichs und Europas zu legen, als auf Empfindungen, seien sie wohlwollend oder nicht; ließe es sich dann aber auch beweisen—was durchaus nicht zugegeben wird—daß Deutschland uns im Allgemeinen nicht wohl will, so würde es wohl am Platze sein, zu fragen, ob wir ihm hierzu Grund gegeben haben.

* Nachdem einem jüngsten Artikel der „Kreuzzeitung" gegen England viel Gewicht beigelegt worden war, wegen seines scheinbar quasi-officiellen Charakters, erschien in der „Times" folgende Gegenerklärung: „Mit Bezug auf den, vergangene Woche citirten „Artikel der „Kreuzzeitung" freuen wir uns über die von bester Quelle gegebene Ver- „sicherung, daß dieses Blatt durchaus nicht die Politik oder Stimmung der deutschen „Regierung ausspricht."—„Times," 28. Januar 1873.

Die Verdienste der jüngst Krieg führenden Mächte sind vom politischen Standpunkte aus erschöpfend erörtert worden, und wenn die hier geltendgemachten Ansichten correct sind, so haben die Deutschen einiges Recht, über England zu klagen. Aber auch ohne so weit zu gehen, muß zugegeben werden, daß man einem Kriegführenden, welcher glaubt, daß ein Neutraler ihn falsch beurtheilt habe und dazu seinen Pflichten als Neutraler nicht nachgekommen sei, viel zu Gute halten sollte. Die Deutschen wissen so wohl wie wir, daß viele ihrer Söhne und Brüder durch englische Kugeln fielen, welche aus englischen Flinten abgeschossen wurden, die mit englischem Pulver geladen waren, welche Engländer des Gewinnstes wegen an Frankreich verkauft hatten. Aber viele Deutsche kennen die gewaltigen legalen, commerciellen und andern Schwierigkeiten nicht, die es unmöglich machen, den direkten oder indirekten Handel mit Waffen oder Munition * zu verhüten.

Sie glauben, daß wir bei gutem Willen auch die Mittel † hätten finden können. Ihre Gereiztheit muß nach dem Ausgleich des Alabama-Streites zugenommen haben, bei welchem wir, indem wir gleichweise für die vollkommene Gesetzlichkeit unserer Handlungen eintraten, die Bedingungen des Schiedsgerichtes aber so abfaßten, als sei es uns um die Verurtheilung und Bestrafung unserer gesetzlichen Acte, zu thun gewesen. Statt dreier, hätte eine einzige „neue Bestimmung" über die Pflichten Neutraler genügt, Deutschland zu einer Entschädigung zu berechtigen.

Wenn somit noch einige Erbitterung gegen England existirt, so

* Jener Punkt wurde von Lord Granville in seiner Korrespondenz sehr klar gemacht indem er gerade den Fall Preußens während des Krimkrieges citirte, als es uns auf dem gesetzlichen Wege des Handels und sicher mit keiner üblen Absicht gegen Rußland, mit Schiffsvorräthen von Rußland versah.

† Es wird sich den Kriegführenden, welche die ganze Frage nicht sehr sorgfältig studirt haben, stets eine Frage über die Schwierigkeit, solchen Handel mit Waffen und Munition zu verhüten, aufdrängen. „Würde „ „die britische Regierung," " fragen sie, außer Stande „ sein, zu verhüten, daß die Waffenschmiede in Birmingham durch Sendung von Waffen „ an die Rebellen, einen Aufruhr in Irland unterstützten?" Für die, welche die Frage studirt haben, ist die Antwort leicht,—nicht aber für den deutschen Soldaten?

können wir doch mit Recht hoffen, daß sie bald vergehen wird, wo die Interessen beider Länder nicht auseinandergehen und keine vernünftigen Gründe zur Eifersucht oder Uebelwollen vorhanden sind. Welch ehrgeizige oder feindselige Absichten unsere Phantasie Deutschland auch zugeschrieben haben mag, so müssen wir zugeben, daß es uns seit seinem großen Siege bei Dorking nicht belästigt hat, und nur außerordentliche Unfähigkeit in der Verwaltung unserer Marine-Angelegenheiten zu einer Wiederholung jener traurigen Katastrophe führen könnte. Viele Jahre müssen vergehen, bevor die deutsche Marine für uns etwas derartiges sein könnte, wie die Gefahr, welche die französische Flotte für uns hatte; bis dahin aber existirt die mehr praktische Frage über die Wahl unserer Verbündeten auf dem Continente.

Ist es wünschenswerth, daß England sich nicht ganz isoliren sollte, so liegt seine Wahl von Verbündeten praktisch zwischen den Großmächten: Frankreich auf der einen Seite und Deutschland auf der andern; zwischen Frankreich in all seinem Durcheinander des Wechsels und der Wiederherstellung für den Augenblick, und seinem Verlangen nach einem Rachekriege in kommenden Zeiten: und Deutschland, das ein tiefes Interesse an dem Frieden Europas hat. Es ließe sich schwer sagen, was—die Gesinnung ausgenommen—England mit Frankreich verbinden sollte, aber es sind klare Gründe da, für eine Allianz mit Deutschland; noch gibt es etwas im Volkscharakter oder in den Traditionen beider Völker, was sie daran verhinderte. Dann ist auch die wichtige Thatsache, daß in nicht zu entfernter Zeit im Laufe der Natur, eine brittische Prinzessin den Thron des neuen Deutschen Reiches theilen wird—eine Prinzessin, ebensowohl der Gegenstand unserer loyalen Achtung wie der unserer Anhänglichkeit und Hochschätzung für die Hoffnungen, welche ihre hohen persönlichen Eigenschaften einflößen. Wenn man in Rußland auf die Thronbesteigung des Thronfolgers als auf das Signal zum Kriege blickt, findet das Gegentheil in Deutschland statt, wo, wie wohl bekannt ist, der Kronprinz eben so sehr den Frieden liebt, als er sich im Kriege ausgezeichnet hat. Wem also der Frieden und das Glück Europas die ersten Ziele brittischer Politik

sind, so sollten wir sie in einer deutschen und nicht in einer französischen Allianz suchen.

Wir haben uns einer Allianz mit Deutschland, Oesterreich und Italien, eben so wohl im Interesse jener Staaten als Europas im Allgemeinen zugewandt, und wenn England durch seinen Beitritt eine vierfache Allianz zur Bewahrung des Friedens schließen sollte, so könnte man diese Segnung als nahezu gesichert betrachten. Diese Allianz würde auf so natürlichen und klaren Gründen beruhen, daß sie keine gegenseitigen Opfer oder schwierige Unterhandlungen nöthig machte, und außer den nächsten Zielen, die Lösung vieler Fragen zum allgemeinen Besten erleichtern würde. Einer solchen friedlichen aber allmächtigen Ligue gegenüber, könnte Rußland keinen seiner Nachbarn angreifen und die orientalische Frage ließe sich nicht zu seinen Gunsten durch das Schwert lösen. Die Civilisation wäre sicher vor der Gefahr, welche nun das westliche Europa von der Ostsee bis zum schwarzen Meere bedroht; diese Gefahr — neben jener einer russisch-französischen Allianz — beseitigt, dürften die Nationen in der Lage sein, eine Minderung der unerträglichen Lasten der augenblicklichen Rüstungen ins Auge zu fassen.

Es ist nicht unbekannt, daß in einigen Staaten des Continents, der Militärdienst ein fast unerträgliches Joch wird. In Theilen von Deutschland treibt er die Leute zur Auswanderung. In Frankreich entstand aus der Conscription, welche immer ein Druck ist, durch das Gesetz über Stellvertretung ein System, die Dienste derer zu kaufen, die willig waren, zu dienen; aber das hat nun ein Ende, und ein strenger rücksichtsloser Zwangsdienst wird die Geduld des Volkes aufs Aeußerste erschöpfen. Die Bevölkerung, welche während der letzten fünf Jahre factisch mehr als 300,000 Seelen abgenommen hat, wird einer doppelten Abnahme ausgesetzt sein, und während die Zahl der Producirenden vermindert werden wird, werden die Steuern auf das gewonnene Vermögen wachsen, wodurch doppelte Last, doppelter Schaden herbeigeführt wird.

Vorausgesetzt nun, daß die in Vorschlag gebrachte Quadrupel-Allianz sich nach einem kurzen Versuche als probehaltig erwiese — und es sind

keine Gründe sichtbar, daß sie es nicht thun sollte — so ist es begreiflich, daß die einzelnen Armeen sich dürften reduciren lassen, da die gesammte oder Bundesarmee durch ihre Gesammtstärke eine solche Reduction ausgliche? Die gesammten Streitkräfte dürften sich auf drei Millionen Mann belaufen; wenn man den militärischen Werth der brittischen Marine als ein Kontingent von 500,000 Mann veranschlagt. Könnte alsdann nicht wenigstens ein Drittel der gesammten Truppen entbehrt werden? Ohne in Details einzugehen, scheint auf diese Weise einige Erleichterung für die leidenden Millionen Europas möglich zu sein.

In jedem Falle, in der einen oder andern Gestalt, scheint ein Bündniß der vier conservativen Mächte Europas, (in der friedlichen Bedeutung) so weit dasselbe England betrifft, ein praktisches, sicheres und natürliches Substitut für die precäre und etwas gefährliche, durch die Ereignisse nun beendete englisch-französische Allianz zu sein. Dieses Bündniß ist jedoch keineswegs als ein, in irgend einem Sinne Frankreich feindseliges oder ungünstig gesinntes, zu betrachten. Daß Frankreich schließlich einer solchen Allianz beitreten würde, wäre höchst wünschenswerth; für jetzt dürfte sie seinen Ansichten und seinen Empfindungen nicht zusagen. Das Bündniß wäre indeß für keinen Staat nutzenbringender als für Frankreich selbst, das in einem undurchdringlichen Walle an seinen Grenzen, den besten Grund sehen würde, sich auf sein eigenes Gebiet zu beschränken und sich jener Aufgabe hinzugeben, die der gesunde Verstand ihm als sein erstes Interesse und Pflicht anweist. Frankreich könnte dieser Tage Elsaß und Lothringen wieder erlangen und dennoch desorganisirt, zerrüttet und sogar in seiner Hauptstadt besetzt werden von Feinden, schlimmer als die Deutschen. Auf der anderen Seite kann es Deutschland die alte deutsche Grenze* lassen, und nicht nur weit glücklicher, reicher und zufriedener, sondern schlechterdings auch stärker werden. Ohne die anderthalb Millionen Unterthanen, die Frankreich mit den verloren gegangenen Provinzen verlor, in Anschlag zu bringen, hat seine Bevölkerung sich um mehr als 300,000 Seelen

* Es ist nicht allgemein bekannt, und wurde kürzlich dem Verfasser aus guter Quelle mitgetheilt, daß die neue Grenze nahezu — an einigen Stellen vollständig — den Grenzmarken des alten deutschen Reiches folgt.

vermindert, anstatt sich um das Dreifache jener Zahl zu heben. Die Ursache dieser Abnahme und ein Heilmittel dafür zu finden, ist für Frankreich wesentlicher, als die Wiedereroberung zweier Provinzen zu versuchen, wobei sicher das Einkommen vieler Jahre, viele junge Menschenleben, die schwer zu entbehren wären, verloren gingen; ganz abgesehen von dem großen Risico eines totalen und unwiderruflichen Ruins. Aber H. Thiers würde anders denken. Ihm ist Frankreich, wenn nicht das napoleonische, nichts und die Legende müßte wieder aufleben, sollte auch Frankreich dabei zu Grunde gehen. Es dürfte von jenem schönen, in jeder Hinsicht so begünstigten Lande, welches so geeignet ist das Paradies des geistreichen und liebenswürdigen Volkes zu sein, für welches die Vorsehung es bestimmte, gesagt werden, daß dem französischen Adam, welcher mit der Pflege jenes Gartens betraut, nur die eine Beschränkung auferlegt wurde, „Meide eine ruhmredige Politik.“ Unter jener Einschränkung könnte das französische Volk, mehr als alle anderen Nationen, in seinem Lande sicher, geachtet, glücklich und ein Segen, statt der Geißel Europas gewesen sein. Wollte es sich nur der Thatsache nicht verschließen, daß es Gaben hat, welche aus ihm machen könnten, was keine militärischen Tugenden je vermöchten, und daß es durch jene Gaben Freunde machen könnte, wo der Sieg nur neue Feinde machen würde, so könnten alle seine Unglücksfälle sein Gewinn werden. Aber bei all seinem Genie und seinen Gaben, hat das französische Volk gerade die Fehler, welche es für die Stellung, die es am meisten begehrt, unfähig machen, nämlich der Schiedsrichter Europas zu sein. Bevor es jene Thatsachen anerkennt, oder Mißgeschick seine Fehler verbessert, ist es nicht das Interesse Englands, die letzte Allianz zu erneuern.

Für den Augenblick wenigstens dürfte für dies Land die sicherste und natürlichste Allianz ein Bündniß mit dem verwandten Stamme der nüchternen und ruhigen Teutonen sein, eher als mit den glänzenden und liebenswürdigen, aber zu flüchtigen und ruhmredigen Galliern.

Nachtrag.

Auszug aus der "North American Review" vom April 1872.

Der Artikel, welcher Herrn Benedetti's Buch bespricht, giebt die Anfangsgeschichte des nun so berühmten belgischen Projectes, wie sie im VI. Kapitel enthalten ist. Er erwähnt die Zusammenkunft Benedetti's und Bismarck's, bevor ersterer früh im August 1866 nach Paris zurückkehrte, welche mit der denkwürdigen Warnung Bismarck's schloß: „Lenken Sie gefälligst die Aufmerksamkeit Sr. Majestät „hierauf hin. Sollte aus dieser Verwickelung ein Krieg entstehen, „so könnte er eine revolutionäre Krisis im Gefolge haben. In einem „solchen Falle dürften sich die Throne der deutschen Dynastien fester „erweisen, als der des Kaisers Napoleon."

Nach dieser Unterredung kehrte Graf Beneditti nach Paris zurück. Am 12. August erschien der beruhigende Brief des Kaisers. Erst nachdem man so die Mainzer Frage hatte fallen lassen, brachte man das belgische Project aufs Tapet, und zwar in einem Briefe vom 16. August, den H. Chauvry Herrn Benedetti von Paris überbrachte, der einen genauen und präcisen Auszug seiner Instructionen enthielt Diese Instructionen beziehen sich auf die Kardinalpunkte in dieser Angelegenheit und geben über die ganze Streitfrage Aufklärung. Sie lauteten folgendermaßen:—

„1. Die Verhandlungen sollen einen freundschaftlichen Charakter „bewahren.

„2. Die Verhandlungen müssen durchaus vertraulich sein.“ (Dann folgt eine Liste der Personen, auf die sich das Vertrauen des Gesandten beschränken soll.)

„Nach dem Verhältniß zu der Aussicht auf Erfolg soll sich die Höhe „unserer Forderungen, wie folgt, richten:

„Erstens haben Sie die Wiedererwerbung der Grenze von 1814 „und die Annectirung von Belgien in einen Satz zu„sammenzufassen. Sie haben deshalb durch einen formellen Vertrag „die Uebergabe von Landau, Saarbrücken, Saarlouis und des Herzog„thums Luxemburg zu verlangen; und durch den Abschluß eines „Offensiv- und Defensiv-Vertrages, der geheim gehalten werden muß, „auf die Annectirung Belgiens hinzuzielen. Sie wollen zweitens, „sollte diese Basis ersichtlich kein Resultat versprechen, Saarlouis, „Saarbrücken und sogar Landau, aufgeben — das nur ein zerfallenes „Nest von einem Platze ist — da deren Besetzung das deutsche „National-Gefühl gegen uns aufbringen könnte. In diesem Falle „wird sich der offene Vertrag auf das Herzogthum Luxemburg be„schränken und Ihr geheimer Vertrag auf die Wiederver„einigung Belgiens mit Frankreich. Sollte drittens eine „deutliche, nicht mißzuverstehende Bezugnahme auf die Einver„leibung Belgiens als ungenießbar erfunden* werden, „so sind Sie autorisirt, in eine Klausel einzuwilligen, welche Ant„werpen, um der Intervention Englands zu begeg„nen, zu einem Freihafen macht.

„In keinem Falle jedoch wird Ihnen gestattet, die Wiedervereinigung „Antwerpens mit Holland, oder die Einverleibung Maastrichts mit „Preußen zu bewilligen. Sollte Herr von Bismarck fragen, welcher „Vortheil ihm aus einem solchen Vertrage erwachse, so würde die „einfache Antwort sein, daß er sich dadurch einen mächtigen Alliirten „sichere; daß er sich seine kürzlichen Errungenschaften consolidiren „würde, daß man von ihm nur seine Einwilligung zu der Abtretung

* Durch diese Stelle fällt natürlich die Behauptung, der Vorschlag der Annectirung Belgiens käme von Preußen, in sich selbst zusammen. Wie konnte sie sonst „ungenießbar gefunden werden?“

„ dessen wünsche, was nicht ihm gehöre, und daß er im Vergleich zu „ seinem Gewinnste keineswegs ein Opfer brächte.

„In Summe, das Minimum, was wir verlangen, ist ein offener „ Vertrag, der uns Luxemburg giebt; und ein geheimer Vertrag, „ der uns, indem er eine Offensiv- und Defensiv-Allianz stipulirt, die „ Gelegenheit bietet, Belgien im rechten Augenblicke zu annektiren, „ indem Preußen sich verpflichtet, uns, wenn nöthig, mit Waffengewalt „ beizustehen, um das Vorhaben auszuführen."

Diese Instruktionen, welche das Datum vom 16. August trugen, wurden am 23. desselben Monats von Benedetti beantwortet. Die Antwort soll nach der Erklärung Bismarck's „wie so viele andere interessante Dokumente derselben Art" in der Handschrift Benedetti's sein. Sie ist nun im Besitz des deutschen Ministeriums des Auswärtigen. Sie enthält einen Entwurf, ebenfalls in Benedetti's Handschrift, und ist in strikter Uebereinstimmung mit den obigen Instructionen abgefaßt. Am Rande des Entwurfes sind verschiedene Verbesserungen, die eine andere Hand* in Paris hinzugefügt hat. Der reducirte Text stimmt vollständig mit dem berühmten, im letzten Jahre vom Grafen Bismarck veröffentlichten „Projekte" überein. In einem Briefe, der den Entwurf begleitet, giebt Benedetti die Gründe für einige Aenderungen an, die er sich erlaubt hatte. Landau und Saarbrücken waren ausgelassen. Er bedeutet der Regierung, wie er Gelegenheit gehabt hätte, sich davon zu überzeugen, daß sie auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen würde, falls sie auf diesen Plätzen bestehen sollte. Er hätte demnach sich auf Luxemburg und Belgien beschränkt. Auch hätte ihm ein Vertrag besser geschienen als zwei.

In den Händen der Deutschen befindet sich auch ein im Rohen ententworfenes Antwortschreiben auf diesen Brief Benedetti's. Es ist auf officielles Papier geschrieben, und zeigt, daß Benedetti's Entwurf einen günstigen Eindruck gemacht hatte. Es spielt auf die Nothwen-

* Anmerkung des Uebersetzers: Des Kaisers Napoleon. Siehe Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Februar 1874.

digkeit an, Holland durch preußisches Gebiet für den Verlust Luxemburgs zu entschädigen. Es erwägt die Geldopfer, welche zur Ausführung des Vertrages nöthig sein dürften. Es behauptet, daß das Recht Preußens auf die Besetzung der Bundesfestungen erloschen sei, und daß eine fernere Ausübung desselben in Süddeutschland, sich mit der Unabhängigkeit der süddeutschen Staaten nicht vertragen würde. Es giebt Landau und Saarbrücken auf, sagt jedoch, man erwarte von Preußen einen Akt des Entgegenkommens, indem es ihre Festungswerke zerstöre und ihnen ihren drohenden Charakter nähme. Es wiederholt die Erklärung, daß die Erwerbung Luxemburgs das unmittelbare Ziel der Uebereinkunft sei, dem dann schließlich die Annektirung Belgiens folgen sollte. Weiter folgt diese Stelle:—

„Es ist ersichtlich, daß die Ausdehnung der Suprematie Preußens „über den Main hinaus uns naturgemäß zwingen wird, Belgien zu „nehmen. Dieselbe Nothwendigkeit könnte sich jedoch aus anderen „Ereignissen ergeben, worüber zu urtheilen wir uns das ausschließ„liche Recht vorbehalten müssen. In dieser Hinsicht ist der klare „und genaue Wortlaut des Entwurfes von unschätzbarem „Werthe. . . . . Diese Combination versöhnt alle Parteien. „Indem sie uns die unmittelbare Genugthuung verschafft, die Leute „bezüglich Belgiens auf die rechte Spur hinzuweisen, trägt es dazu bei, „die öffentliche Meinung in Frankreich* zu beruhigen. Sie bewahrt „das Geheimniß sowohl in Bezug auf die Allianz, als auch auf die „beabsichtigte Annexion. Wenn Sie glauben, daß es rathsam, die „Annectirung Luxemburgs so lange zu verheimlichen, bis wir gegen „Belgien vorgehen, so würden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir „im Einzelnen Ihre Gründe dafür angeben wollten. Sie werden „begreifen, daß wenn man den Anfang der Operation auf unbestimmte „Zeit vertagen wollte, die belgische Frage zu einem voreiligen Abschlusse „kommen könnte.“

Auf diese Mittheilung von Paris antwortet Benedetti in einem

* Das heißt, nach der Ansicht der französischen Regierung würde das französische Volk an einem grundsatzlosen Raub und einer Perfidie gegen einen Alliirten großes Wohlgefallen haben. Der Verfasser.

Briefe vom 29. August. Nun drückte er zum ersten Male einen Zweifel darüber aus, ob Frankreich auf die Aufrichtigkeit Preußens zählen könne. Er glaubte, Bismarck habe Frankreich im Verdacht, Zwietracht zwischen England und Deutschland herbeiführen zu wollen. Er führte die Mission des Generals Manteuffel nach St. Petersburg an, und drückt seine Befürchtung aus, Preußen habe von anderer Seite Versicherungen erhalten, „die es in Stand setzten, sich über die Haltung „Frankreichs hinwegsetzen zu können." Er führt eine Aeußerung Bismarck's an, wonach dieser dem Könige gesagt habe, Preußen müsse den Beistand einer Großmacht haben. Sollte das Zusammengehen mit Frankreich abgelehnt werden, so geschehe dies aus dem einzigen Grunde, weil das Berliner Cabinet sich anderswo vorgesehen habe, oder die Hoffnung habe, dies bald thun zu können. Er schloß mit der Erklärung, daß er sich bei dem ungewissen Stande der Dinge entschlossen habe, nach Karlsbad zu gehen, wozu er, wenn er es nothwendig finden sollte, ermächtigt sei. . . . .

Fürst Bismarck schließt sein Kapitel der Enthüllungen auf folgende characteristische Weise:

„Wir haben jedoch keinen Wunsch, weitere Enthüllungen zu „machen, es sei denn, daß unsere eigene Vertheidigung uns durchaus „dazu nöthigt. Wir beschränken uns demnach darauf, Behauptungen „zu corrigiren, die über die deutsche Politik irrthümliche Ansichten „hervorrufen könnten. Wir werden daher der Versuchung, von dem „uns zur Verfügung stehenden Material einen freieren Gebrauch zu „machen, widerstehen, bis man uns zwingt, diese Arbeit wieder aufzu„nehmen."

Der Trotz oder vielmehr die Herausforderung, mit der Graf Bismarck seinen Brief schloß, ist vom Grafen Benedetti unbeachtet geblieben. Der Gesandte hat die Echtheit der Dokumente nicht geläugnet. Dagegen sagt man ihm nach, all seinen Unwillen auf seine alten Freunde übertragen zu haben, weil sie versäumten, ihn von dem Fange in Cerçay zu benachrichtigen.

Man braucht kaum im Einzelnen bei den Motiven zu verweilen, welche Graf Benedetti bestimmten, dieses Feld falscher Darstellung zu

betreten. Die erste Bekanntmachung des „Vertrag-Projektes" im Jahre 1870 brachte Frankreich in eine precäre Stellung. Der Gesandte wußte, daß Einzelne — in Frankreich wenigstens — seinem Worte dasselbe Gewicht beilegen würden, wie dem Bismarck's. Er wußte überdies, daß die preußische Regierung keine Mittel besaß, die Unrichtigkeit seiner Aufstellungen zu beweisen. Er entschloß sich deshalb, seine Behauptung derjenigen seines Feindes gegenüberzustellen. Nachdem er einmal den Pfad falscher Darstellung betreten hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als entweder die Unwahrheit einzugestehen, oder weiterzugehen, indem er Sachen verheimlichte oder Anderes ausfindig machte, wie es ihm nöthig scheinen mochte. Vorausgesetzt Herr Rouher hätte gute Vorsorge getroffen, die Dokumente zu vernichten, die im Interesse Frankreichs nie das Tageslicht hätten erblicken sollen, so hielt es nicht schwer für ihn, die Rolle durchzuführen. Er schrieb eine Erzählung, die von edler Entrüstung voll ist. Er bot der Welt einen genügenden Bericht von alle dem an, was in der Angelegenheit Statt fand. Vorsichtig verheimlichte er Alles, was gegen ihn aufgestellt werden konnte. Er unterließ es, seine Correspondenz zu veröffentlichen. Endlich ist bei ihm — und hier erreicht seine Verwegenheit ihren Höhepunkt — ein Grund zu solcher Unterlassung der tugendsame Unwille, einen einzigen Zeugen vorzubringen, mit dem man kein Kreuzverhör anstellen könne; während er in der That wohl wußte, daß, wenn diese Zeugen zur Aussage gezwungen würden, dies seine sofortige Vernichtung zur Folge haben würde. Wir können nur hinzusetzen, daß die Motive, die er für seine Zurückhaltung angab, sogar, wenn sie aufrichtig wären, als das erscheinen dürften, was Horaz als "prave pudens" charakterisirte. Da die Wahrheit ans Licht gebracht worden ist, so liegt mehr als poetische Gerechtigkeit in der Thatsache, daß gerade die Briefe, die so weislich bei Seite geschafft worden, seine schließliche Niederlage herbeigeführt haben.

London: Gedruckt von Wertheimer, Lea & Co., 1, Circus Place, Finsbury, E.C.

Schul

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dunsany, Edward John Moreton Drax Plunkett,

Gallier oder Teutone? Betrachtungen über unsere zukünftigen Alliirten

Berlin 1874

J.publ.e. 96 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11185082-5